Die Sünden Rußlands

gegen

die katholische Kirche

oder

die Geschichte des alten Polen.

Nach den Erzählungen eines geistlichen Emigranten.

Mainz.
Druck und Verlag von Florian Kupferberg.
1874.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Ein Abend im Oberpollinger. Die neue Bekanntschaft. Die Bonifazkirche. Der Spaziergang an der Isar und die Gabelweihe.

1.

Es war gerade Dreikönigdult des Jahres 1861 in München, wie man den Markt heißt, der vom Dreikönigtag an auf dem Maxmiliansplatz daselbst abgehalten wird und jeweils vierzehn Tage dauert. An Seiltänzern, Kunstreitern, Thierbändigern und anderen Sehenswürdigkeiten fehlte es auch diesmal nicht und kaum konnte man in den Gasthöfen und Bierlokalen vor fremdem Volke sich regen. Wandernde Bänkelsänger und Zitherspieler wechselten jeden Augenblick mit böhmischen Schnurranten oder Akrobaten, Possenreißern und anderen zweideutigen Künstlern ab. Dazwischen drängten sich Orgelmänner, Savoyarden mit Murmelthierchen und Bettler unter allen Façonen und ließen die Gäste kaum einen ruhigen Schluck Bier trinken, geschweige ein vernünftiges Wort reden. Es gehörte wirklich die Gutmüthigkeit und der unverwüstliche gute Humor eines eingeborenen Münchners dazu, um nicht zuletzt bei dem ewigen in-Sack-langen ungeduldig zu werden und sich in seiner Behaglichkeit nicht stören zu lassen. Gerade so, oder wohl am kunterbuntesten, gieng es heute Abend im Oberpollinger nächst dem Carlsthor zu. Die ganze große dreifache Bierhalle war von Gästen bis in den hintersten Winkel besetzt und unter lau-

tem Gekreisch: Schaffens Platz! arbeiteten sich die Bierkellnerinnen mit ihren Ellbogen durch das Gedräng, mächtige Bierlasten vor sich herschleppend.

Ich selber, der ich damals als Geistlicher in München mich geraume Zeit aufhielt und gewöhnlich meinen Abendtrunk hier nahm, war auch heute hierher gekommen, in der Hoffnung, unter den vielen Fremden vielleicht einen Landsmann zu treffen, obgleich ich in einem solchen Sammelsurium sonst wenig Behagen fand und zumal der Sturm diesen Abend dichte Schneewolken vor dem Carlsthore aufwirbelte und durch die Straßen peitschte, daß man kaum die Gaslaternen flimmern sah und mit Mühe Mantel und Hut bemeistern konnte. Ich hatte zum Glück im innersten Lokal nächst der Küche an der Glaswand noch ein Plätzchen bekommen und konnte von da aus das ganze Gewühl übersehen.

Eben hatte ein neuer Bosko, auf einem Tische stehend, seine Zauberkünste dargestellt: so hatte er z. B. vor den Augen Aller ein Glas Bier getrunken, dann wischte er sich den Mund ab, aber sogleich beklagte er sich über ein eigenthümliches Bauchgrimmen und sofort fing er an eine Menge Geldstücke einzeln oder paarweise aus dem Mund herauszubrechen. Dies war dann eine große Erlustigung für die Münchner, die zwar täglich viel Bier trinken, in deren Magen es sich aber nie in Geld verwandelt. Dies und ähnliche Zauberkünste hatte er viele zum großen Beifall der Anwesenden producirt und kaum seine Belohnung eingesammelt, so trat ein dickwanstiger Musikkünstler ein. Derselbe war zwar schon ein bejahrter Mann, trug aber trotz seinen schneeweißen Haaren doch noch die Uniform der schweizerischen Landmiliz. Auf seinem Rücken trug er die sogenannte große Trommel und vor sich hatte er eine kleinere hangen. Vor dem Munde waren mehrere Blasinstrumente an einem Riemen befestigt. Auf dem mächtigen Tschako, der einem umgestürzten Melkkübel ähnlich war, bambelte ein Schellenbaum, in jedem Knie einwärts aber hatte er das Zinnerättätä angebracht. So hatte er die Fertigkeit, ganz allein ohne Beihülfe eine ganze türkische Musik aufzuführen. Während sein Mund Trompete blies, wirbelten seine Hände die Trom-

mel, schlugen die Kniee Zinnplatten und wackelte der Kopf den Schellenbaum. Auch dieser ohrenbetäubende Spektakel gieng glücklich vorüber und der Wackelmann präsentirte gerade, mit militärischer Gravität die eine Hand an der Stirne haltend, mit der andern den Teller an unserm Tisch herum, ohne daß ich in dem dichten Tabakdampfe auf meine nächste Umgebung einen Blick warf. Ich war soeben im Begriff in meiner Geldtasche eine kleine Münze als Lohn für den musikalischen Hochgenuß zu suchen, da vernahm ich neben mir eine Stimme, die in französischer Sprache vor sich hin murmelte: O mon Dieu! nous sommes mêmes pauvres! O mein Gott! wir sind selber arme Leute! Ich schaute auf. Da sah ich zu meiner Ueberraschung einen alten Herrn mit einem Frauenzimmer mittlern Alters neben mir sitzen, welche, ohne daß ich es bemerkt hatte, während dem Höllenspektakel an meiner Seite Platz genommen hatten, während Andere, wahrscheinlich um der neuen Brandschatzung zu entgehen, verduftet waren und sich unbeschrieen entfernt hatten.

Der alte Herr stützte sich ziemlich vorwärts gebeugt und wie es schien von Müdigkeit angegriffen auf seinen Stock und schien wenig zu beachten, was um ihn her vorgieng. Nur hier und da murmelte er in französischer Sprache unverständliche Worte vor sich her. Er war in einen dicken Pelzmantel, sogenannte Wildschur, eingehüllt und hatte eine hohe schwarze Pelzmütze tief über seine Stirne herabgezogen, von der man nichts, als ein paar weißgraue buschige Brauen hervortreten sah, mit zwei tiefliegenden Augen, die nur hier und da unstät und mißtrauisch im Zimmer herumirrten.

Das Frauenzimmer an dessen Seite war dem Alter nach offenbar entweder eine Tochter, Verwandte oder Bedienstete als Reisebegleiterin. Auch sie war in eine Pelztunika eingehüllt. Auf ihrem Schooße lag ein niedliches, schneeweißes, glatthäriges Hündchen von ächter Pinscher-Race. Obgleich ein wehmüthiger schmerzhafter Zug auf ihrem Gesichte nicht zu verkennen war, der an allerhand trübe Lebenserfahrungen zu erinnern schien, so schaute sie doch freundlich und unbefangen vor sich in das bunte Gemisch, das ihr übrigens nichts Fremdes zu sein schien, und streichelte gar

1*

zärtlich ihre Finette, wie sie den Hund liebkosend anredete. Zu den Füßen der Dame lag ein Reise-Sack, der mich gleich darauf hinleitete, daß die beiden Gäste heute erst frisch zugereist kamen. Wer weiß wie weit her?

Das Getümmel war noch zu groß, als daß man ein Unterhaltungs-Gespräch hätte anknüpfen können. Zudem schaute der alte Pelzrock-Mann so grießgrämig vor sich hin und war so wortkarg, daß er nur hie und da mit seiner Begleiterin einige französische Worte wechselte und diese waren nicht im freundlichsten Ton gehalten. Er schien recht leidend von den Strapatzen der Reise. Ich selber war derlei Gesellschaften so gewöhnt, daß ich mich weder einer Unterhaltung absichtlich verschloß, noch Jemanden auf zudringliche Weise belästigen und in seinem Stillleben stören wollte.

Endlich hatte sich die Menge der Gäste nach und nach gelichtet. Es wurde in unserm Winkel einsamer und stiller; einzelne Gaslampen wurden schon ausgelöscht und einzelne Tische von den Kellnerinnen abgeräumt. Auch der alte Herr wurde etwas lebhafter und schien von seiner Müdigkeit sich etwas erholt zu haben. Wir drei Personen saßen noch ganz allein am Tisch. Endlich wendete der alte Herr sein Haupt, schaute mich mit seinen tiefliegenden kleinen grauen Augen aus den buschigen Brauen scharf an und sagte in gebrochenem Deutsch: Ah! gut Bier in dem München! Dazu lächelte er ganz bittersüß, als habe er schon allerhand Biere getrunken. Ja! Ja! sagte ich, wenn es in München nicht gut wäre, wo sollte man gutes trinken?

Eh bien! München ist Bierstadt! erwiderte der Pelzmann, in München man viel Bier trinkt! Somit war das Gespräch geschlossen. Ich mußte lachen über den weitverbreiteten Ruf der guten Stadt München. Die Dame war aber jetzt desto redseliger. In angenehmem norddeutschem Dialekt erzählte sie, daß sie schon drei Tage bei dieser Kälte auf der Reise seien und heute direct von Wien kämen. Herr Onkel, sie meinte den Pelzmann, sei deßhalb von der Reise gar angegriffen und habe seine alten Gliederschmerzen und Brustkrämpfe. Ein Schlückchen Kümmelbranntwein werde schon gut sein. Damit befahl sie dem Kellner einen Doppelkümmel zu bringen.

Zusehends erheiterte sich das Antlitz des alten Onkels, wie wenn ein Sonnenstrahl es verklärte und neues Leben über ihn ausgegossen würde, und als er erst den köstlichen Trank wiederholt verkostet hatte, schien neue Wärme seine alten Knochen zu durchrieseln. Er wurde gesprächiger und als er erfuhr, daß ich ein katholischer Geistlicher sei, der sich schon längere Zeit in München aufhalte und daß ich mit allen Verhältnissen in der Stadt ziemlich bekannt sei, nahm er seine Pelzkappe herab und legte sie neben sich auf den Tisch.

Der alte Herr schien mir jetzt recht ehrwürdig, schneeweiße Haare bedeckten seinen Scheitel und endigten in feinen Silberlocken. Sein Gesicht wäre edel gewesen und seine fein geschnittenen Züge hätten einen wohlthuenden Eindruck gemacht, aber ein bitterer Zug schwebte um seine Lippen und sein mißtrauischer unstäter Blick und zurückhaltendes verschlossenes Wesen ließen keine rechte Unterhaltung aufkommen. Er gab mir zu verstehen, daß er selber ebenfalls beabsichtige, sich einige Zeit in München aufzuhalten, wenn er Erlaubniß von der Polizei erhalte, fragte mich, wo ich logire und wo ich celebrire d. h. Messe lese und ob ich mich auch ordentlich durchbringe.

Ich selber lobte München gar sehr. Da ich gerade ein Stückchen Wurst verzehrte, so wurde auch Finette zutraulicher gegen mich und rückte an mich heran und für jeden Bissen, den ich dem Hündlein gab, warf mir die Dame einen dankbaren Blick zu.

O es ist ein gutes Hündlein, diese Finette, sagte sie: Es ist eine Pariserin, es begleitet uns seit Jahren auf vielen Reisen und hat schon halb Europa gesehen. Oh! ein gutes braves Hündlein, schier das einzige treue Geschöpf auf Erden, das wir haben, setzte sie wehmüthig bei, und eine Thräne trat verstohlen aus ihrem Auge.

Eh bien! sagte der Alte: Kommen Sie morgen wieder zu Oberpollinger?

Bleiben Sie wohl hier über Nacht, fragte ich, oder logiren Sie länger hier?

Ja wohl, sagte der Alte, es ist uns dies Wirthshaus von unseren Freunden in Krakau empfohlen worden. Wir

werden hier bleiben, bis wir ein eigenes Logis zu miethen finden. „Vielleicht,“ setzte er dazu, indem er mißtrauisch sich umschaute und alsdann einen scharfen Blick auf mich warf, „werden Sie so gut sein und uns an die Hand gehen, da wir hier ganz fremd sind?“

„Mit Vergnügen,“ sagte ich, „wenn ich Ihnen dienen kann. Wissen Sie was! Morgen um acht Uhr lese ich in der Bonifazkirche die heilige Messe, alsdann will ich hier frühstücken und wenn ich Sie hier treffe, wollen wir etliche Wohnungen, die ausgeschrieben sind, anschauen, damit Sie nicht gar so lange im Gasthof bleiben müssen, wo es doch viel theurer für Sie zu stehen kommt.“

Eh bien! sagte der alte Mann schmunzelnd und reichte mir seine Hand.

Ich erhob mich jetzt von meinem Stuhle und legte meinen Mantel an, denn auf der nahen Michaelskirche hatte es eilf Uhr geschlagen und ich hatte mich ausnahmsweise verspätet. Finette wedelte noch einigemal zum Dank für die Wurstzipfel und ich empfahl mich den fremden Unbekannten mit dem Wunsche: Gute Nacht! Ruhen Sie aus von ihrer Reise; auf Wiedersehen!

2.

Während ich so, tief in meinen Mantel gehüllt, durch die unlustige stürmische Nacht beim Schneegestöber über den Carlsplatz meiner Wohnung zusteuerte, durchkreuzten allerhand Gedanken meinen Kopf, wer doch die unbekannten Fremden sein möchten und es reute mich schier so voreilig mich in eine Bekanntschaft eingelassen zu haben, da es in dieser Hinsicht in einer größern Stadt immer heißt: Trau, schau, wem? Der erste Gedanke beim Anblick des Fremden war, er sei ein polnischer Kaufmann oder gar ein polnischer Jude, der die Dreikönigsdult besuche. Allein all dies zerrann in Nichts, wenn ich über die geführten Reden nachdachte: Paris, Krakau, Finette und halb Europa. All dies zerstörte meine Vermuthung. Jener Seufzer: O mon Dieu! nous sommes mêmes pauvres: Wir sind selber arme Leute, dazu die Beobachtung, daß die Fremden sich nach so be-

schwerlicher Reise nur mit etlichen Glas Bier und etwas Brod begnügten und nicht einmal eine warme Suppe genossen, bewiesen mir deutlich, daß ich es mit armen, wer weiß wie unglücklichen Menschen zu thun habe, die einem bessern Stande angehörten, auch merkte ich wohl, daß der alte Herr offenbar große Bildung und Weltkenntniß besitze. Also, dachte ich, auf mein gutes Herz hin halte ich morgen jedenfalls Wort. Nur der mißtrauische Blick und die Aeußerung des Pelzmannes, „wenn es die Polizei uns erlaubt," schreckte mich wieder ab.

Unter derlei Gedanken war ich an meine Hausthüre gekommen, drehte rasch den Schlüssel und war gottlob in meiner warmen Stube angekommen, während der Wind scharf die Schneeflocken an die Fenster prasselte.

Als ich des andern Morgens aufstund, war die Bekanntschaft, die ich Abends vorher gemacht, wieder einer meiner ersten Gedanken. Zur bestimmten Stunde begab ich mich in die Bonifaziuskirche, um dort die heilige Messe zu lesen. Es ist dies eine jener wundervollen Kirchen, welche der Großvater des jetzigen Königs, Ludwig I., gebaut hatte und welche, weil sie im Stile der alten römischen Basiliken oder Gerichtshallen gebaut ist, auch die Basilika kurzweg genannt wird. Dieselbe ist an das von König Ludwig errichtete Benediktinerkloster angebaut und ist aus naturfarbenen Backsteinen aufgeführt. Prachtvoll erhebt sich dieser Bau in der Carlsstraße. Eine Vorhalle von acht Säulen von weißem Kalkstein bildet den Eingang mit drei kunstvoll in Holz geschnitzten Eingangspforten. Ueberraschend ist der prachtvolle Anblick des Innern dieser Kirche. Durch 64 Säulen, wovon je 16 in einer Reihe stehen, wird die Kirche in ein 80 Fuß hohes Mittelschiff und 4 schmälere 43 Fuß hohe Seitenschiffe eingetheilt. Diese Säulen aus grauem polirten Marmor bestehen aus einem Stück (Monolithen), sind unten an den Schäften $2^1/_2$ Fuß stark und mit Capital und Sockel 25 Fuß hoch. Die Capitäle und Fußgestelle sind von weißem Marmor mit herrlichem Schmuckwerk geziert. Der Dachstuhl liegt frei, die braungefärbte Balkenverbindung erglänzt in reicher Vergoldung; die Decke des Mittelschiffes zeigt des Himmels Blau mit goldenen Sternen besäet. Herrliche

Wandmalereien ziehen sich längs dem Haupt- und den Seitenschiffen hin und stellen die ganze Lebensgeschichte des heil. Bonifazius, Apostels der Deutschen, dar. Ueberdies sind die Wände mit polirtem Marmor verkleidet, was in der heiligen Christnacht, wenn alle diese Säulen mit Kronen von Kerzenlichtern umgeben sind, einen wundervollen Anblick bietet. Der ganze Tempel scheint alsdann in Gold- und Marmorglanz zu schwimmen. Auf prächtigen Marmorstufen steigt man in den Chor, in welchem hinter dem prachtvollen römischen Altare Christus in der Glorie auf einem Throne sitzend umgeben von Cherubim und Seraphim und die Bildnisse der vornehmsten Apostel und Bischöfe Deutschlands und Bayerns erglänzen. Unter dem Chor ist die Grabcapelle mit den Gruften für die Benediktiner des angrenzenden Klosters. Beim Eingang rechts in die Kirche aber steht das Marmorgrab, in welchem König Ludwig I. und seine Gemahlin Therese beigesetzt sind. Doch halten wir uns nicht länger hiebei auf.

3.

Ich begab mich sofort in die Sakristei, um mich zur heiligen Messe anzukleiden. Aber wie erstaunte ich! kaum traute ich meinen Augen, als ich mich an meinen Platz begab, stund hier im vollen Kirchenornat zur heiligen Messe angezogen: der alte Herr, den ich gestern schier für einen polnischen Juden gehalten hätte. Ich war sichtlich verblüfft. Der alte Herr aber neigte sein Haupt schweigend zum Gruß, nur ein verschmitztes Lächeln spielte um seine Lippen. Im nämlichen Augenblicke wurde das Glockenzeichen gegeben und der fremde Priester schritt hinaus an den Altar und ließ mich erstaunt zurück. Man wird sich leicht vorstellen, in welcher Verlegenheit ich mich befand, als wir beide nach vollendeter Messe vor die Kirche hinaustraten und uns wechselseitig begrüßten und guten Morgen! wünschten. Einmal schämte ich mich halber über meine Dummheit und Mangel an Scharfblick, zum andern fühlte ich mich halb verletzt, daß ich auf so verschmitzte Weise dupirt war, da ich doch selber so offen mich benommen hatte. Allein ich fand es später

leicht entschuldbar und verzeihlich, da ich die Geschichte des alten Herrn näher kennen lernte. Für heute ließ ich mir nichts anmerken und machte eine gute Miene dazu.

Doch wir wollen jetzt schnell über den weitern Verlauf dieser neuen Bekanntschaft hinübergehen. Noch am nämlichen Tage sorgte ich, daß die beiden Fremdlinge ein passendes Logis fanden und am nämlichen Abend saßen wir auch wieder an demselben Tisch im Oberpollinger, der heute bei weitem nicht so angefüllt war.

Ich hatte jetzt schon so viel Zutrauen gewonnen, daß ich erfuhr: der alte Herr sei ein polnischer Priester Namens Laurenz Wisniewski, welcher in Folge der polnischen Revolution und der spätern Verfolgung der katholischen Kirche aus seinem Vaterland verbannt, ein unstätes und dürftiges Leben zu führen gezwungen sei und daß das ihn begleitende Frauenzimmer eine Nichte, eine Base war, die ihn in seinen alten Tagen verpflegte und schon viele Jahre in Paris und später in Krakau bei ihm zubrachte und ihn auf allen seinen Wanderungen und Irrfahrten begleitete.

Herr Laurenz Wisniewski erhielt wirklich von der Polizeibehörde in München, welche die polnischen Emigranten sonst strenge überwachte, die Erlaubniß, sich in München aufzuhalten. Bei der großen Armuth und dem traurigen Loos, in welchen sich dieser vom heimathlichen Heerde verbannte Priester befand, nahm ich mich, wie ich es für Pflicht hielt, um den bedrängten Mann nach Kräften an. Ich verschaffte ihm an einer Hauptkirche Münchens eine Stelle, wo er, soweit es seine Sprachkenntniß erlaubte, Aushilfe in gottesdienstlichen Verrichtungen leisten durfte und dafür einen Tagesgehalt bezog, wodurch er wenigstens vor der größten Noth geschützt war. Maugoschatta (Margaretha), seine Base, welche in den feineren weiblichen Arbeiten Geschicklichkeit und Fertigkeit besaß, gab sich alle Mühe Beschäftigung zu bekommen, um sich etwas zu verdienen. Dies gelang ihr auch nach und nach und sie arbeitete unermüdlich Tag und Nacht, um die Wünsche ihrer Kundsame zu befriedigen. Dadurch erhielt sie Zutritt selbst in vornehmere Häuser und da es in München viele gute und religiöse Leute gibt, wurde

manches Herz über die Noth des greisen Priesters gerührt und floß manche Quelle der Unterstützung. So ward das Leben des armen verbannten polnischen Priesters äußerlich wenigstens erträglich. Jedoch der Schmerz über sein von roher Gewalt niedergetretenes Vaterland, eine oft brennende Sehnsucht nach seiner geliebten Heimath, und eine allen verbannten Polen eigenthümliche Unruhe abwechselnd mit steter Hoffnung auf die baldige Befreiung ihres unglücklichen Landes, ließen ihn an keinem Orte, selbst in besserer Lage ungestört und der Gedanke, sein Vaterland nie mehr zu sehen, hätte allein ihm den Tod gebracht.

Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, und ich hätte es für eine Sünde und ein Verbrechen gehalten, dem greisen Priester seine goldnen Hoffnungen zu rauben, von denen leicht voraus zu sehen war, daß wenigstens für ihn in seinen noch übrigen wenigen Lebensjahren wohl keine mehr in Erfüllung gehen werde.

Stunden lange brachte ich bei dem armen Manne zu, dessen Körperkraft, wie es schien, durch unerhörte Leiden und Entbehrungen gebrochen war und den nur noch das Flämmlein der Hoffnung auf eine bessere Zukunft beim Leben zu erhalten schien. Oft machte ich mit ihm, als die bessere Jahreszeit und gar der Sommer herankam, einen Spaziergang, zuweilen auch einen Ausflug in die reizenderen Umgebungen Münchens, an das schöne Gestade des Starnberger Sees. Aber keine Schönheit des herrlichen Sees, und kein Blick in die majestätische Alpenwelt hatte einen Reiz für ihn und konnte ihn fesseln, im Gegentheil: er wurde nur um so schwermüthiger und es zog ihn nur um so gewaltiger nach seinem Heimathlande hin. Ich hatte oft tiefes Mitleid und Bedauern mit dem armen Mann, der in Gedanken mehr in Polen und selbst in Sibirien verweilte, als ihn die reizendsten Gegenden Deutschlands hätten fesseln können. Er lebte nur noch in der Erinnerung an seine heimathlichen Jugendjahre und seine schrecklichen Erfahrungen, oder in hoffnungslosen Träumen einer bessern Zukunft. Dabei erzählte er mir aus aller Herren Ländern von seinen Irrfahrten, aber sein verschlossenes Wesen ließ ihm nicht zu: seine eigentliche Lebensgeschichte zu offenbaren und ein unauslöschliches Miß-

trauen, auch gegen seine besten Freunde, ließ ihn den Mund nicht öffnen.

Durch meine fortgesetzte Theilnahme und Freundschaftsbezeugung gewann ich dennoch täglich mehr sein Zutrauen. Mehrmals hatte er auf unseren einsamen Spaziergängen, wenn wir so alleinig am Isarstrande oder in den Schattengängen des englischen Gartens wandelten, zu mir gesagt: Ich möchte Ihnen schon lange gerne einmal meine Lebensgeschichte erzählen, aber die Wunden meines Herzens brennen mich nur um so ärger, wenn ich die Erinnerungen wieder alle wach rufe, und so blieb es beim Alten, denn ich wollte nicht weiter in ihn dringen.

Endlich eines Tages, da wir in den Isar-Anlagen wieder einsam, nur vom getreuen Hündlein Finette begleitet, dahinwandelten, war der alte Mann besonders weich gestimmt. Wir setzten uns auf einer Rasenbank nieder und schauten in die Isar hinaus, wie sie wildschäumend ihre gelben Fluthen an uns vorüberwälzte. Vor unseren Augen plätscherten eine Truppe junger Wild-Enten in den stehenden Altwassern auf und ab, während über uns bald höher bald niederer in weiten und sich immer verengenden Kreisen eine mächtige Gabelweihe mit weit ausgebreiteten Flügeln auf- und niederschwebte. Plötzlich ertönte aus dem Weiher ein gellendes: Kräck, kräck. Die Enten stoben flatternd nach allen Seiten auseinander. Der Stoßvogel aber, der schon lange sein Opfer ausersehen hatte und mit Blitzesschnelle herabgestürzt war, trug in seinen scharfen Krallen seine Beute davon, um sie auf einer nahen Felskuppe auszuweiden.

In demselben Augenblicke aber, da dies Schauspiel vor unseren Augen vorgieng und der blutdürstige Stoß des Raubvogels von uns gewahr wurde, sprang der alte Pole wie vom Jugendfeuer ergriffen auf, drohte mit dem Stock, als wollte er abwehren, und war in vollster Aufregung.

Sehen Sie! sagte er endlich niedergeschlagen, wie wenn der räuberische Stoß ihn selber getroffen hätte: Dieser blutdürstige Raubvogel erinnert mich an den blutlechzenden russischen Adler, der schon im vorigen Jahrhundert zuerst in weiten, alsdann in immer engeren Ringen den weißen pol-

nischen Aar umkreiste, bis es ihm endlich gelang mit anderm Geyer-Volk den Stoß auf ihn zu wagen, ihm die Flügel abzureißen, ihn zu zerfleischen und endlich sich in sein Eingeweide einzubohren und sein Herzblut einzusaugen.

Sie wissen wohl, daß ich das große russische Raubthier, das Czarenthum meine, welches schon Ende des vorigen Jahrhunderts unser geliebtes polnisches Vaterland, das einst reich und mächtig war, aber durch die Schwäche seiner Könige, den Ehrgeiz seiner Großen und durch innere Parteiungen kraftlos geworden war, in dreimaliger Theilung zerriß, und die schönsten Provinzen, darunter die Königsstadt, das Herz von Polen, später für sich selbst behielt, um es vollends auszusaugen und sich von seinem Blute und dem Blute seiner Kinder zu mästen und an seiner gewaltsamen Niedertretung sich zu erlaben. Aber der polnische Aar ist eben keine Wild-Ente und hat sich nicht wehleidig kräckend seinen Krallen gefügt, sondern seine eigenen Krallen scharf in das Herz des Raubthiers eingebohrt. Noch ist der polnische Aar nicht verendet. Noch ist Polen nicht verloren! und noch manchen Tropfen Blutes wird es dem russischen Raubthiere kosten, wenn mein Vaterland schon scheinbar todt unter den Füßen des Ungeheuers liegt. So lange noch ein Tropfen polnischen Blutes in einem seiner Kinder fließt, ist ewiger Haß dem Czarenreich und seiner Knuten- und Kosackenherrschaft geschworen.

Mit diesen Worten sank der alte Mann wie gebrochen auf den Rasensitz nieder und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne.

Ich erschrack über das unheimliche Feuer, das aus den Augen des alten Mannes, wie aus einem bald ausgebrannten Vulkan sprühte. Es wäre thöricht gewesen im Augenblick auch nur ein Wort zu widersprechen, sonst wäre die Flamme nur wieder auf's neue und heftiger aufgelodert. Ich wendete das Gespräch scheinbar unabsichtlich auf einen andern Gegenstand. Erst als der alte Herr sich vollständig beruhigt hatte, wagte ich vorübergehend zu bemerken: Ich achte Ihre und ihrer unglücklichen Landsleute so unzerstörbare Vaterlandsliebe und begreife auch den unauslöschlichen Haß, der sich in dem Herzen des polnischen Volkes bei so großen Miß-

handlungen gegen seine Unterdrücker festgesetzt hat, aber, verstehen Sie mich wohl, nur vom rein menschlichen Standpunkt aus. Wie Sie aber als Priester so gut wie ich wissen, gibt es für den Christen noch ein höheres Vaterland und dürfen wir über dem Irdischen dennoch das Himmlische nicht vergessen oder gar verlieren. Auch darf sich unser Haß wohl auf Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit jeder Art erstrecken, aber doch nicht gegen die Personen und seien es die größten Tyrannen; so haben es die ersten Christen gegen ihre wüthendsten Verfolger auch gehalten.

Sie haben Recht, erwiderte sanft der alte Pole, ich weiß es wohl und unterdrücke auch alle derlei Rachegefühle bei mir und suche es auch bei andern zu thun.

Allein schwer ist dies einem so grausam mißhandelten Volk beizubringen und von der Muttermilch an saugt das Kind diesen Haß schon ein. Es ist dies das Rachefeuer, welches jeder, der Gewalt an den heiligsten Menschenrechten übt, gegen sich selber anzündet und das auch unter der Asche fortglimmt, bis es ihn vernichtet früh oder spät.

Unter derlei Reden waren wir wieder zum Isarthor gelangt. Der alte Pole reichte mir die Hand zum Abschied. „Morgen," sagte er, „will ich Ihnen meine Lebensgeschichte kurz erzählen und Sie werden meine augenblicklichen Aufregungen wohl entschuldigen." Damit schieden wir von einander für heute. Finette wäre aber lieber in Oberpollinger mitgegangen, um wieder an einem Wurstzipfel Theil zu bekommen, was ihm noch wohl im Angedenken zu sein schien.

Zweites Kapitel.

Im englischen Garten am See. Geschichte des alten Polen. Das Thorner-Kind. Die Pfefferkuchen. Des Polen Heim. Der gute Niklas. Jugendfreuden — trübe Wolken. Die Uebersiedlung.

1.

Des andern Tages, es war ein wunderschöner Juni-Morgen, hatte ich nach der heiligen Messe mit dem alten Herrn einen Spaziergang in den englischen Garten gemacht.

Dieses ist ein herrlicher Park, der von dem Hofgarten an ein und eine halbe Stunde in die Länge und eine halbe Stunde in der Breite sich längs der Isar erstreckt und Ende des vorigen Jahrhunderts im englischen Geschmack angelegt wurde. Herrliche Baumanlagen, Wiesenflächen, Wasserfälle und Seen wechseln mit einander ab, wo ehedem nur dichter Wald und Sumpf war. Wege für Fußgänger, Reiter und elegante Fuhrwerke durchschneiden den Park nach allen Seiten und schattige Ruheplätze und Marmordenkmale zu Ehren der ersten Gründer dieser herrlichen Anlagen wechseln mit reizenden Sommerwirthschaften, Bädern, Bier- und Kaffeelokalen ab, wo für Erquickung und Vergnügen aller Stände gesorgt ist und die Musikkapellen der verschiedenen Regimenter regelmäßig an bestimmten Wochentagen ihre Produktionen geben. Selbst ein Thiergarten fehlt nicht. So ist denn der englische Garten ein Hauptvergnügungsort des Münchner Volkes und an Sonn- und Festtagen von Tausenden überfluthet und durchwogt, während man an Werktagen dort unter dem Schatten mächtiger Buchen, Platanen und Linden bei dem tausendstimmigen Gesang der Vögel, die hier besonders gehegt werden, sich einsam seinen Träumereien oder ernstem Studium hingeben kann.

Wir waren so eben an dem See Klein-Hesselloh angekommen, welcher wohl der reizendste Fleck und die Perle des englischen Gartens ist, und setzten uns unter dem Schatten einer mächtigen Akazie nieder, von wo aus unser Blick über den ganzen kleinen See mit seinen künstlichen Inselgruppen hinschweifen konnte, der wie ein Silberspiegel aus dem frischen Grün der Erlen und Birken, die ihn abwechselnd mit dunklen Cypressen und Trauerweiden umgürten, in der Morgensonne blitzte. Hier und da schaukelte ein Kahn auf der Silberfläche langsam dahin wie ein Schwan oder huschte ein Fischlein in die Höhe nach einem Morgenimbiß schnappend, aus dem niedern Gebüsch aber ließ eine Amsel oder Drossel ihr melancholisches Morgenlied ertönen, während der süße Duft und Wohlgeruch der Lindenblüthen, des Jasmin, der Syringen und anderer Ziersträucher uns erquickte.

Es ist doch ein herrliches Bild des Friedens und Stilllebens an diesem lieblichen Ort, den ferne vom Geräusch der

großen Stadt die Güte und Freundlichkeit eines wohlwollenden Fürsten seinen Unterthanen bereitet und der Kunstsinn edler Männer geschaffen hat. „O wie dankbar darf das Volk einem solchen Monarchen sein. König Ludwig I. hat auch hier dem Werke seiner Vorgänger die Vollendung gegeben.“ So lauteten ungefähr meine ersten Worte, die ich an den Polen richtete, der aber wieder nur um so mehr in Schwermuth versank, je reizender mir die Morgenlandschaft vorkam und je wärmer ich sie lobte.

Ja! sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer. Wohlwollende Fürsten können ihrem Volke schon auf Erden einen Himmel bereiten; ehrgeizige, ungerechte und blutdürstige Tyrannen aber die bitterste Hölle.

Doch lassen wir dies. Ich habe Ihnen gestern versprochen, in Kürze das Wichtigste aus meinen Lebens-Schicksalen zu erzählen. Wohlan es sei denn! Sie werden alsdann erkennen, mit welchen Teufeln es das polnische Volk zu thun hat und daß im Herzen eines ächten Polen keine wahre Lebensfreudigkeit mehr aufkommen kann. Damit begann der alte Pole seine Lebensgeschichte.

2.

Meine Jugendgeschichte kann ich kurz berühren, so hob der alte Herr seine Erzählung an. Dieselbe hat für Sie wenig Interesse, mich selber stimmt sie beim Gedanken an längst entschwundene glückliche Stunden nur zur Wehmuth. Bei diesen Worten schaute der Greis trüb vor sich hin und drehte mechanisch seinen Stock in der Hand herum. Ich bin eigentlich kein sogenannter Russisch-Pole, meine Vaterstadt ist vielmehr Thorn, welches heutzutage zu Preußisch-Polen gehört. Mein Vater, Casimir Wisniewski, war zwar von Warschau gebürtig, hatte sich aber als junger Mann in Thorn niedergelassen.

Dort trat er in ein Handelsgeschäft, heirathete später die Tochter des Hauses und kam bald selber in den Besitz des Geschäftes, das täglich an Ausdehnung gewann, und so ward mein Vater bald ein angesehener Mann und in ansehnlichen Vermögensverhältnissen. Thorn ist nämlich, wie

Sie wissen, durch seine Lage an der Weichsel, zwischen Warschau und Danzig, eine ziemlich bedeutende Handelsstadt mit etwa 12,000 Einwohner.

Die Weichsel, welche von den Karpathen kommt, ist aber der Hauptfluß Polens und durchströmt das Land beinahe seiner ganzen Länge nach. Dieselbe ist von Anfang an schiffbar, berührt die beiden großen Städte Krakau und Warschau, tritt unterhalb Plock über die russische Grenze in preußisches Gebiet, geht an Thorn vorüber und mündet bei Danzig in die Ostsee. Die Weichsel ist somit die Hauptader des Landes, durch welche der Handel nach den überseeischen Ländern pulsirt.

Das ganze Land Polen ist, was wohl zu bemerken, eine große getreidereiche und waldige Ebene, auf welcher eine Menge Flachs, Hanf, Tabak gebaut wird, und welches vieles schöne Vieh und Bienen ernährt. In den dicken Wäldern aber irren noch zahlreiche Haufen von Bären, Wölfen und anderen wilden Thieren umher.

Daher ist es begreiflich, daß namentlich der Getreide-, Holz- und Pelzhandel beträchtlich sind. Sobald im Frühjahr deßhalb die Weichsel vom Eise frei ist, wird alles an ihren Ufern lebendig. Zahllose Schiffe, welche Getreide in die Seehäfen führen und Flöße, welche Stammholz zu den Schiffsbauten liefern, schwimmen auf dem Fluß und tausend Hände sind mit Ein- und Ausladen von Waaren aller Art beschäftigt. Auch der Fischfang wird lebhaft betrieben.

Thorn ist auch bekannt durch seine Pfefferkuchen und die Thorner Seife, noch mehr aber weil in ihr vor bald 400 Jahren Nikolaus Copernicus 1473 das Licht der Welt erblickte. Eben dieser, der Sohn eines dortigen Großhändlers, war es, der, wie Sie wissen, durch die Macht seines Geistes und die Ausdauer seiner Arbeit die stetige wunderbare Bewegung der Himmelskörper zuerst richtig auffaßte und den Beweis lieferte, daß die Erde sich um die Sonne bewege; auch in seiner Stelle als Domherr von Frauenburg, als Geistlicher und Gelehrter, als Staatsmann und Jurist, als Arzt und Mensch wurde er hochberühmt.

So bin denn auch ich ein Thorner Kind und wahrhaftig an Pfefferkuchen hat es mir in meinem ganzen Leben

nicht gefehlt und hab' ich noch bis auf den heutigen Tag derer zu verdauen, setzte er bitter lächelnd bei und hätte mein Vater und ich nur halbwegs in den Sternen der Zukunft lesen können, wie Copernicus in den Himmelskreisen bekannt war, wäre unser Schicksal nicht so grausam ausgefallen. Dabei schwieg der alte Pole eine Weile, seinen Mund zusammenkneifend und eine Thräne unterdrückend.

Endlich fuhr er in gedämpftem Tone weiter: Meine Mutter „Anna Ortlopp“ war von deutscher Abkunft. Sie war eine fromme katholische Christin und suchte auch uns Kinder christlich zu erziehen. Ich hatte noch eine ältere Schwester Kathinka, eine Jungfrau von ernster Frömmigkeit, die ihr kräftig in der Haushaltung an die Hand gieng; eine Schwester Namens Coletta, ein wildes aufgewecktes Mädchen, das mit besonderer Zärtlichkeit an der Mutter hieng und noch ein Brüderlein Namens Stanislaus, ein munterer lustiger Knabe; beide waren jünger als ich, und als solche die Lieblinge und Herzblättchen der Mutter. Sie machten ihr durch ihre tollen, aber keineswegs bösen Streiche viele Freude. So gieng es denn lebhaft genug in unserem Familienkreise zu, obwohl der Vater zur Winterszeit meistens in seiner Schreibstube mit etlichen Gehilfen hinter den Geschäftsbüchern saß und er nur des Abends beim Thee längere Zeit in Mitte der Familie weilen konnte. Während des Sommers aber war er fast immer auf der Reise, bald aufwärts nach Warschau, wo er ein eigenes Geschäftshaus und Waaren-Magazin hatte, bald abwärts in Danzig oder Königsberg, bis nach Memel und anderen Hafenstädten, wo er für den Verkauf und Weitertransport der Ausfuhrwaaren sorgte.

Unser treuer Diener Niklas, eine gute Seele, begleitete ihn alsdann überallhin. Es versteht sich von selbst, daß es immer ein Familienfest war, wenn der Vater nach längerer Abwesenheit nach Hause kam. Da fehlte es dann nicht an Thee und Pfefferkuchen. Uns Knaben brachte er alsdann von Warschau allerhand schöne Sachen: das einemal jedem eine schöne rothe polnische Mütze mit schwarzem Pelz verbrämt, deren vier Zipfel nach allen Welttheilen keck und trotzig hinausschauten, das anderemal einen Schleppsäbel,

an dessen Griff der polnische Adler mit der Inschrift prangt: Noch ist Polen nicht verloren, oder ein Album mit Schlachtenbildern aus den Freiheitskämpfen mit dem Portrait Koszziusko's, des polnischen Freiheitshelden oder den Tod des Poniatowski vorstellend, wie er nach der Schlacht von Leipzig auf seinem treuen Schlachtroß nach verzweifeltem Kampf den Rückzug Napoleons deckend sich in die Elster stürzte, nachdem die Brücke vom Feinde schon in die Luft gesprengt war und dort den Heldentod fand. Der Mutter brachte er einen schönen Zobelpelz, den Schwestern anderes kostbares Pelzwerk.

Kam er aber von Danzig oder gar von Memel, so verfehlte er nicht, uns schöne Exemplare von Seemuscheln, Korallen, Seehundszähne und dergleichen zu bringen, der Mutter und den beiden Schwestern aber brachte er prächtige Halsketten und Armspangen von kostbarem Bernstein, halb durchsichtig, bald hell, bald dunkelgelb, wie sie von den Bernsteindrehern in Danzig und anderen Seestädten gar kunstreich gefertigt werden.

Auch der gute Niklas brachte uns immer eine Kleinigkeit mit, die uns Freude machte — und was uns das Liebste war: Niklas erzählte uns dann in seinen freien Stunden viel Lehrreiches, was er auf seinen Reisen gesehen und mit dem Vater erlebt hatte.

Abends, wenn Niklas in Haus und Stallung fertig war und in seiner Kammer seine kurze Pfeife rauchte, durften wir bis zur Zeit des Abendthee's ein wenig mit ihm plaudern und war dies eine wahre Herzensfreude für uns drei jüngere Geschwister. Ja, ich kann wohl sagen: Wir hatten an Niklas beinahe mehr Anhänglichkeit, als an den eigenen Vater: namentlich wir beide Knaben, denn der Vater hatte zu wenig Zeit, sich mit uns abzugeben und war meistens zu ernst gestimmt, während Niklas unser Nothhelfer in tausend Fällen war und wir immer, oft zu seiner großen Last, an seinem Pelzwamms hingen. Denn was haben aufgeweckte Knaben nicht für tausenderlei Einfälle den Tag hindurch, um sich die Zeit zu vertreiben?

Bald war etwas an unserem Schlitten zerbrochen, bald fehlte etwas an der Armbrust, bald waren die Riemen an

den Schlittschuhen nicht in Ordnung, oder sollte er uns einen Vogelbauer machen, und helfen Vögel fangen, die wir alsdann wieder fliegen ließen, oder er sollte uns die Fischangel zurechtmachen. So wußte der gute Niklas oft nicht, wo ihm der Kopf stund. Dabei denk' ich gerade daran, welch' Vergnügen die Knaben hatten, wenn der Ruf durch die Stadt erschallte: Die Störe kommen, die Störe kommen. Gleich beim Beginn des Frühlings verlassen diese Fische, welche eine Länge von sechs bis achtzehn Fuß erreichen und manchmal ein bis vier Zentner schwer werden, die Ostsee und kommen in langen Zügen durch die Flußmündungen, um ihre Wanderungen zum Laichen landeinwärts anzutreten, ziehen alsdann oft zwei bis dreihundert Stunden die Flüsse hinauf und kommen dann auch die Weichsel herauf. Hunderte fallen den Fischern in die Hände, welche ihnen den Bauch aufschlitzen und ihnen die Eier oder den Rogen, deren ein einziger Fisch oft einen Zentner bei sich hat, herausnehmen. Diese Eier sind schwarz und hängen schleimartig zusammen. Sie werden vom Blut und Unrath gereinigt, mit einer Salzlauge übergossen und in Fässer verpackt und kommen alsdann unter dem Namen Caviar in deu Handel. Streicht man diese Eier auf geröstetes Weißbrod und feuchtet man sie mit etwas Citronensaft an, so schmeckt dieses vortrefflich.

Es war dies also eine große Freude für uns Kinder, solch' gewaltigen Fisch auch nun zu sehen, wie er mit einer Kette angebunden an dem Kahn eines Fischers zappelte und mit seinem Schwanz die Wellen peitschte.

So hatten wir Knaben denn, wenn schon der Vater sich wenig mit uns beschäften konnte, viel Vergnügen, besonders ergötzte uns im Winter das Schlittschuhlaufen auf der gefrorenen Weichsel oder in dem Stadtgraben, in welchen man das Wasser geleitet hatte; denn Thorn ist nebenbei gesagt eine alte Festung. Am meisten freute es uns aber, wie schon gesagt, wenn Niklas des Abends in seiner Kammer uns erzählte, während er seine Pfeife schmauchte, und wir Kinder um ihn herum saßen und ganz aufmerksam an seinem Munde hingen und jedes Wort verschlangen.

So erzählte er uns einmal, wie er mit dem Vater in

den polnischen Wäldern schon in Gefahr kam, von Bären und Wölfen zerrissen zu werden, daß ein kalter Schauer uns überlief und Coletta laut aufschrie und meinte, der Vater dürfe sein Leben lang nicht mehr nach Warschau gehen.

Diese polnischen Wölfe, sagte er, machen die Waldungen besonders im Winter sehr unheimlich und für Reisende gefährlich; denn oft lauern ganze Schaaren solcher hungrigen und grausamen Bestien am Wege und überwältigen und zerreißen Reisende und Pferde.

Unter Anderm erzählte er auch: „Zwei polnische Reiter ritten an einem Wintermorgen mit Pistolen und Säbeln bewaffnet unbesorgt durch den Wald, als sie sich unvermuthet von einer Heerde Wölfe umringt sahen. Sie schossen auf die Bestien und trieben sie einige Schritte weit zurück. Gleich darauf kamen die wüthenden Unholde noch grimmiger zurück und giengen auf ihre Feinde los. Die Reiter hatten ihre Munition bald verschossen. Sie griffen nun nach dem Säbel, wehrten sich damit so gut sie konnten und verwundeten Einige. Bald aber mußten sie der Wuth und der Menge weichen und eines grausamen Todes sterben. Man fand von ihnen Nichts als blutige Ueberbleibsel und nur zwei Paar Reiterstiefel, die Lappen der Uniform, zwei Säbel, zwei Paar Pistolen, viele Spuren von Blut, abgenagte Menschengebeine, und einige verwundete halbtodte Wölfe.“

„Das ist doch grausig,“ sagte Coletta, „aber warum rottet man denn diese grausamen Bestien nicht aus?“

Die Edelleute, erwiederte Niklas, machen wohl fleißig auf sie Jagd, aber es wird ihnen wohl schwerlich gelingen, sie auszurotten, denn die Waldungen sind gar zu weitläufig, oft ganz unwegsam und undurchdringlich mit Sümpfen und Morästen angefüllt.

Solches und Aehnliches, Ernstes und Lustiges, Schauerliches und Liebliches erzählte uns Niklas. Bald schilderte er uns die herrlichen Kirchen und Klöster Warschau's, von denen es über 40 besitzt, oder die 100 glänzenden Paläste, prächtigen Gartenanlagen und herrlichen Straßen dieser großen Stadt; bald beschrieb er uns das geschäftige Leben

und Treiben, und erzählte uns von den Apfelweibern, Schuhputzern, Pomade- und Stiefelwichshändlern, die an allen Ecken sitzen, und von den zahllosen Knaben, die mit Fleischpastetchen und anderen Backwerken, Liqueuren und Punsch auf den Straßen umhergehen und mit lautem Gekreisch und geläufigen Zungen ihre Waaren ausrufen und machte uns den Mund darnach wässerig, oder er malte uns die prächtigen Schlitten vor Augen, in welchem die Warschauer zur Winterzeit durch die Straßen einherfahren, deren Schellengeklingel bis tief in die Nacht hinein kein Ende nimmt, so daß wir oft zu einander sagten: „O wären wir doch in solch' einer prächtigen Stadt, wie Warschau." Ein andermal erzählte er uns von den prächtigen Seestädten mit ihren Häfen und Schiffswerften, von den ungeheueren Kriegsschiffen, welche wie Festungen mit ihren Kanonen auf dem Meere schwimmen, von den zahllosen Handelsschiffen, die täglich aus allen Welttheilen ein- und auslaufen und dem Menschengewimmel aus allen Nationen, das sich in den Häfen umhertreibt; wo man vom Eskimo an, der, in Seehundsfell eingenäht, mehr einem Bären, als einem Menschen gleicht, bis zum afrikanischen kohlschwarzen Neger herab Menschen aus allen Völkern bunt durcheinander gewürfelt, alle Trachten, vom Türken und Chinesen bis zum feingekleideten Engländer oder zum schmutzigen polnischen Juden sieht und alle Sprachen der Welt hört. Solches erregte unser Erstaunen. Noch mehr aber, wenn Niklas uns erzählte, wie da auf den Märkten die Erzeugnisse aller Welttheile feilgeboten werden, wie da Affen und Papageien bis auf die winzigen, in allen Farben schimmernden Colibri herab lebendig zu sehen seien. Wenn aber Niklas gar von dem endlosen Meere erzählte, daß man so weit das Auge reiche Nichts als Wasser sehe und wie der Nordsturm oft dasselbe aufrege, daß es seine tosenden Wellen kirchthurmhoch gegen das Ufer schleudert und brüllend am Dünenstrande oder an Felsenriffen brandet, dann wollte uns schier Hören und Sehen vergehen.

Kurz, Niklas war für uns Kinder ein gar lieblicher Gesellschafter und schien uns unentbehrlich. Wenn er etliche Tage vom Hause abwesend war, hatten wir Langweile

und nur der Gedanke, daß er uns wieder viel Neues und Schönes nach seiner Rückkehr erzähle, tröstete uns. Aber auch der Vater konnte Niklas für seine nützlichen Dienste, die er ihm auf seinen Reisen und zu Hause leistete, nicht genug loben. Niklas war so zu sagen bei uns wie ein Familienglied angesehen, und hätte auch unser Haus um keinen Preis freiwillig verlassen.

Ach! seufzte der alte Pole, wir sollten diesen Edelstein und dieses Muster aufopferungsvoller Treue erst später noch kennen lernen. Damit ruhte der alte Herr ein wenig aus und schaute so trübselig in die herrliche Morgenlandschaft, als ob er für alle Reize der Natnr völlig abgestumpft sei.

3.

Endlich fuhr der Erzähler fort: Wie Sie seither hörten, haben die Kinder eine heitere Jugend verlebt. In unserem Hause herrschte Wohlstand und stilles friedliches Familienglück. Kein Mißton herrschte zwischen Vater und Mutter oder zwischen uns Geschwistern. Unsere Eltern ließen uns eine sorgfältige Erziehung angedeihen und ließen uns nicht nur in allen gewöhnlichen Schulkeuutnissen gründlich unterrichten, sondern sorgten auch für eine höhere standesmäßige Ausbildung.

Ich selber, als der älteste Sohn, wurde zum Studium bestimmt und erhielt meine Vorbildung durch einen tüchtigen Priester, um später auf ein katholisches Gymnasium verbracht zu werden.

Oft drückte mich in besonders zärtlichen Augenblicken meine liebe Mutter an ihr Herz, küßte mich und sagte: Laurenz wird gewiß noch Geistlicher, dies wäre meine größte Freude. Doch nur was Gott will und wenn Laurenz Beruf dazu in sich fühlt. Ich selbst fand immer Freude am geistlichen Stande, lebte aber einstweilen noch in Tag hinein und überließ es dem lieben Gott. Auch Schwester Kathinka hatte keine größere Sehnsucht, während mein Vater mich lieber einem weltlichen Beruf gewidmet hätte, es aber der Zukunft überließ, um meiue gute Mutter ja nicht zu kränken. So sehr im Kreise unserer Familie der tiefste

Friede und Uebereinstimmung der Herzen zwischen Vater und Mutter herrschten, so entgieng es doch, obgleich ich noch jung und von leichtem Blut war, meinem scharfen Blicke nicht, daß meine Mutter jedesmal besonders ernst, ja fast traurig gestimmt war, so oft der Vater die Reise nach Warschau antrat. Der Abschied war alsdann zwischen Vater und Mutter besonders rührend und wir Kinder merkten wohl, daß es an zärtlichen, aber auch nachdrücklichen Ermahnungen auf die Reise nicht fehlte; wir Kinder meinten, es sei dies wegen den polnischen Wölfen, welche die Straßen unsicher machten. Während der ganzen Abwesenheit des Vaters war alsdann die Mutter einsilbiger, als sonst, es war als laste ein schwerer Kummer auf ihrem Herzen und sie konnte den Tag der Heimkehr schier nicht erwarten. „Kinder," sagte sie alsdann oftmal des Tages, „betet doch auch recht inständig, daß Gott uns den lieben Vater wieder glücklich heimschickt" und drückte uns gar oft unter Thränen an ihr Herz. Das müssen doch garstige Wölfe sein, meinte Coletta. Ach ja! seufzte alsdann die Mutter, es sind aber keine polnischen, es sind die russischen, welche ich fürchte. Später gieng mir das Licht schon auf, denn die nämliche Traurigkeit kam über meine Mutter, wenn der Vater von Zeit zu Zeit Besuche von Warschau bekam, wo es dann oft ziemlich lebhaft im Hause hergieng.

Ich hatte jedesmal eine große Freude, wenn ich die stolzen, kriegerisch aussehenden Männer sah, welche in ihren viereckigen pelzverbrämten Mützen, ihren polnischen Schnurröcken, eng angespannten Beinkleidern oder weiten Pumphosen in den pelzverbrämten Kniestiefeln ein stattliches Aussehen hatten, und trotzig in die Welt blickten und eifrig von dem Unglück des polnischen Vaterlandes sprachen, da merkte ich, daß die Mutter ganz andere Wölfe fürchtete, nämlich die russischen Bestien in Menschengestalt. Gott verzeihe mir diesen Ausdruck und daß sie fürchtete: es möchte mein Vater sich etwa in Verbindungen einlassen, welche ihm nach Sibiren verhelfen könnten und die Augen der russischen Polizei und Spione auf ihn ziehen würden.

Mein Vater war nämlich, wie alle Polen, ein eifriger Patriot, der das Russenthum aus Grund des Herzens haßte

und die Moskowiter als blutige Unterdrücker seines Vaterlandes ansah, kurz, in welchem polnisches Blut aufwallte, während meine Mutter, von deutscher Abkunft stammend, zwar seinen Schmerz theilte, aber dennoch viel ruhiger und mit kalter Ueberlegung nur die traurigen Folgen im Auge hatte, welche unüberlegter Eifer und der stürmische Polencharakter über die Familie bringen konnte. „Casimir, mein theuerer Gatte!“ pflegte sie zu warnen, „denk' an deine Frau und deine Kinder.“ Pah! brauste der Vater alsdann auf: das theuere Vaterland über Alles, Tod dem Russenthum! Anna! du hast eben kein polnisches Blut in den Adern. Aber gleich fügte er alsdann weich gestimmt hinzu: Theuere Gattin verzeihe mir, wenn ich dich kränke! Du und meine Kinder sind mir ja das Liebste auf Erden. Beruhe dich! Ich werde nur thun, was meine Pflicht ist, aber das Schicksal meines armen Vaterlandes zerreißt mir schier das Herz. Nun, so tröstete sich die Mutter alsdann, gottlob daß wir hier vor den Klauen des russischen Ungethüms sicher sind, sei nur während deines Aufenthaltes in Warschau wenigstens klug, mache deine Geschäfte so kurz als möglich ab, du kannst doch an dem Schicksale Polens nichts ändern. Am liebsten wäre es mir: du würdest keinen Schritt mehr über die russische Grenze thun.

Die gute Mutter hatte nur zu sehr recht. Eine dunkle Ahnung umdüsterte ihren Blick in die Zukunft und war das Einzige, was ihr reines Familienglück von Zeit zu Zeit zu trüben drohte.

4.

So wundervoll hell und klar sich der Juni-Morgen angelassen hatte, so änderte sich dennoch bald der ganze Anblick der Natur. Ein leichter Westwind erhob sich und flüsterte durch die Erlen. Der See kräuselte sich, der Himmel überwölkte sich und die vor dem im Sonnenglanz blitzende Silberfläche nahm nach und nach ein stahlgraues Aussehen an. Amsel und Drossel und das übrige befiederte Völklein pippten nur noch eintönig und verstummten nach und nach, während der Regen-Vogel sein langweiliges Schütt! Schütt! ertönen ließ.

Ich meine immer, sagte ich zu dem alten Polen, wir wollten der Stadt uns zuwenden, es scheint das Wetter will sich ändern und wir haben vielleicht noch Regen, ehe wir nach Hause kommen. Mit diesen Worten erhoben wir uns von dem sonst so anmuthigen Plätzchen und machten uns auf den Heimweg.

Während wir langsam durch die düster gewordenen Laubgänge dahinschritten, begann der Pole wieder sein Gespräch: Wer hätte dies gedacht noch vor einer Stunde, aber wie in der Natur, so ist es auch im menschlichen Leben. So heiter oft der Morgen unserer Kindheit ist, so schnell trübt sich der Himmel und düstere Wolken des Schicksals ziehen herauf. So ergieng es auch uns. Erlauben Sie, daß ich für heute Ihnen nur noch erzähle, welche Wendung es mit unseren Familienverhältnissen nahm.

Etliche Jahre waren noch ganz in ungestörtem Glück in unserer Familie dahingeflossen. Mein Vater hatte seine Reisen nach Warschau so viel als möglich eingeschränkt und die Besuche seiner polnischen Landsleute waren seltener geworden. Selten mehr ließ er seinen so glühenden Patriotismus übersprudeln. Die gute Mutter fühlte sich wieder ganz beruhigt. Ich selber war zu einem Bürschlein herangewachsen und hatte in meinen Vorstudien solche Fortschritte gemacht, daß man ernstlich daran denken mußte, mich in die höheren Classen eines Gymnasiums zu bringen, damit ich mich für die Universität und die Wahl eines Berufes befähige. Da sagte mein Vater eines Abends, da er besonders gut aufgelegt war: Liebe Mutter, der Laurenz muß fort. Es ist die höchste Zeit für ihn, wenn Etwas aus ihm werden soll.

Wohin meinst du eigentlich, lieber Casimir? fragte die Mutter ängstlich. Doch jedenfalls an ein katholisches Gymnasium, wo keine Gefahr für seinen Glauben ist. Schon lange hatte ich Angst vor dem Augenblicke, wo er aus unserer Aufsicht hinweg, unter fremde Leute kommt. Am besten wäre es vielleicht nach Kulm, wo wir noch weitläufige Verwandte haben.

Das wird Nichts nützen, erwiederte der Vater verlegen, denn in wenigen Jahren muß er doch die Universität be-

ziehen, alsdann muß man wieder mit dem Ort wechseln. Ich habe einen Vorschlag, liebe Anna, aber du darfst ja nicht erschrecken. Ich habe es wohl überlegt: ich meine nach Warschau.

Nie, niemals! platzte die Mutter heraus, indem sie einen gelinden Schrei ausstieß.

In diese Brutstätte der Revolution werde ich meinen Laurenz niemals lassen; eher soll er in Danzig sich auf ein Schiff verdingen und an's Ende der Welt fahren.

Sei kein Kind, erwiederte der Vater, seine Gemüthswallung unterdrückend, so sanft als möglich. In Warschau haben wir ein eigenes Haus. Wir ziehen nach Warschau. Laurenz bleibt bei uns unter deiner Aufsicht. Du bist kein Tag von ihm getrennt. Statt in Thorn ist alsdann unser Hauptgeschäft in Warschau, wir behalten das hiesige Geschäft und meine Reisen von Warschau nach Danzig und die Handelsverbindung ist noch viel bequemer, als vorher. Zudem sind in Warschau eine katholische Universität seit einigen Jahren, der Sitz eines Bischofs und alle geistlichen Anstalten, wenn er nach deinem Wunsch etwa Priester werden wollte, was jedoch, setzte er in gar schmeichelnder Weise hinzu, ich nur dir zu Liebe einwilligen würde. Die gute Mutter war wie betrübt von all' diesen Vorschlägen und Planen und saß lange sprachlos da. Sie hatte sich ganz entfärbt. Endlich brach sie in lautes Weinen aus, daß wir Kinder alle laut mitweinten. Endlich sagte sie, indem sie den Vater scharf und durchdringend, aber mit unendlicher Wehmuth anblickte: Casimir, Casimir! denke an dich, dein Weib und deine Kinder. Ich zittere und fürchte: Dieser Gedanke ist der Anfang unseres Unglücks. Du weist, daß ich immer bereit bin, deiner Einsicht und deinem Rathe und Willen zu folgen. Auch diesmal hätte ich nicht viel einzuwenden, denn der Gedanke, mich auf längere Zeit von Laurenz zu trennen, ist mir beinahe unerträglich, dagegen die Hoffnung, daß er Priester werde, ließe mich Alles überwinden.

Allein du verstehst mich wohl und weist, was der Grund meiner grausamen Befürchtungen ist.

Damit erhob sie sich und sank dem Vater an die Brust

indem sie neuerdings laut aufweinte, wir Kinder weinten abermals mit, ohne daß wir wußten warum?

Coletta meinte, wenn wir nur einmal in Warschau wären, dann wäre es schon gewonnen. Die Wölfe würden doch vielleicht uns nicht gerade gleich zu fressen bekommen. Auch ich meinte, es wäre schon prächtig, wenn wir in der Stadt wären, von der uns Niklas so viel Schönes erzählt hatte. Ja! nach Warschau reisen wir, indem wir uns an die Mutter hingen. „Nach Warschau, liebe Mutter, wo die Knaben die Fleischpastetchen beinahe herschenken, und froh sind, wenn man sie ihnen abnimmt.“ Die Mutter verließ jetzt tief ergriffen das Zimmer, Kathinka führte sie in ihr Schlafgemach.

Der Vater aber sagte uns, daß wir von den Wölfen gar Nichts zu fürchten brauchten. Er lasse uns auf einem schönen Schiff, das von Danzig leer zurückkehre, die Weichsel hinauf schleppen, wo man keinen Wolf zu sehen bekomme, auch reisen wir ja im Sommer, nicht im Winter, wo der Ingrimm allein gefährlich sei.

Um es kurz zu machen: Die gute Mutter gab zuletzt der Liebe zu ihrem Laurenz und der süßen Hoffnung, daß ich einst Priester werde, nach. Der Vater versprach ihr seinen Polenkopf abzulegen und gewiß, so lange er in Warschau sei, nur auf seiner Schreibstube zu sitzen, um alle Bekanntschaft mit den Kosacken zu vermeiden.

Mit einem Worte:

Im folgenden Sommer, es war mitten in den zwanziger Jahren, war die Uebersiedlung geschehen. Wir waren in Warschau in unserem Hause in der Krackauer Vorstadt angekommen nach einer langweiligen Fahrt auf der Weichsel, an deren Ufer sich oft ausgebreitete Sumpfstrecken, wahre Einöden ausdehnen, welche undurchdringlich, ungangbar und weithin mit Schilf und Weidengebüsch bedeckt sind, zwischen denen sich hin und wieder nur einzelne Baumgruppen erheben. „Also in Warschau. Darüber aber wollen wir, mein lieber Herr, ein andermal sprechen.“ Wir waren jetzt unter den Arkaden des Hofgartens angekommen und wirklich rieselte schon ein feiner Regen vom Himmel herab, wie wir befürchtet hatten. Wir trennten uns hier auf Wiedersehen.

Drittes Kapitel.

In der Mansarde. Der polnische Braten. In Warschau. Die Wallfahrt. Abschied in's Kloster. Zunehmende Gährung. Ein Besuch des Großfürsten. Die Stille vor dem Sturme. Trauerprozessionen. Sonderbare Begräbnisse.

1.

Ein grauer schwerer Regenhimmel hing über der Stadt und sobald war noch keine Aenderung des Wetters zu hoffen. Die engen schmutzigen Straßen der Altstadt boten ein düsteres Aussehen und sah man nichts, als wandelnde Regenschirme vom Fenster aus. Also fort in's Café, um bei der trüben finsteren Witterung wenigstens einigermaßen die langweilige Stimmung zu vertreiben. Doch nein! der alte Pole fiel mir ein. Ich war doch neugierig, die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte zu vernehmen, obwohl ich fürchtete, daß sie vielleicht noch trüber ausfalle, als ein Münchener-Regentag.

Ich wandte deßhalb meine Schritte dem Rosenthal zu, einer Gasse, deren Name für sie gar wenig paßt, ihr vielleicht zum Spott gegeben zu sein scheint. Vorher nahm ich aber an einem Metzigladen ein hübsches Stück Fleisch in ein sauberes Tüchlein gewickelt mit, um den alten Herrn freundlich damit zu überraschen. Aber diesmal war die Ueberraschung an mir, denn da ich keuchend die engen finsteren Stiegen hinaufkletterte, um seine Dachwohnung zu erklimmen, kam mir schon halbwegs ein gar angenehm prickelnder Bratenduft in die Nase. Als ich endlich die Zimmerthüre in der egyptischen Finsterniß gefunden und nach einem kräftigen Anklopfen herein! gerufen war, traf ich zu meinem Erstaunen den alten Polen an einem Kochheerd stehen, der zugleich im Winter als Ofen zur Heizung des Zimmers diente und bei einem lustigen Feuer, das man übrigens bei Regenwetter in München zu jeder Jahreszeit brauchen kann, als Koch handthieren, die Pelzkappe selbst im Sommer neben dem Ofen auf dem Kopf.

Eh bien! rief er mir freudig entgegen: Jetzt ist's Recht, daß Sie kommen. Sie sind nun mein Gast. Ich feiere

heute ein Fest. Es jährt sich am heutigen Tage, daß ich zum Priester geweiht wurde. Nun wollte ich mir auch etwas zu Gute thun. Da hab' ich denn wie bei anderen festlichen Gelegenheiten wieder einmal unsere Nationalspeise bereitet: einen ächten polnischen Braten. Dies versteh' ich besser als Maugoschatta, die überdies heute nicht zu Hause bleiben konnte. Also nochmals: Sie sind mein Gast und müssen auch einmal einen polnischen Braten verkosten, dabei leuchteten seine Augen vor Nationalstolz, als ob man nirgends einen Braten bereiten könne, als nur in Polen. Ich nahm herzlichen Antheil an der Freude des alten Herrn, die sonst so selten sein Angesicht heiter erscheinen ließ und wollte auch seine Einladung nicht abschlagen. Der polnische Braten war eigentlich nach sorgfältiger Untersuchung ein Stück saftiges Rindfleisch von der Lende des Thieres oder sogenannter Lummel, wurstartig mit gehacktem Schwarzbrod und Zwiebeln gefüllt und so stark mit Pfeffer vermischt, daß er den Gaumen schier verbrannte, im eigenen Fette geschmort, überaus kräftig und wohlschmeckend, ein wahres Bravourstück polnischer Kochkunst, das seinen Wohlgeruch im ganzen Hause verbreitete. Dazu tranken wir Münchener Bier und zum Schluß tischte der alte Herr noch einen starken schwarzen Kaffee, den er selber in seiner Maschine bereitet hatte, mit scharfem Arac auf. Dies machte den Polen nach und nach heiter und gesprächig. Da wir allein waren, so knüpfte Wisniewski seine frühere Lebensgeschichte wieder an und fühlte sich in der Erinnerung ganz in seine Jugend versetzt und oft lebhaft bewegt. Wir waren also jetzt in Warschau, hob er an.

Ja, mein lieber Freund, sagte er, indem er mich lebhaft bei der Hand ergriff: Warschau, so zu sagen meine zweite Vaterstadt, ist eine gar prächtige Stadt am linken Ufer der Weichsel. Auf dem rechten Ufer des Flusses liegt Praga, eine starke Festung, welche als Vorstadt Warschau's angesehen wird. Damals führte nur eine Schiffbrücke hinüber, heutzutage aber hat es eine neue stehende Brücke und eine großartige Eisenbahnbrücke.

Die Stadt zählt mehr als 180,000 ständige Einwohner, meistens Katholiken, und etwa 50,000 Juden.

Sie ist der Hauptsitz des polnischen Handels und der polnischen Industrie. Ihr Umfang mag wohl drei Meilen betragen, worin aber viele mitunter prachtvolle Gärten eingeschlossen sind. Die ansehnlichsten Stadttheile sind die Krakauer Vorstadt, worin das Haus meines Vaters stund, und die Neue Welt.

Ueber achtzig sehenswerthe Kirchen zieren dieselbe, darunter die uralte katholische Cathedrale und die Kapuzinerkirche mit dem Marmordenkmal Johann Sobiesky's, die heilige Kreuzkirche u. s. w. Ebenso finden sich da prachtvolle Paläste, wie das Palais Belvedere, Lazienki, dann das ehemalige königliche Residenzschloß mit großen reich vergoldeten Sälen und weitläufigen Gärten.

Dazu über hundert Privatpaläste, drei Schanspielhäuser, mehrere Gymnasien und seit 1816 war hier zugleich eine Universität bis zum Unglücksjahre 1832, dem traurigen Ende des polnischen Aufstandes. Daß hier der Sitz eines Erzbischofs und vieler christlicher Anstalten ist, habe ich schon gesagt. Dabei lebt hier ein geschäftiges und sonst harmloses Volk, das dem Vergnügen im Theater, bei Bier, Wein und Tanz nicht abhold ist. Kurzum, daß es schöner und unterhaltender, als in Thorn war, können Sie wohl glauben. Wir Geschwister gewöhnten uns daher bald an. Nur die gute Mutter war immer sehr ernst und kummerhaft gestimmt.

Der einzige Trost für die Mutter war, daß sie jährlich einmal nach Czenstochau wallfahrten durfte. Dort auf dem sogenannten Klarenberge befindet sich das berühmte Kloster Zasnagorn, in dessen ehemals reich ausgeschmückter Kirche sich ein wunderthätiges Marienbild befindet. Geistliche vom Orden St. Paul des Eremiten besorgten dort den Gottesdienst. Tausende von Pilgern wallfahrten jährlich in ihren Anliegen dahin und zahllose Priester aus der Umgebung helfen dort an großen Wallfahrtstagen im Beichtstuhl aus. Dort suchte bei den frommen Vätern die gute Mutter Trost in ihrem geheimen Kummer und fühlte sich neu gestärkt. Die ernstfromme Schwester Kathinka begleitete sie alsdann, und auch ich durfte einmal die fromme Reise dahin mitmachen, damit, wie die Mutter meinte, ich

mich dort erbaue und desto eher mich entschließe, Priester zu werden. Ich kann mir die gute Mutter noch vorstellen, wie sie auf dem kühlen Steinboden mit ausgespannten Armen zur heiligen Jungfrau um Schutz für unsere Familie flehte, reichliche Thränen vergießend.

Sie brachte alsdann jedesmal Rosenkränze und Heiligenbilder nach Hause, die sie unter uns mit frommen Ermahnungen austheilte. So wuchs ich zum Jüngling und auch Stanislaus ward ein munterer Bursche. Coletta aber blühte zu einer stattlichen Jungfrau heran. Ich vollendete meine Studien auf dem Gymnasium und trat auf die Universität. Coletta konnte jetzt der Haushaltung bereits allein vorstehen. Da berührte ein neuer herber Schmerz das Herz der Mutter: Kathinka hatte schon längst den innigsten Wunsch in's Kloster zu treten. Immer vertröstete sie die Mutter auf die Zeit, bis Coletta ihr in der Haushaltung an die Hand gehen könne. Jetzt konnte sie ihrem Drange nicht mehr länger widerstehen. Unter häufigen Thränen gab die Mutter endlich die Erlaubniß und auch der Vater gab endlich nach, denn Kathinka paßte nicht für die Welt. So trat dann die gute Schwester in ein Nonnenkloster der Dominikanerinnen in der Nähe von Czenstochau, wo sie auf ihren Pilgerreisen bekannt geworden war. An den rührenden Abschied mag ich nicht denken. Es war zum letztenmal, daß ich meine liebe Schwester gesehen hatte, denn leider fiel sie bald in eine schwere Krankheit und starb im Kloster. Eine Thräne trat in die grauen Angenwimper des Polen und er hielt eine Weile ein, in tiefes Sinnen versunken. Ich hatte wiederum Bedauern mit dem alten Mann, und suchte ihn zu trösten: „Nun," sagte ich, „sie hat sich ja Gott geopfert und wird ihr Glück gefunden haben und ist wenigstens im Herrn verstorben; was man Gott schenkt, darf uns nie gereuen." Der alte Pole aber schüttelte wehmüthig den Kopf. „Es ist wahr," sagte er, „aber es schmerzt eben doch, daß ich sie nie mehr gesehen habe."

2.

Von nun an, fuhr der greise Priester fort, trat bald eine große Wendung in unseren Familienverhältnissen ein.

Es war gegen Ende der zwanziger Jahre. Damals herrschte eine große Gährung durch's ganze Land. Russisch-Polen bestund, wie Sie wissen, obgleich mit Rußland vereinigt, immer noch unter dem Namen eines selbstständigen Königreiches; es hatte seine eigene Verfassung, seinen eigenen Reichstag und der Kaiser von Rußland nannte sich König von Polen, ließ sich als König von Polen krönen und in seiner Abwesenheit das Land durch einen eigenen Statthalter regieren. Um diese Zeit war des Kaisers Nikolaus eigener Bruder, der Großfürst Konstantin, Statthalter und hatte seinen Sitz in Warschau, zugleich war er Generalcommandeur über sämmtliche Streitkräfte. Es waren meistens russische und polnische Regimenter, welche in Polen stunden. Konstantin war sehr verhaßt. Schon sein Aeußeres war abstoßend. Sein unverhältnißmäßig großer, dickknochiger Schädel mit stark hervorragender Stirn nach Art eines Wassertopfes und seine tiefliegenden unheimlich glühenden Augen machten einen üblen Eindruck. Dabei war er eben so grausam als feig. Er erlaubte sich schon seit einer Reihe von Jahren die schreiendsten Rechtsverletzungen gegen die polnische Verfassung und wendete die grausamsten Gewaltmaßregeln an. In der Aufspürung polnischer Patrioten war er unermüdlich. Hunderte junger Männer (Studenten), welche blos im Verdacht stunden, geheime Verbindungen unter sich zu haben, füllten die Kerker und unter den entsetzlichsten Martern wollte er ihnen Geständnisse abtrotzen lassen. Auf den Grund hin, daß der zwölfjährige Knabe, der Sohn des Grafen Plater in Wilna, eine Zeile: „Es lebe die Verfassung vom 3. Mai“ in kindisch-stolzer Erinnerung an seinen Urgroßvater, den herrlichen Kosziusco, an die Wand der Schulstube geschrieben hatte, wurden über fünfhundert Personen, meistens Schulknaben, verhaftet und nach unbeschreiblichen Torturen aller Art trotz erwiesener Unschuld in die Militärcolonien im inneren Rußland verbannt und zum gemeinen Soldatenstand verdammt und dadurch Jammer und Schmerz über unzählige Familien gebracht. Die Verhaftungen waren so zu sagen seit Jahren im ganzen Land ununterbrochen fortdauernd und eigene Gerichtscommissionen beschäftigten sich nur

mit Aufspürung von solchen angeblichen Russenfeinden, so daß einmal in einem einzigen Jahr 2800 Personen und später sogar die doppelte Zahl verhaftet wurden. Ohne Gewissen und ohne Scham benutzte man die kleinlichsten Umstände und schraubte sie zur Staatsgefährlichkeit, nur um beim Großfürsten oder beim Kaiser sich in Gunst zu bringen. Kein Mittel war zu grausam, um Geständnisse zu erpressen. Major Lukasinski entblößte vor öffentlicher Gerichtsversammlung seinen über und über zerschlagenen Körper mit den Worten: Hier seht ihr Herren und ermeßt jetzt, ob Aussagen durch solche Martern erzwungen, Bedeutung haben können.

Kurzum, Konstantin und seine Helfershelfer galten vor den Augen des polnischen Volkes als Scheusale.

Man erzählt von diesem kalten stolzen Despoten, dem Großfürsten, daß er eines Tages auf den Sommersitz eines polnischen Edelmannes in der Nähe von Warschau hinausfuhr unter dem Vorwande, die prächtigen Einrichtungen zu bewundern. Der Edelmann führte ihn in seinem ganzen Edelsitz herum, und geschmeichelt von dieser hohen Ehre ließ er es an der ausgesuchtesten Höflichkeit nicht fehlen. Beim Abschied des Großfürsten begleitete er denselben bis an den Kutschenschlag. Der Großfürst wendete sich nochmals um und spuckte dem Edelmann in's Angesicht. Hierauf fuhr er mit dem Wagen davon.

Kurzum, die Erbitterung nahm in allen Schichten des Volkes immer mehr zu.

Der Kaiser Nikolaus selber hatte den Ernst der Lage richtig erkannt. Wegen den Verwickelungen Rußlands mit der Türkei wollte er wo möglich einen Aufstand in Polen verhindern. Er kam deßhalb selber mit seiner Gemahlin und dem Thronfolger Alexandra nach Warschau, um den Eid auf die polnische Verfassung zu leisten und sich krönen zu lassen, so hoffte er den Sturm zu beschwichtigen, allein unbegreiflicher Weise ließ er sich nicht mit der polnischen, sondern mit der russischen Krone krönen und erklärte noch dazu, dies geschehe zum Zeichen, daß Polen für ewig Rußland zugehöre. Er ließ nicht die polnischen, sondern die russischen Truppen im Krönungssaale neben den Thron

treten und beim Schwur auf die Constitution (Verfassung) hielt er inne und sprach dieses wichtige Wort ganz unverständlich aus. Dies Alles brachte neuen Unwillen beim Volke hervor.

Uebrigens war der Aufstand durch die geheimen Verbindungen schon vorbereitet und sogar der Plan gefaßt: den Kaiser sammt seiner Familie während der Krönungsfeierlichkeit gefangen zu nehmen; die Verschworenen stunden schon bereit, allein andere Umstände waren dem Ausbruch der Revolution für diesen Augenblick hinderlich. Auch wollten die Führer jeden offenen Aufstand unterlassen, wenn nur der Kaiser verspreche, daß er so die vielfach verletzte polnische Verfassung für die Zukunft wiederherstelle und erst alsdann sollte das Volk den Eid der Treue versagen, wenn der Kaiser die heiligen Rechte des Volkes zu achten sich weigere.

So glimmte der tiefe Haß und die Erbitterung gegen die russische Gewaltherrschaft fort bis im Jahre 1830 in Frankreich die Juli-Revolution ausbrach und eine mächtige Wirkung auch auf das polnische Volk hervorbrachte. Jetzt oder nimmer! war das Losungswort auch für Polen geworden.

3.

Ein düsteres Bild bot um diese Zeit die große Stadt Warschau. Zahlreiche Massen von Menschen wälzten sich durch die Straßen, aber allüberall herrschte dumpfe Grabesruhe. Man sah nichts als Männer und Frauen in schwarzen Gewändern, schwarzen Flören, mit schwarzen Ketten zum Sinnbild der Knechtschaft, schwarzen Kreuzen als Denkzeichen des Leidens und schwarzen Gürteln mit den Bildern der Freiheitshelden, die für das Vaterland kämpften, litten und starben. Die Trauer war allgemein. Kein Ton der Freude, kein Lächeln, keine helle Farbe störte das düstere Einerlei. Die Schauspielhäuser und Belustigungsorte waren alle geschlossen. Nur die Kirchen waren offen und mit Betenden angefüllt. Hier und da begegnete man einem Leichenzug in den Gassen, aber kein andächtiges Ave Maria

oder Gebet für die Verstorbenen erschallte, sondern wilde Freiheitslieder wurden gesungen, Polizei und Militärpatrouillen begleiteten denselben unter giftigem Blick mit den Verwünschungen der Leidtragenden. Zuweilen streute ein Mann aus dem Haufen beschriebene oder bedruckte Blätter in die Menge und verschwand und die Leute auf der Straße steckten rasch, ohne zu lesen, die ihnen zugedachten Blätter in die Tasche. Sie enthielten die Ordonanzen und Befehle der geheimen Klubbs. Solche Ordres flogen auch Morgens in die Fenster, wenn sie zur Lüftung der Wohnung geöffnet wurden. Die Betenden fanden solche auf den Steinplatten in den Kirchen, wenn sie niederknieten; die Käufer erhielten sie als Düten, wenn sie in einer Zuckerbäckerei oder in einem Spezereiwaaarenladen Etwas holten. Niemand kannte die Leute, die sie gedruckt oder verbreitet haben. Aber jedermann gehorchte, streng gehorsam, wie eine Armee ihrem Feldherrn, denn Jedermann wußte, daß die geheime Regierung befahl. Junge reizende Damen, Töchter von Emigranten, welche für die Wiedergeburt ihres Vaterlandes schwärmten, hielten in ihren Salons unter der Form von Theegesellschaften die Versammlungen der geheimen Klubbs, während die an allen Ecken und Enden wachende Polizei nicht ahnte, daß in derlei zahlreich bewohnten und lebhaft besuchten Häusern das Geheimniß verborgen sei, nach dem sie spähten und daß diese reizenden Geschöpfe die Fäden der Verschwörung in den Händen hielten. Von da aus also gieng die Bewegung durch Warschau und ganz Polen. Hier wurden die Parole, die Proklamationen abgelagert, von wo sie die Unterchefs des Aufstandes abholten. Hierher kamen auch die Emissaire der auswärtigen Emigration, besonders von Paris, und entledigten sich ihrer Aufträge und erhielten Gegenbefehle. Hier flossen aus tausend Röhren geleitet alle Gelder zusammen, die das Land freiwillig oder gepreßt an die Kriegskasse der Insurrection abgab und wurden in geheimen Behältern hinter schwer seidenen Vorhängen oder prachtvollen Tapeten die wichtigsten Papiere aufbewahrt.

Zuweilen kam es vor, daß ein Sarg aus der Stadt hinausgetragen wurde, zahlreich gefolgt. Die Geistlichen

beteten, das Volk sang; die Polizei und das Militär gab das Geleit. Der Sarg wurde versenkt und Alles kehrte in aufgelösten Gruppen wieder in die Stadt zurück. In der finsteren Nacht aber, in der weder Mond noch Sterne aus den schwarzen Wolken drang, stiegen geheimnißvolle Gestalten, wie Schatten, hinter den Gräbern hervor. Etliche Männer wechselten rasch einige Worte, ergriffen den Spaten, gruben das frisch geschaufelte Grab wieder auf, sprengten den Sarg auf und leerten ihn. Ein jeder der Abgesandten beschwerte sich mit seinem Pack gedruckter Proklamationen und Steuerbögen und huschten dann schnell aus dem Friedhof hinaus, um ihre Pferde zu besteigen und ließen dem zurückgelassenen Wächter die eingeflossenen Gelder und Rapporte.

Fühlte man die Sicherheit oft in einem Haus bedroht und witterte Gefahr, schnell wurden Papiere, Gelder, Karten, Plane und Waffen in Kisten oder Chatullen verpackt, Männer erschienen mit Tragbahren, mittelst deren man Kranke in dem Spital abholt, legten die Packete in die Bahre und schlugen den Weg gegen das Spital ein, schwenkten aber alsdann ab und brachten sie in einen anderen mehr sicheren Versteck.

Die Hauptverschwörung gieng von der Militär-Schule der Unterfähnriche und von Professoren der Universität aus. Obwohl man mit äußerster Ruhe und Klugheit zu Werke gieng, war doch nicht wenigemal Gefahr vorhanden, daß Alles verrathen wurde, denn je mehr die Zeit zum Aufstande heranreifte, desto mehr Offiziere und hohe Militärs und Notabilitäten der Bürgerschaft mußten in den Plan eingeweiht und dafür gewonnen werden, wenn ein Erfolg erreicht werden sollte. So umfaßte die Verschwörung eine Menge Studenten, Bürger und Militärpersonen und verzweigte sich durch's ganze Land.

Die Wälder belebten sich immer mehr, die Jugend folgte freudig dem Rufe und sammelte sich im Dunkel der Forste. Waffendepots waren errichtet, wo ein hohler Baum stund und ein sicheres Verließ vorhanden, auf jedem Edelhof waren Poststationen angelegt für Briefe und Boten, jede Provinz, jeder Kreis, jeder Bezirk, jede Stadt, jedes

Dorf hatte ihre Militärkommandanten, ihre Polizeichefs, ihre Staatskassen für Ein- und Ausgaben, ihre Lieferanten. So zog sich ein weites Netz über das ganze Land.

Allmählig drang die Ahnung von dem wahren Ausbruch der Revolution auch unter das Volk. Man warf Drohbriefe gegen die Russen aus, man sang vor den Wohnungen russischer Generäle patriotische Lieder und heftete Zettel an die Straßenecken, daß von Neujahr an das Lustschloß des Großfürsten Konstantin zu vermiethen sei. Ich selber war iu die Verschwörung nicht eingeweiht und wußte uicht mehr als jeder Mann und erfuhr all' diese fein angelegten Vorbereitungen und raffinirte Einfädlung des Aufstandes erst später nach dessen Beendigung. Zwar trug ich auch den engen Schnür-Rock mit Gürtel, auf dessen breiter Spange in weißem Feld das Bild des Helden Kosciusko in Bronz ciselirt war, die hohen Stiefel und die breiten Pluderhosen, auf dem Kopf die Conföderatka, nämlich die viereckige mit Pelz verbrämte Mütze und den dicken mit einem kleinen Beil gezierten Rock. Ich half auch Freiheitslieder mitsingen und schwärmte für Polens Wiedergeburt, ebenso mein Vater, aber auch er war in keine geheime Verbindung eingeweiht. Dies mochte wohl hauptsächlich daher kommen, weil meine Mutter eine Deutsche war, und man ihr nicht traute. Offenbar hatten schon jene Besuche in Thorn den Zweck gehabt, mit meinem Vater innigere Verbindung anzuknüpfen, aber das Widerstreben meiner Mutter und ihr entschiedenes Auftreten gegen derlei Anzettlungen hatten offenbar alle diese Plane vereitelt. Daher kam es, daß jene Besuche auch seltener wurden und zuletzt ausblieben.

Seit wir in Warschau wohnten und besonders bei der wachsenden politischen Gährung war aber die Mutter nur noch kummerhafter und noch dringender in ihren Ermahnungen, so daß der Vater ihr nicht zurückgezogen genug leben konnte. Dadurch kam unser Haus eher in Verdacht der Russenfreundlichkeit und wurde von den Patrioten eher gemieden, als gesucht.

Meinem Vater, der ein so glühender Patriot war, fiel dies Verhältniß beinahe unerträglich. Oft kam es in letzter

Zeit zu allerhand herben Ausdrücken; allein er war ein zu friedeliebender Familienvater und kannte die wohlmeinende Absicht seiner Gattin zu gut, als daß er nicht immer wieder seinen Polenkopf beugte und sein aufwallendes Nationalgefühl dämpfte. Ganz besonders unerträglich war ihm aber der Gedanke, gar von seinen Landsleuten als Russenfreund verdächtigt zu werden und beim etwaigen Ausbruch einer Revolution befürchtete er für sich und sein Haus das Schlimmste von Seite der freiheitsberauschten Exaltirten.

Diese Aufregung zog ihm ein hartnäckiges Fieber zu, bei dem er nicht einmal sein Zimmer mehr verlassen konnte. Er übertrug deßhalb das Handelsgeschäft ganz seinem Buchhalter Pepitoff, der schon in Thorn bei uns war und sein Vertrauen im vollsten Grade besaß, und er behielt sich nur die Einsicht der Geschäftsbücher vor.

Niklas war jetzt, wie früher mit dem Vater, mit einem anderen Handlungsgehilfen, meistens in Thorn oder Danzig oder auf weiteren Reisen.

Mein Bruder, Stanislaus, jetzt etwa fünfzehn Jahre alt, war noch zu jung, um an der Bewegung theilzunehmen und die sonst lebhafte Coletta zu sehr unter der strengen Aufsicht der Mutter und in der Haushaltung überladen, als daß sie sich mit revolutionären Kundgebungen hätte abgeben können, auch hatte sie zu sehr deutsche Erziehung von Seite der Mutter genossen. So stund es um diese Zeit in unserer Familie und wir hätten eigentlich nichts zu riskiren gehabt, wenn wir nicht auf einem Vulkan gestanden wären, der mit jedem Tag zum Ausbruch kommen konnte. Allein die Bombe sollte platzen, ehe wir es vermutheten. — In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Maugoschatta kehrte von ihrem Geschäftsgange zurück. Ach! rief sie lächelnd schon von Weitem, da ist ja eine ganze polnische Wirthschaft. Gottlob! daß Herr Vetter heute auch wieder besser gelaunt ist und ein wenig Gesellschaft gehabt hat. Nicht wahr, es ist ein rechter Koch? Wie hat ihnen der polnische Braten gemundet? Wir unterhielten uns noch geraume Zeit, alsdann übergab ich mein Stück Rindfleisch der Fräulein Margaretha und nahm mit Dank Abschied, froh, daß ich die armen Leute auch wieder einmal in einer

besseren Stimmung angetroffen hatte. Finetten aber, der mitgekommen war, schnüffelte den herrlichen Bratengeruch, sorgfältig untersuchend, ob nicht auch für ihn etwas von der polnischen Delicatesse übrig geblieben sei.

Viertes Kapitel.

Der Ausbruch des Sturmes. Freiheits-Rausch. Der Ulanen-Offizier. Blutiger Waffentanz. Die Unüberwindlichen. Der Unglückstag. Die verhängnißvolle Brücke.

1.

Es währte nicht lange, so bot sich Gelegenheit, daß der alte Pole seine Geschichte fortsetzen konnte, denn ich war jetzt erst in Spannung und dieselbe gewann von nun an erst recht Interesse für mich. So fuhr er denn eines Tages weiter.

Es war am 29. November 1830 Abends 6 Uhr, da wurde endlich das verhängnißvolle Zeichen zum Aufstand gegeben. Ein Brauhaus unterhalb Warschau's an der Weichsel wurde, so war es verabredet, angezündet. Sobald einige Rauchwolken aus dem bezeichneten Brauereigebäude in die Luft emporwirbelten, eilten die Verschworenen, darunter besonders Studenten aus ihren Schlupfwinkeln hervor und an die ihnen zugewiesenen Plätze. Einer der Häupter der Verschworenen, Peter Wysocki, Unterlieutenant der Nationalarmee, eilte in die Schule der Unterfähnriche, die eben zur Lection versammelt waren. Eine polnische Fahne in der Hand stürzte er in den vollen Saal. „Polen," rief er, „die Stunde der Rache hat geschlagen, wir müssen siegen oder sterben." Der Lehrer Wisko rief: Zu den Waffen! Alles rief: Zu den Waffen! sprang auf und ergriff die Gewehre. Zöglinge aus der Militärschule und Studenten drangen in das Lustschloß Belvedere, wo der Großfürst Konstantin wohnte. Unter dem Rufe: „Tod dem Tyrannen!" brachen die Jünglinge durch

die Fenster, um den Großfürsten todt oder lebendig in ihre Hände zu bekommen, während ein Theil der Fähnriche die Rückseite des Schlosses besetzt hielt, um dem Statthalter die Flucht unmöglich zu machen. Die jungen Leute tödteten den General Lezendre, drangen in alle Zimmer und durchsuchten dieselben sorgfältig. Doch der Großfürst war nirgends zu finden, da ihn sein Kammerdiener in ein geheimes Gemach versteckt hatte. Die Studenten drangen bis in's Schlafgemach des Großfürsten. Sie fanden aber das Bett, obschon noch warm, dennoch leer. So verließen sie endlich den Palast. Konstantin aber hatte sich in eine russische Kaserne unter seine Truppen gerettet. Die polnischen Truppen, deren Offiziere zum Theil in den Plan eingeweiht waren, giengen in der Nacht mit Ausnahme eines Jäger-Regiments, sämmtlich zu den Aufständigen über; der Aufstand verbreitete sich schnell über die ganze Stadt. Im Theater wurde laut der Aufstand angekündigt und sogleich eilten die Zuschauer nach dem Arsenal. Die Sturmglocken heulten von den Thürmen. Die Bürgerschaft griff zu den Waffen. Freiheit dem Vaterland, Tod den Russen! Es lebe Polen! tönte es schauerlich durch die Straßen in die Dunkelheit. Eine ungeheuere Menschenmenge strömte zum Arsenal, um Waffen zu holen. Das Volk erdrückte und zertrat sich fast, jauchzte aber dennoch in die finstere Nacht hinein. Die Verwirrung war groß, da in der Dunkelheit Freund und Feind kaum zu erkennen waren. Bald floß Blut, die Kämpfe des Militärs begannen. Russische Kavallerieabtheilungen, Cürassiere und Ulanen besetzten den Alexander- und den Sächsischen Platz und griffen das Volk an. Furchtbar waren die Angriffe der russischen Cürassiere und der noch dem Statthalter treu gebliebenen polnischen Jäger besonders auf dem Weichsel-Ufer. Auch in der Krakauer Vorstadt in der Nähe unseres Hauses wurde gekämpft. Aber auf allen Angriffspunkten wurden die russischen Truppen blutig zurückgeworfen und wälzten sich die Massen, welche noch bei Belvedere standen, mit sich fortreißend zum Jerusalemer-Thor hinaus. Ha! das war eine schauerliche Novembernacht!

Bei diesen Worten ruhte der alte Mann ein wenig

aus, ganz in Erinnerung versunken, als ob das Getös und Gelärm des aufständigen Volkes und die Kanonenschläge noch in seine Ohren hallten.

Wie schaute es denn in ihrem Hause in dieser Nacht aus? erlaubte ich mir zu fragen. Waren Sie auch bei diesen Straßenkämpfen?

An mir hätte es nicht gefehlt, erwiderte Wisniewski, allein mein Vater war bei der ungeheueren Aufregung nur um so hartnäckiger an's Zimmer gefesselt und selbst auf's Krankenlager geworfen. Niklas war noch auf der Reise, Pepitoff war diese Nacht nirgends zu finden. Ich selber konnte und durfte aber das Haus nicht verlassen, so stürmisch auch mein patriotischer Eifer aufwallte und mich fortreißen wollte, denn ich konnte Mutter und Schwester in dieser gefahrvollen Nacht nicht alleinig in dem großen Hause lassen, dessen Fensterladen und Thüren zwar wohl verschlossen waren, das aber gar leicht im Tumult überrumpelt werden konnte, zumal große Magazine damit verbunden waren. Ueberdies hätte meine Mutter sich auf's Entschiedenste widersetzt, daß ich an dem Straßenaufstand theilnehme. Die stürmische Nacht gieng vorüber. Zwar versuchten die aus der Stadt getriebenen russischen Truppen am anderen Morgen wieder in Warschau einzudringen, wurden aber wiederum zurückgeschlagen.

Es wurde jetzt ein revolutionärer Administrations-Rath aufgestellt. Ganz Warschau jauchzte auf, als dieser in Prozession sich in das Regierungsgebäude begab, von den vornehmsten Bürgern der Stadt begleitet. Im ersten Gliede gieng der durch ganz Polen hochgefeierte achtzigjährige Dichter Wiemcewitz, der zur Zeit des ersten polnischen Freiheitskampfes Adjutant des unsterblichen Kosciusko's und später dessen untrennbarer Freund und Leidensgefährte gewesen war. Hier und da warfen sich Leute vom Volke freudetrunken in zärtlicher Verehrung vor ihm nieder und vergossen Freudethränen. Kurzum, ganz Warschau schwamm so zu sagen in einem Freudenrausch, die noch ungeborene Freiheit begrüßend.

2.

Erlassen Sie mir jetzt, daß ich ihnen den weiteren Verlauf des polnischen Aufstandes vor Augen führe. Derselbe ist Ihnen wohlbekannt.

Nur so viel: Der Großfürst Konstantin, verlassen von seinen polnischen Regimentern, zog sich mit den russischen Truppen über die Grenzen des Königreichs zurück, um vorerst zu warten, bis eine gewaltige russische Armee heranrücke, um im Stande zu sein, allen Widerstand zu brechen.

In Warschau ward jetzt eine polnische Regierung eingesetzt. Der Aufstand verbreitete sich mit reißender Schnelle wie ein Lauffeuer über das ganze Land, sobald die Vorgänge in Warschau bekannt wurden. Allenthalben wurden die noch vorhandenen russischen Truppen und an der Grenze stationirten Kosacken-Regimenter entwaffnet, alle Kennzeichen der russischen Herrschaft entfernt und vernichtet und überall neue polnische Verwaltungsbehörden eingesetzt; die Jugend sang patriotische Lieder und trug auf den Straßen die weißen polnischen Adler.

Um Warschau und Praga wurden noch eine Menge neuer Schanzen aufgeworfen. Alles, Vornehm und Niedrig, was nicht am Kampfe theilnehmen konnte, gab hierzu seine Hände; edle Frauen, wie die Starostin Zaleski, führten selbst den Spaten. Die Landedelleute sandten ungeheuere Massen von Getreide und Schlachtvieh für die Armee und Haufen von Metallgeräthen zum Schmieden von Waffen und Gießen von Kanonen. Jede Stadt suchte wenigstens ein Regiment zu stellen, selbst einzelne reiche Edelleute errichteten Regimenter der so gefürchteten „Sensenmännern".

Mit einem Schlag war jetzt auch in unserem Hause Alles verändert.

Hatte die Mutter in jener furchtbaren Nacht, während die Sturmglocken heulten, allenthalben wildes Geschrei ertönte, die Cürassier-Schwadronen durch die Straßen rasselten und das Knattern des Kleingewehrfeuers sich in das Dröhnen des Kanonendonners mischte, Alles aufgeboten, um die Hausangehörigen von jeder Betheiligung am Aufstande zurückzuhalten und den Vater und mich förmlich im

Haus eingesperrt, so daß ihr Niemand als Pepitoff Besorgniß machte, der entwischt war, um offenbar am Aufruhr sich zu betheiligen, so war jetzt die ganze Sachlage anders. Von nun an konnte Niemand mehr sich dem Dienste des Vaterlandes entziehen. Die Nationalregierung traf jetzt alle Anordnungen, die einem Kampf auf Leben und Tod nothwendig waren; und was die Befreiung des Landes von der Moskowiter-Herrschaft erforderte. Sie ordnete allgemeine Volksbewaffnung an; was die Waffen tragen konnte, wurde unter die Nationalfahne einberufen, die Magazine mußten ihre Vorräthe, die Kassen der Begüterten ihre Steuern und Nationalbeiträge liefern, die Frauen Leinwand und Verbandwerk rüsten, in allen Häusern wurde Charpie gezupft, Patronen gemacht; selbst Kinder, was Hand und Finger rühren konnte, mußte zum großen Befreiungswerk Tag und Nacht arbeiten. Die geringste Nachlässigkeit oder Saumseligkeit war als Vaterlandsverrath mit blutiger Strafe bedroht.

Was hatten jetzt der guten Mutter alle seitherigen Kümmernisse und Bemühungen genützt? Ach! seufzte sie nur auf: Meine schwarzen Ahnungen beginnen sich zu erfüllen. Wären wir doch nur in Thorn geblieben! Hätte ich doch nie meine Einwilligung gegeben, nach diesem Heerd der Revolution überzusiedeln!

Der Vater und ich suchten sie zu beruhigen, lachten auch wohl über ihre Befürchtungen. Wir waren zu sehr Polen, als daß wir nicht von dem allgemeinen Freiheitsrausch ergriffen gewesen wären.

Diese Kummerhaftigkeit brachte uns beinahe zur Verzweiflung und diese deutsche Kaltblütigkeit gegenüber dem Emporlodern der allgemeinen patriotischen Begeisterung hätte uns empört und wäre uns als Verrath vorgekommen, wenn sie uns von anderer Seite, als von unserer guten Mutter, begegnet wäre. Selbst die sonst vielbeschäftigte Coletta begann sich für die junge Freiheit zu begeistern und selbst Stanislaus ließ sich nichts mehr einreden. Wo er stund und gieng sang er patriotische Lieder und wollte auch gegen die verhaßten Russen zu Felde ziehen.

Kurz, wir schwelgten im süßen Freiheitstraume und

malten der Mutter in rosenfarbenem Lichte die goldene Zukunft Polens vor. Sie aber schüttelte nur wehmüthig den Kopf. „Gebe Gott," sagte sie, „daß euere Träume sich bewahrheiten und nicht ein schreckliches Erwachen sie zernichtet. Gott weiß es, was ich leide. Nur im Gebet finde ich noch Trost. O Maria von Czenstochau verlasse deine armen Kinder nicht!"

Von nun an war die Mutter resignirt. Komme, was da wolle, pflegte sie zu sagen: Ich habe wenigstens das Bewußtsein, welches auch der Ausgang sein möge, Alles gethan zu haben, unsere Familie vor Unglück zu bewahren. Verleihe der liebe Gott uns nur die Gnade, alle Trübsale, die uns etwa treffen, geduldig zu ertragen. Herr! dein Wille geschehe!

3.

Vier Wochen nach dem Ausbruche des Aufstandes also, fuhr der Pole weiter, steckte man mich schon in die Uniform der gelben Ulanen unter dem später so berühmt gewordenen heldenmüthigen Obersten Ludwig Kicki. Unser Regiment bestund meistens aus Akademikern und jungen Edelleuten. Pepitoff, unser Buchhalter, war unter die Nationalgarde eingereiht. Selbst der gute Niklas, der schleunigst nach Haus berufen wurde, hatte als Sensenmann in seiner vierzipflichen Conföderatka ein gar grimmiges Aussehen und mußte ich unwillkührlich lachen, als ich ihn das erstemal sah. Kurz, unser Geschäft war geschlossen. Nur Stanislaus, als noch zu jung, durfte zu Hause bleiben. Mein Vater aber, als noch leidend, sollte für die Reserve einstweilen vom Dienste noch verschont sein, aber desto mehr mit Geld und Vorräthen die nationale Sache unterstützen. Während wir Tag und Nacht exerziren mußten, war das Frauenvolk zu Haus unermüdet beschäftigt mit Herrichtung von Lazarethbedürfnissen, und selbst die Mutter mußte wohl oder übel mithelfen altes Linnenzeug zu zupfen und sie that es gerne, denn sie wußte ja nicht, ob ihr eigener Sohn es etwa brauche? Im Uebrigen war jetzt an die Stelle ihrer frühern Aufregung und Kümmerniß eine stumpfe eiskalte Ruhe

getreten, mit der sie alles aufnahm, was um sie her vorgieng, als ob sie dachte: Ich kann es doch nicht ändern. Nur gegen Pepitoff hatte sie eine unerklärliche Abneigung. Er war, wie gesagt, schon in Thorn bei uns. Mein Vater hatte ihn als jungen Menschen, der aus einer armen polnischen Familie stammte, auf dringende Empfehlung eines Bekannten, aus Warschau mitgebracht uud in das Geschäft aufgenommen. Er hatte ihn in das ganze Handlungswesen so zu sagen eingeweiht und, da er sich als sehr brauchbar erwies, ihm nach und nach unbegrenztes Vertrauen geschenkt, bis er ihm zuletzt Alles überließ. Mit einem Worte, er hatte aus dem armen Jungen einen tüchtigen Geschäftsmann gemacht. Niemand verstand es auch besser, sich in dessen Launen zu fügen, als Pepitoff und dabei vollständigen Einfluß auf ihn zu gewinnen, so daß er, während er demüthig zu gehorchen schien, doch in Allem seine Rathschläge durchzusetzen wußte. Die Mutter hatte bei ihrem scharfen Blick seinen intriguanten Polenkopf wohl durchschaut und nicht ungegründeten Verdacht, daß er die unliebsamen Besuche von Seite exaltirter Patrioten in Thorn eingefädelt und schließlich die Uebersiedlung nach Warschau veranlaßt habe. Pepitoff roch den Braten wohl und wußte genau, daß er bei der Frau des Hauses in Mißtrauen stand, aber er war zu klug, um offenen Anlaß zu Klagen zu geben. Er blieb deßhalb stets dem Familienkreis fern und beschränkte sich zu Haus beinahe ausschließlich auf sein Geschäftsbüreau.

Seit aber Pepitoff in jener stürmischen November-Nacht, da der Aufruhr durch die Straßen tobte, aus dem Hause so zu sagen verschwunden war, den kranken Vater und Familie, Haus und Hof, Casse und Magazine im Stiche gelassen und sich am Straßenaufstand betheiligt hatte, was bei etwaigem Mißlingen das größte Unglück sofort über unsere Familie gebracht hätte, mochte sie ihn mit keinem guten Auge mehr ansehen und hatte er alles Vertrauen bei der Mutter verloren. Sie drang in den Vater, den Buchhalter zu entlassen, allein der Vater fürchtete: er könnte ihn bei den Patrioten als Feind der nationalen Sache denunciren und er meinte: Ein solcher Fehler sei einem Patrioten wohl zu übersehen; er habe sich eben von der allge-

meinen Begeisterung hinreißen lassen. Wir Kinder mochten mit dem jungen Manne auch nicht viel zu thun haben. Sein ernstes verschlossenes Wesen und seine ewige Hockerei hinter den Geschäftsbüchern war ohnehin nicht einladend für uns. Obgleich von kurzer gedrunsener Gestalt, war sein Aeußeres doch nicht häßlich, aber seine tiefliegenden kohlschwarzen Augen hinter den buschigen Wimpern sprühten ein unheimliches Feuer aus und machte ihn nie zutraulich. Er war für uns gerade das Gegentheil des gutmüthigen, kinderfreundlichen Niklas, der immer etwas Neues mit uns zu plappern wußte.

Ganz besonders scheute ihn Coletta, gegen die er sonst ausnahmsweise freundlich war und der er gar oft kleine Geschenke machen wollte, allein sie huschte nur muthwillig an ihm vorüber und wegen seiner scharf ausgeprägten falschen Slaven-Physiognomie rief sie oftmals spöttisch nur Slav! Slav! worauf er finster mit einem polnischen Fluche sich fortschlich.

Doch genug! Was kümmert mich der Pepitoff, werden Sie denken, allein ich schilderte ihn nicht umsonst, denn er war die Schlange, die mein Vater auferzog und an seinem Busen pflegte. Er war die Kehrseite des guten Niklas, der Dämon unseres Hauses.

Bei diesen Worten schien der alte Pole in sich zusammen zu sinken; eine unbeschreibliche Düsternheit umflorte ihn auf etliche Augenblicke. Plötzlich schnellte er auf, als ob er hoch zu Rosse sitze.

Sehen Sie mir an, daß ich einmal Ulanenoffizier der polnischen National-Armee war?

Ja wohl! Vive la Pologne, a bas la Russie! Mort à la Russie! Es lebe Polen! Nieder mit Rußland! Dabei sprühte sein Auge Funken, als ob er mitten im Schlachtgewühl sei, und sein Kopf warf sich stolz zurück, als ob er an der Spitze einer siegreichen Schwadron Alles um sich vernichte.

Doch bald sank er wieder wie gebrochen auf seinen Lehnstuhl zurück. Ich war erschreckt von diesem geisterhaften Anblick und selbst Finette, welche in der Nähe auf einem Stuhle lag, hüpfte hinunter und verkroch sich unter den Ofen.

Verzeihen Sie, sagte nach einer Weile der alte Herr, nachdem er sich wieder ein wenig gefaßt hatte: Das Polenblut wallt wieder auf. So lautete damals unser Schlachtruf.

Damit nahm er gemüthlich seine Tabaksdose heraus und präsentirte mir eine Prise, mit Gewalt seine Aufregung unterdrückend.

4.

Trotz dieser ungeheuern nationalen Anstrengung konnte Polen dem Feinde dennoch nur eine Armee von 52,000 Mann mit 130 Kanonen im Felde entgegenstellen, während eine furchtbare russische Uebermacht den Grenzen des Landes sich entgegenwälzte. Der Generalfeldmarschall Diebitsch befehligte in eigener Person die russische Armee, welche 132,000 Mann stark mit 30,000 Mann Cavallerie und 396 Kanonen heranrückte. Aber was an wirklicher Kriegsmacht den Polen abgieng, ersetzte theilweise der Heldenmuth, der aus dem Bewußtsein entsprang, für das Heiligste und Gerechteste zu kämpfen und der bis zur Schwärmerei hinanschlug.

Es kann nicht meine Absicht sein, fuhr der Pole trüb vor sich hinsinnend weiter, Ihnen diesen Feldzug zu schildern, dessen unglücklichen Ausgang Sie wohl wissen. Genug eine Menge Umstände halfen zusammen, daß die polnische Erhebung ungeachtet der heldenmüthigsten Tapferkeit der Einzelnen keinen gedeihlichen Ausgang nehmen konnte. Gleich anfangs ließ der polnische Diktator Chlopicki sich in nutzlose Unterhandlungen mit dem russischen Czaaren ein, und hoffte ohne blutigen Kampf die Freiheit Polens zu erreichen; während diesen gieng die beste Zeit für Polen verloren und waren die Zurüstungen gelähmt und immer noch mangelhaft. Die polnischen Obergenerale Radziwill und Skrzynecki waren theils unfähig, theils versäumten sie aus Zauderhaftigkeit die errungenen Siege zu benutzen, andere polnische Generale ließen aus Dünkelhaftigkeit die kriegerischen Talente von Offizieren geringerer Grade nicht aufkommen. Aus gegenseitiger Eifersucht und Rangsucht wollte sich keiner dem andern unterordnen und ließen sich einander im entscheiden-

den Augenblick im Stich, sie mißachteten selbst die Regierungsgewalt und gehorchten ihren Befehlen nicht. Dazu kam, daß über die künftige Einrichtung der Landes-Verfassung der Adel und die Volkspartei nicht übereinstimmte, keine Partei der andern traute, und jede einen andern Plan verfolgte. Namentlich wollte der Adel seine alten Vorrechte nicht verlieren und auf die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern nicht eingehen. Aus den Adelichen bestanden aber die meisten Offiziere. Dazu kam noch die Schwäche und der Mangel einer durchgreifenden Regierungsgewalt und zuletzt noch offenbarer Verrath, der das Vaterland wieder in die Krallen des russischen Ungeheuers überlieferte. Kurzum das alte Elend, an welchem Polen schon früher zu Grunde gegangen war, fing wieder an.

Bei diesen Worten traten Thränen in die Augen des alten Polen. Er verhüllte sein Angesicht und krampfhaft klammerte er sich an seinen Stuhl.

Lassen Sie mich schweigen, stöhnte er, der Gedanke an so namenloses Unglück meines Vaterlandes ist mir unerträglich; er bringt mich beinahe um.

In jugendlicher Kraft aus den herrlich wieder erwachten Tugenden des Volkes hatte sich das Vaterland aus der Knechtschaft wieder erhoben. Ungeschicklichkeit, Zauderhaftigkeit und Schlechtigkeit hatten sich verbunden, es wieder in den Abgrund zu stürzen. Ein Kosziusko hat zu seiner Rettung gefehlt.

Bei diesen Worten versank der alte Pole wieder in stummes Brüten.

Ich bin kein Pole, unterbrach ich dieses stille Hinbrüten, aber ich gestehe: Sie könnten mich noch polnisch machen, wie man bei längerem Aufenthalt in einem Irrenhause zuletzt selber ein Narr werden kann. Verzeihen Sie mir den Ausdruck. Ihre Schwermuth wird mir selber unerträglich und drückt mich nieder.

Wir wollen das Gespräch abbrechen. Bei diesen Worten wollte ich aufstehen. — O nein! rief der alte Herr, bleiben Sie nur noch ein wenig. Haben Sie doch Geduld und Nachsicht mit einem alten Manne, der einmal verurtheilt ist, die grausamsten Erinnerungen bis in's Grab mit sich zu schlep-

pen. Sie haben ja von meiner Geschichte noch nicht einmal den Anfang vernommen. Damit drückte er mir warm die Hand.

Um es kurz zu machen, fuhr er weiter: Ich bitte Sie um Geduld. Später werden Sie mich entschuldigen. Wie Sie wissen, so überschritt Diebitsch an der Spitze der russischen Armee am 8. Februar 1831 die polnische Grenze. Er hatte den Plan, Warschau von mehreren Seiten zugleich anzugreifen. Es folgte von nun an bis zu dem unglücklichen 8. September, an welchem Warschau capitulirte, Kampf auf Kampf, Schlacht auf Schlacht, von denen die eine blutiger als die andere war, so grauenhaft, wie die Geschichte sie kaum kennt. Es war ein wirklicher Verzweiflungskampf auf Leben und Tod.

Siegen oder Sterben war das Losungswort. Dies schwuren Tausende auf den Knieen und wahrhaftig Tausende haben den Schwur gehalten, und die, welchen es zu sterben nicht vergönnt war und welche ihr elendes Leben in aller Welt herumschleppen mußten, hätten tausendmal den glorreichen Tod auf blutigem Schlachtfeld vorgezogen.

Mit Erlaubniß! so unterbrach ich den Erzähler lächelnd, waren Sie denn auch in einem Gefecht? Man sieht Ihnen sonst nicht viel Kriegerisches an.

Der Pole schnellte auf, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte. Parbleu! was für eine Frage? Wären Sie mir nicht so lieb, so würde ich an Ihnen irre werden. So wissen Sie denn, daß ich beinahe an den meisten größeren Gefechten und Schlachten Theil genommen habe.

Lange bevor in Warschau die Nachricht von dem Einrücken der Russen anlangte, waren wir Ulanen schon bei der Armee längs der Weichsel aufgestellt, um den Uebergang der Feinde zu hindern.

Unter den Thränen und Segenswünschen, besonders meiner guten Mutter und Schwester, unter dem Freuden-Jauchzen und dem Gebet des Volkes waren wir von Warschau abgezogen. Lustig schmetterten die Trompeten zum kommenden Waffentanz und flatterten unsere Fähnlein in die kalte Morgenluft hinaus. Doch wie gesagt: Ich will Sie nicht mit dem unglücklichen Feldzug behelligen, aber

dennoch erinnere ich mich nur mit Stolz an die Heldenthaten unserer kleinen Armee; deßhalb aus der großen Reihe der Schlachten nur Einiges: Es war am 19. Februar Morgens halb zehn Uhr, als die blutige Schlacht bei Grochow begann. Die polnische Armee zählte nur 31,000 Mann mit 97 Kanonen und kam nur dem vierten Theile der russischen Armee gleich. Die Russen waren im Rücken durch starke Waldungen gedeckt, welche die Ebene von Grochow begrenzen, die Polen aber hatten sich besonders in einem Erlenwäldchen festgesetzt, welches für ihre Stellung äußerst wichtig war. Diebitsch selber griff das Wäldchen mit ungeheurer Uebermacht an, um dasselbe um jeden Preis zu gewinnen. Die Schlacht wüthete hier auf eine furchtbare Weise. Sechsmal waren die Polen von der Uebermacht zurückgeworfen und sechsmal warfen sie den Feind wieder zurück. Die russischen Truppen konnten nicht widerstehen, sie wurden zersprengt und warfen sich in die Waldungen zurück, Alles mit sich fortreißend. Diebitsch, beschämt von so großer Tapferkeit in Betracht seiner großsprecherischen Proclamationen, setzte das Aeußerste daran. Er warf jetzt seine Cavallerie auf das Erlenwäldchen, aber auch diese wurde besonders von dem berühmten vierten Regiment zurückgeworfen. Chlopicki hatte neben Radziwill den Oberbefehl über das polnische Heer. Jetzt schon wäre der Sieg den Polen gewiß gewesen, aber die Generale befolgten aus kleinlicher Eifersucht dessen Befehle nicht und handelten eigenmächtig. Man versäumte, die Russen nochmals anzugreifen, ehe sie Verstärkungen erhielten. So wogte die Schlacht mehrere Tage blutig hin und her bis zum 24. Februar.

Chlopicki war gerade im Begriff, sich an die Spitze einer Division zu stellen, da tödtete eine Granate sein Pferd und Chlopicki stürzte schwer verwundet besinnungslos auf die Erde. Als er erwachte, befand er sich auf einer Bahre, die vier Sensenträger aus ihren Sensenstangen gebildet hatten. Er richtete sich auf, ließ sich noch langsam an einigen Truppencolonnen vorübertragen und ordnete ihre Stellungen. Aber bald, vom Blutverlust ermattet, konnte er sich nicht mehr aufrecht halten und mußte nach Warschau zurückgebracht werden.

Fürst Radziwill übernahm jetzt den Oberbefehl, aber bald entstanden Verwirrungen.

Immer gewaltiger und furchtbarer erneuerte Diebitsch seine Angriffe unter einem entsetzlichen Kartätschenfeuer. Er ließ jetzt abermals seine Cavallerie-Massen auf die Polen eindringen. Unter diesen war jenes berühmte Cürassier-Regiment, welches auf seinen Helmen die goldene Inschrift führte: „die Unüberwindlichen."

Erschrocken über die furchtbar nahende Wolke gab Radziwill schon Zeichen zum Rückzug. Einige Regimenter folgten ihm und warfen sich in das verschanzte Praga. Doch die meisten hielten Stand. Die russischen Cürassiere rückten vor. Das Regiment der „Unüberwindlichen" gieng voran, sprengte, mehrere Bataillone zurückwerfend, durch die erste polnische Linie auf die zweite. Da schloß sich plötzlich die erste Linie wieder, schnitt die nachfolgenden Cürassier-Regimenter von den „Unüberwindlichen" ab, feuerte Raketen in dieselben und trieb sie ab. Ueber das abgeschnittene Regiment der „Unüberwindlichen" kam jetzt ein schreckliches Schicksal. Sowie es auf die Infanteriebataillone der zweiten Linie andrang, stürzte unser Ulanenregiment unter Führung unseres heldenmüthigen Obersten Kicki auf dasselbe, nahm 211 Cürassiere gefangen und hieb alle übrigen bis auf sieben, welche als Flüchtlinge zur russischen Armee zurückkamen, nieder. In Zeit von einer halben Stunde war das stolzeste russische Regiment „das Unüberwindliche" von den Polen und zwar zunächst von unserm Ulanenregiment zernichtet, daß es aus der russischen Armeeliste gestrichen werden mußte und seither nicht mehr errichtet wurde. Ich selber wurde durch einen Säbelhieb über den linken Arm leicht verwundet, daß ich den Zügel des Pferdes in den Mund nehmen mußte, bis ich an einen sichern Verbandsort kam.

Die ganze russische Schlachtlinie gerieth in Schwanken. Chlopicki fehlte jetzt, sonst wäre der Sieg unser gewesen. Allein Fürst Radziwill war über diese furchtbaren Angriffe so außer Fassung, daß er noch in der nämlichen Nacht, ungeachtet des Widerstrebens der Offiziere und des Murrens

4*

der unbesiegten Soldaten, den Befehl zur Rückzug nach Warschau gab.

Bald war meine Wunde so geheilt, daß ich am 1. April in der für uns Polen so ruhm- und siegreichen Schlacht bei Praga mitkämpfen konnte. General Skrzynecki schlug hier die Russen unter Geismar und Rosen und nahm mehr als 11,000 Russen gefangen, allein vergeblich drangen die Offiziere in ihn, daß er das russische Hauptheer unter Diebitsch angreife. Eine Reihe für uns Polen glücklicher und unglücklicher Schlachten folgten jetzt auf einander, bei denen ich mehr oder weniger thätigen Antheil nahm, bis endlich am 26. Mai die für uns zwar ruhmreiche aber höchst unglückliche Schlacht von Ostrolenka mich zum letztenmal auf dem Kampfplatz sah.

Skrzynecki hatte die Vereinigung der russischen Garden mit der Hauptarmee des Diebitsch hindern wollen, jedoch vergebens und er zog sich deßhalb vor dem vereinigten russischen Heere zurück. Diebitsch aber folgte ihm in Eilmärschen und erreichte ihn von den Polen ganz unerwartet bei der Brücke, welche bei Ostrolenka über die Narew führt.

Skrzynecki hatte die Russen so wenig erwartet, daß er die Brücke über die Narew nicht abgebrochen hatte und einen Theil seines Corps noch am jenseitigen Ufer sich zerstreuen ließ. Die Truppen waren auf eine Schlacht so wenig vorbereitet, daß die Pferde meist abgesattelt standen und mehrere Regimenter in der Narew badeten. Die meisten Kanonen waren gegen Warschau auf dem Rückzug. Da drangen plötzlich aus einem sumpfigen Wald von Taroszyn her starke russische Colonneu und eröffneten aus 70 Kanonen ein mörderisches Feuer, stürmten die Brücke und stellten sich am andern Ufer hinter einem Damm auf, von welchem aus sie ihr mörderisches Feuer auf die Polen fortsetzten. Nur mit Mühe konnte sich das polnische Corps, welches jenseits des Flusses abgeschnitten war, noch über die Brücke durch die Russen durchschlagen und stürzte deren eine Menge mit gefälltem Bajonet über die vollgepfropfte Brücke in den Fluß, aber selber nur mit ungeheuern Opfern. Jetzt entstand ein furchtbar blutiger Kampf um den Damm, denn die Brücke sollte gehalten werden.

Zwar wurde der russischen Hauptarmee der Uebergang verwehrt, allein gegen 8000 Polen bedeckten das Schlachtfeld. Schon neigte der Kampf zum Ende, als unser jugendlich herrlicher Oberst Kicki, der bei Grochow die Unüberwindlichen zusammengehauen hatte, fiel. Wie wir ihn vom Pferde sinken sahen, stürzten wir wenige Ulanen mit Todesverachtung in das Getümmel, um unsern tapfern Anführer herauszuhauen, da erhielt auch ich im heißen Gefechte von einem Kosacken einen tiefen Lanzenstich in den rechten Oberschenkel; durch den heftigen Blutverlust verlor ich die Besinnung. Stephan Kraschnski, ein Altersgenosse und treuer Hausfreund, der im nämlichen Ulanenregiment diente, nebst einigen anderen Kriegskameraden, hatten mich mit unsäglicher Kraftanstrengung aus dem Kampfgewühl herausgehauen. Wie ich nach Warschau kam, weiß ich nicht. Genug! als die Nacht anbrach zog die ganze polnische Armee sich auf Warschau zurück. Als ich des andern Tages von der ungeheuern Ermattung nach so heißen Strapatzen und großem Blutverlust erwachte, lag ich in meinem elterlichen Hause. An meinem Bette aber saßen meine gute Mutter und Schwester und sorgten für zeitweise Erneuerung des Verbandwerkes und Pflege meiner Wunde.

Bei diesen Worten schloß der alte Pole für heute seine Erzählung. Sie sehen, sagte er, daß ich mich meiner Leistungen als Soldat nicht zu schämen brauche, wenn ich, setzte er etwas beißend hinzu, nach Ihrer Ansicht schon kein kriegerisches Aussehen habe.

Nun! Nun! nicht so empfindlich alter Polenkopf, unterbrach ich ihn freundlich und schüttelte ihm beifällig die Hand. Die Tapferkeit der Polen hätte freilich ein besseres Loos verdient.

Hoffentlich, fuhr er auf, mich mit einem durchdringenden halb verächtlichen Blick schier durchbohrend. Wenn ich noch tausendmal jung wäre, so würde ich meinen letzten Blutstropfen wieder an die Befreiung meines Vaterlandes setzen.

Doch vielleicht erlebe ich es in Bälde noch, ha! ha! erwiederte ich lachend: Sie werden doch nicht noch einmal Ulane werden wollen? Sie könnten ja wirklich höchstens Feldpater werden.

Allein in dem Augenblick, da ich dies sagte, bekam der alte Herr wieder seine rheumatischen Anfälle und Brustkrämpfe.

Trinken Sie, sagte ich, ein Gläslein Doppelkümmel. Es wird vielleicht wieder besser und überlassen Sie Gott und anderen Generationen das künftige Schicksal Polens. Wir müssen bald an ein anderes Vaterland denken und eine ewige glückliche Heimstätte zu erobern suchen.

Sie haben Recht! versetzte wehmüthig der Pole. Allein Sie wissen wohl, daß immer wieder das alte Polenblut sich regt.

Theilnamsvoll lächelnd drückte ich dem alten Herrn nochmals die Hand und verabschiedete mich für heute, auf dem Wege noch lange nachsinnend, wie tief und unheilbar doch das menschliche Herz verletzt werden kann, wenn man seine heiligsten Gefühle mißachtet oder gewaltsam niedertritt.

Fünftes Kapitel.

Trübe Aussichten. Düstere Stimmung. Als Recouvalescent. Die Ulanenbraut. Der 6. September. Verzweiflungskampf. Die nächtliche Ueberraschung. Der Verrath. Des Polen Abschied. Des blinden Sängers Hoffnung.

1.

Nach der unglücklichen Schlacht von Ostrolenka, so erzählte jetzt nach einigen Tagen der alte Pole weiter, thürmten sich immer schwerer und schwärzer die Gewitterwolken gegen unser armes Vaterland auf und zogen sich drohend gegen die Hauptstadt selber zusammen. Der Unwille in der Armee über die Unfähigkeit der Generale wurde täglich größer und offene Empörung drohte auszubrechen. Im Reichsrath selber wurde die Spaltung und Erbitterung immer größer, besonders gegen den polnischen Oberfeldherrn Skrzynecki. Es folgte ein Unglücksschlag auf den andern.

Zwar raffte die Cholera am 10. Juni den russischen Feldmarschall in seinem Hauptquartier weg und schnell darauf

starb auch der verhaßte Todfeind, der Großfürst Constantin, an der Cholera. Es schien auf einige Zeit Stillstand in den feindlichen Unternehmungen einzutreten, allein ein großer Theil der polnischen Armee wurde theils durch russische Uebermacht über die österreichische und preußische Grenze gedrängt und dort entwaffnet, theils durch verrätherische Generale selbst, ohne daß die Soldaten es merkten, über die Grenze geführt.

An die Stelle des verstorbenen Feldmarschall Diebitsch wurde der kriegerische Feldmarschall Paskiewitsch gesetzt, um der polnischen Freiheit den Garaus zu machen.

Derselbe zog Ende Juli ungehindert mit der russischen Armee über die Weichsel, ohne daß der polnische Obergeneral ihm den Uebergang streitig machte, und marschirte auf Warschau los.

In der polnischen Hauptstadt stieg jetzt die Erbitterung auf den höchsten Grad. Skrzynecki wurde abgesetzt. Die Parteien stritten untereinander. Ein blutiger Aufstand brach in Warschau los und der verrätherische General Krukowiecki kam an die Spitze der Regierung, um dem armen Polen den Todesstreich zu geben. Die Russen rückten immer näher gegen Warschau.

Während diesen drei verhängnißvollen Monaten brachte ich die Zeit immer zu Hause unter der sorgsamen Pflege der Meinigen zu. Meine Wunde heilte langsam aber stetig, und ich war insoweit hergestellt, daß ich das Bett verlassen und im Zimmer herumgehen konnte, freilich ohne Aussicht, je wieder mein Schlachtroß besteigen zu können.

Schmerzlicher als meine Schenkelwunde, brannten mich die verwirrten und schwankenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Ganz Warschau war in beständiger Aufregung, schwebend zwischen Siegesjubel und Trauerbotschaften, welche die Köpfe durchschwirrten. Hoffnungen und Befürchtungen durchkreuzten sich jeden Augenblick. Man konnte und wollte nicht an die Niederlage der polnischen Sache glauben. Man schloß gleichsam absichtlich die Augen vor der heranstürmenden Gefahr und betrachtete jeden Unglücksboten lieber als Landesverräther. Mißtrauen gegen die Regierung, Unwillen und Erbitterung über die unfähigen Generale und tollkühne Pläne durchtobten die Brust eines Jeden.

Kurzum verzweiflungsvolle Entschlossenheit trat an die Stelle der frühern ruhigen Siegesgewißheit. Dies waren peinliche Tage und Niemand vermag zu begreifen, was wir durchzumachen hatten. Dennoch waren Alle lieber zu sterben bereit, als wieder in die Tatzen des russischen Bären zu fallen.

Ich begreife dies leicht, so unterbrach ich die Erzählung des alten Herrn, aber wie verhielten sich die Ihrigen, besonders ihre gute Mutter, bei diesem herannahenden Gewittersturm?

Mein Vater, erwiderte der Pole, rannte wie kopflos im Haus herum, bald den Schutzgeist Polens und alle gefallenen Vaterlands-Helden, in erster Linie Kosziusko, um Hilfe gegen die freiheitsmörderischen Russen anrufend, bald verwünschte er die Russen zu allen Teufeln in die Hölle, bald weinte er wie ein Kind, oder wollte in seiner fieberhaften Aufregung fortstürzen, um auch in Kampf und Tod zu gehen. Es ward mir schier bange um seinen gesunden Verstand. Mein Bruder Stanislaus wollte auch mit in Kampf, während ich selber über mein Schicksal knirschte, daß mich mein Unstern bei Ostrolenka hinderte, mich neuerdings auf's Roß zu schwingen und in's Kampfgewühl zu stürzen. Nur meine Mutter bewahrte eine eisige Ruhe. Bleich und geisterhaft durchschritt sie das Haus, auf unsere patriotischen Aufwallungen nur insoweit achtend, daß wir uns zu keinem hirnlosen Streich hinreißen ließen. Kein nutzloses Klagewort, kein unnützer Vorwurf kam über ihre Lippen, aber tiefer Ernst und schwerer Kummer umdüsterte ihr sonst so edles Antlitz.

Von dem guten Niklas und von Pepitoff wußten wir Nichts. Sie waren bei der National-Armee im Feld. Nur bei Coletta war eine Veränderung eingetreten.

Sie war jetzt eine stattliche Jungfrau; aller Liebreiz der Unschuld und reinen Kindlichkeit ruhte auf ihrer Stirne und glänzte aus ihren Augen. In Mitte der drohenden Stürme bewahrte sie immer ihre ungetrübte Heiterkeit, die stete Begleiterin unschuldsvoller Seelen, welche sich in rosigen Zukunftsträumen wiegte, Alles um sich her verklärte und kein düsteres Bild aufkommen ließ. Coletta war ja versprochene

und angelobte Braut. Ihr Bräutigam war kein anderer als Stephan Kraszynski, mein Lebensretter.

Dieser junge Mann gehörte einer der angesehensten Familien Warschaus an. Dessen Vater war ebenfalls Großhändler und ein Geschäftsfreund unseres Hauses, mit dem er in lebhaftem Verkehr stand. Der junge Stephan, der einzige Sohn, etliche Jahre älter als ich, hatte schon einige Zeit das Geschäft seines Vaters geführt und sollte dasselbe ganz übernehmen, sobald ruhigere Zeiten wiederkehrten. Er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen und hatte die glänzendsten Aussichten. Die reichsten Partien standen ihm zu Gebot. Allein er war zu sehr Kaufmann und in das Geschäftsleben verwickelt, auch war er noch zu jugendlich-flatterig, als daß er im Ernste daran dachte, sich schon so bald in Hymens Bande zu schlagen.

So war er denn schon seit geraumer Zeit in's Haus gekommen, hatte Coletta und ihre schätzbaren Eigenschaften näher kennen gelernt und war, wie sein Vater, so zu sagen Familienfreund geworden, ohne daß er jedoch jemals daran gedacht hätte, ein innigeres Verhältniß anzuknüpfen. Bei Coletta aber war dies noch weniger der Fall, da sie in ihrem kindlich-heitern Sinn und bei ihrem lebhaften Geist gegen Jedermann gleich freundlich war und nur vor geheimnißvollen verschlossenen Naturen, wie z. B. vor Pepitoff, zurückscheute.

An jenem verhängnißvollen Tage aber, da ich unter dem Schutze Stephans schwer verwundet vom Schlachtfeld in's elterliche Haus verbracht wurde und die Meinigen die heldenmüthige Aufopferung des jungen Mannes vernahmen, wie er mich mit Gefahr seines eigenen Lebens aus der Mitte der Feinde herausgeschlagen hatte, damit ich nicht gefangen oder von den Hufen der Pferde zertreten würde, da kannte die Daukbarkeit und Hochachtung der Meinigen gegen den jungen todesmuthigen Lebensretter keine Grenzen mehr.

Das Herz Coletta's schlug dem Retter ihres Bruders warm entgegen. Nicht ohne Bewunderung und Liebe konnte sie den Mann ansehen, der nach den Eltern ihr Liebstes auf Erden dem blutigen Tode entrissen hatte. Auch in der Seele Stephans schien Aehnliches vorzugehen. Durch ein ge-

heimnißvolles Band fühlte er sich fortan mit unserer Familie verknüpft. Dazu kam, daß schier zu gleicher Zeit das Ulanenregiment, bei welchem Stephan und ich gedient hatten, weil der tapfere Oberst gefallen und das Corps beinahe ganz zusammengeschmolzen war, auf Warschau zurückgezogen wurde. Stephan benutzte die Zeit, um mir jeglichen kameradschaftlichen Dienst und den Meinigen Hilfe in der Pflege meiner Wunde zu leisten.

So knüpfte sich das freundschaftliche Verhältniß mit unserer Familie immer fester. Das Ende war dessen Verlobung mit Coletta, meiner theuern Schwester. Beider Eltern hatten ihre Zustimmung gegeben, so schwer es auch meiner Mutter fiel und so trüb sie in die Zukunft schaute, denn die Vermählung sollte erst stattfinden, wenn die Sonne wieder heiterer über Polen aufgieng und der Kriegssturm sich gelegt hätte, im Genusse der erkämpften Freiheit. Coletta lebte fortan nur in bräutlichen Hoffnungen einer glücklichen Zukunft, so schwer und düster schwarz auch die Gewitter-Wolken täglich gewaltiger über unser armes Vaterland sich aufthürmten.

2.

Doch dieses süße bräutliche Traumleben sollte gar bald bitter gestört werden. Bei dem Näherrücken der Russen gegen die Hauptstadt und der wachsenden Gefahr sammelte sich die zurückgedrängte polnische Armee innerhalb der Vertheidigungs-Linien Warschaus, um sich zum Kampfe auf Leben und Tod bereit zu halten. Auch Stephan ward wieder unter die Streiter eingereiht. So war der 5. September angekommen. Die Russen, mehr als 100,000 Mann stark mit 400 Kanonen, standen dicht vor Warschau und trafen in der Nacht vom 5. Vorbereitungen zum Sturm. Noch glaubte man in Warschau allgemein, daß es sobald nicht zum Kampfe komme und gab sich in guter Hoffnung den Vergnügungen hin, als die furchtbare Stunde schon gekommen war, um so mehr, da ein russischer Parlamentär erschien, der Friedens-Unterhandlungen anknüpfte und die glänzendsten Versprechungen machte, wenn sich die Stadt

übergebe und den Kaiser als Herrn von Polen anerkenne. Allein die Polen waren zu oft betrogen worden, als daß sie noch an die Erfüllung eines russischen Versprechens glaubten und lehnten alle Anerbieten ab.

Doch der neue Präsident der polnischen National-Regierung, Kruckowiecki, hatte jetzt schon verrätherische Absichten. Er wollte sich bei der russischen Regierung das Verdienst erwerben: den Russen zur Eroberung der Stadt behilflich gewesen zu sein. Er entfernte mehrere Generale von ihrem Commando; einige Corps, darunter den General Romarino mit 20,000 Mann, hatte er fortgeschickt, überall waren ungenügende Vorbereitungen getroffen; nirgends waren die Truppen an ihrem Platze. Unter solchen Umständen begann der Sturm am 6. September Morgens fünf Uhr.

Mit einem Male spien über hundert russische Kanonen gegen die beiden Vorwerke von Wola.

Warschau war nämlich mit einer dreifachen Linie von Verschanzungen umgeben. Die äußeren Linien hatten einen Umfang von vier und einer halben Stunde. Drei polnische Compagnien kämpften wie Löwen gegen sieben russische Regimenter; erst als nur noch vier Polen in dem einen Vorwerke übrig waren, konnten die Russen es nehmen. Ebenso das zweite, als nur noch eilf Mann übrig waren. Da zündete der Lieutenant Gordon das Pulver-Magazin an und sprengte sich mit der Mannschaft in die Luft und zugleich wurden nahe an tausend Russen vernichtet.

Die Russen stürmten jetzt das befestigte Dorf Wola; 13 russische Regimenter umringten es mit 150 Kanonen und eröffneten eine furchtbare Kanonade gegen die kleine polnische Besatzung, welche nur aus 2000 Mann und 8 Kanonen bestand. Ein entsetzliches Gemetzel begann. Haufen von Leichen, russische und polnische, schichteten sich auf. Endlich als die polnische Besatzung bis auf ein Bataillon zusammengeschmolzen war, gelang es den Russen, Wola zu besetzen; die erste Linie war durchbrochen. Die Russen rückten vor. Grausenvoll wüthete jetzt die Schlacht. Wiederholt wurden die Russen zurückgeworfen; Tausende von Kartätschen schlugen in ihre Reihen; dreimal standen die Polen

im Begriff Wola wieder zu nehmen, allein der verrätherische Kruckowiecki hatte durch seine Umtriebe verhindert, daß hinlänglich Truppen auf dem Platze waren und so sahen sich die Polen endlich gezwungen, sich zurückzuziehen.

Stephan Kraszynski, durch einen Splitter von einer Granate schwer verwundet, stürzte vom Pferde. Mit Noth konnte er noch gerettet und in die Stadt zurückgebracht werden.

3.

Wie es an diesem Tage in Warschau hergieng, können Sie sich ungefähr vorstellen, setzte der alte Priester betrübt hinzu. Die Aufregung war natürlich eine ungeheuere. Der Kanonendonuer erschütterte die Luft, daß die Fenster klirrten; Wolken schwarzen Pulverdampfes trieb der Wind über die Stadt und hüllte sie in einen Trauerschleier ein, die Sturmglocken heulten den ganzen Tag von den Kirchthürmen; Kriegsstaffeten sprengten jeden Augenblick durch die Straßen, Munitions- und Pulverwagen rasselten über das Pflaster; Alles rannte wild durcheinander; Jeder suchte seinen Posten. Militär-Colonnen durchzogen die Straßen, aber überall fehlte es an der Oberleitung und den gehörigen Anordnungen. Die verrätherischen Absichten Kruckowiecki's, welcher an den bedrängtesten Stellen die Truppen abrufen ließ, zeigten sich immer deutlicher. Die Volkswuth wurde gegen den Verräther immer größer. Unterdessen lagen Greise, Weiber und Kinder in den Kirchen auf den Knien und beteten um Rettung des Vaterlandes. Sie wußten nicht, daß Kruckowiecki schon Alles zur Uebergabe der Stadt vorbereitet und geplant hatte. Die verwirrtesten und widersprechendsten Nachrichten durchschwirrten wieder die Luft.

Man hoffte, daß jeden Augenblick General Romarino mit seinen 20,000 Mann, welche Kruckowiecki in die Provinz geschickt hatte, vorgeblich um Lebensmittel beizuschaffen, zurückkehre und wußte nicht, daß dieser verrätherische Präsident durch lügnerische Berichte sie absichtlich ferne hielt. Was ich und die Meinigen in diesem Wirrwar sich durchkreuzender wahrer und falscher Berichte litten, läßt sich nicht wohl beschreiben.

Coletta, die sonst so heitere, sorglose und unbefangene Jungfrau, war jetzt von tiefem Kummer ergriffen. Nirgends fand sie mehr Ruhe; schwere Ahnungen und Besorgnisse trieben sie gleichsam im Haus herum. Ach! sie hatte ja ihr Herz nicht mehr eigen und war all ihr Sinn mehr im Kampfgewühl bei ihrem Bräutigam, als daheim.

Hundertmal fragte sie mich, was meinst du lieber Laurenz, wird Stephan auch wieder zurückkehren? werde ich ihn auch wieder zu sehen bekommen? Wenn aber nicht? Ach! es ist mir unmöglich, daran zu denken! Ich suchte sie zu beruhigen, so gut ich konnte. So war es Nacht geworden und damit nahm ihre Unruhe nur noch zu. „Die Trennung war auch gar zu schnell und unverhofft,“ seufzte sie. Je nun! Es gieng wohl mancher Braut so in diesen Tagen, besänftigte ich sie; desto freudenreicher wird vielleicht der Hochzeitstag.

Das gebe Gott, versetzte Coletta, indem sie mir weinend um den Hals fiel.

In diesem Augenblicke pochte es mit kräftiger Faust unten an der wohlverschlossenen Hausthüre. Coletta, wie von unsichtbarer Geisterhand ergriffen, nahm einen Leuchter und eilte die Stiegen hinab, noch ehe wir sie in dieser gefährlichen Nacht abhalten konnten. Wir hörten nichts als das Knarren der Hausthüre und einen lauten Schrei, sowie die verwirrten rauhen Stimmen mehrerer Männer. Fackelschein erleuchtete die weite Hausflur. Mein Bruder war sogleich nachgeeilt. Ich selber humpelte, so gut es gieng, hinter her. Vater, Mutter, Alles kam in Alarm.

Vier bärtige Sensenmänner hatten eine Tragbahre abgestellt, auf welcher ein Verwundeter lag. Es war kein anderer, als Stephan Krascynski. Einer von den Sensenmännern aber war unser guter Niklas, der so verwildert ausschaute, daß wir ihn beinahe nicht mehr erkannten.

Treuherzig schüttelte uns Niklas die Hand. Wir bringen da einen guten Freund, der vor Wola verwundet wurde. Ohnehin ist sein elterliches Haus zu weit entfernt. Er ist zu schwach, als daß wir ihn weiter schleppen könnten

und sollte man doch auch die Seinigen vorbereiten, daß der Schrecken nicht zu groß ist. Man kann ihn dann morgen in's Vaterhaus bringen, es ist noch alle Zeit. Er bedarf der Ruhe für heute Nacht.

Bei diesen Worten hoben die Männer die Bahre wieder auf und brachten den Verwundeten aus der scharfen Zugluft in die Hausflur herein, worauf das Thor wieder geschlossen wurde.

Bleich wie ein Marmorbild lag der junge Mann, vom Fackelschein geisterhaft beleuchtet, in seiner Ulanenuniform auf der Bahre, nur mit seinem Reitermantel bedeckt, seine Stirne verbunden, den blutigen Reitersäbel neben sich. Seine dunklen Locken klebten vom Blute aneinander, seine sonst so glänzenden, schwarzen, lebhaften Augen waren jetzt umflort und halb verschlossen und sein Blick irrte nur hier und da umher, als ob er etwas suchte und seine Hand deutete nur hier und da auf seine trockene Zunge, als ob er nach einem Trunke Wasser verlange, seinen brennenden Durst zu löschen.

Ich will jetzt die Schmerzausbrüche der Braut und die Klagelaute der Meinigen übergehen. Sie konnten nicht theilnehmender sein, als wenn ich selber in diesem Zustande gebracht worden wäre. Man brachte ihn sorgsam auf das nächste Ruhebett. Die ganze Nacht war man mit Erneuerung des Verbandswerkes beschäftigt und Eins überbot das Andere an zarter Sorgsamkeit, um so viel als möglich die Ruhe des Verwundeten zu schonen. Stephan wußte nicht, was um ihn vorgieng; nur wilde Fieberträume durchtobten sein Gehirn. Wir hatten alle Ursache, für sein Leben besorgt zu sein, denn der schleunigst herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich den Kopf und wich nicht mehr von seiner Seite.

Diese ganze Nacht hindurch war die Reichsversammlung in Berathung. Kruckowiecki hatte schon Alles zur Uebergabe der Stadt vorbereitet. Er entmuthigte die Regierung und den Reichstag durch erschreckende Schilderungen von der Furchtbarkeit der russischen und der Jämmerlichkeit der polnischen Armee und betheuerte, daß Warschau in wenigen Stunden fallen müsse.

Die Regierung erwiderte: Die Polen wollen sie-

gen oder sterben. Dennoch bevollmächtigte sie den Verräther, scheinbare Unterhandlungen mit den Russen anzuknüpfen und einen Waffenstillstand abzuschließen, um Zeit zu gewinnen, daß das Corps des Generals Romarino herankommen könne.

Kruckowiecki ritt am Morgen des 7. September selbst in's russische Lager und versprach unbedingte Unterwerfung dem Kaiser und Uebergabe der Stadt, wofern der Reichstag seine Einwilligung gebe. Ein Waffenstillstand wurde bis Nachmittags zwei Uhr abgeschlossen.

Allein der Reichstag wollte nichts von einer so schimpflichen Uebergabe wissen. Deßhalb begann der Sturm von Neuem um zwei Uhr Nachmittags, diesmal auf die zweite Befestigungslinie. Mehr als 200 russische Kanonen spien abermals ihr Feuer aus; furchtbar war das Gemetzel; ganze russische Regimenter wurden bis auf wenige Mann zusammengehauen. Die Polen erkämpften beträchtliche Vortheile, aber Kruckowiecki setzte seine verrätherischen Umtriebe fort. Bald hatten die Geschütze der Polen keine Munition mehr, allein die Soldaten kämpften wie die Löwen weiter; aber auch die zweite Befestigungslinie Czifte gieng verloren und konnte nicht mehr genommen werden.

Doch die Hoffnung der Polen war noch nicht aufgegeben und ihr Muth ungebrochen. General Uminski, welcher bedeutende Vortheile erstritten, hatte den Plan, den Russen in den Rücken zu fallen. Die ganze russische Armee war in Gefahr. Allein, als in der Nacht vom 8. September der Plan ausgeführt werden sollte, fehlten überall Infanterie-Regimenter und die ganze Reserve-Artillerie. Kruckowiecki hatte den letzten teuflischen Streich gespielt und den Soldaten befohlen, aus den Festungswerken hinaus zu ziehen, und ließ die Truppen, ohne daß sie wußten warum, stille über die Weichsel hinüber nach Praga führen.

Entsetzen erfaßte die Reichsversammlung bei dieser Nachricht. Der Verräther wurde abgesetzt und wäre in Stücke zerrissen worden. Allein, um der Rache der Polen zu entgehen, machte er sich auf die Flucht nach Modlin.

Jetzt war an eine Vertheidigung Warschau's nicht mehr zu denken, obgleich die Bürger sich erklärten, wie die Ein-

wohner von Saragossa, in den Straßen, Haus für Haus kämpfen und eher die Stadt in die Luft zu sprengen, als sich ergeben zu wollen.

4.

Fast die Hälfte der polnischen Truppen befand sich jetzt in wilder Verwirrung in Praga; es war unmöglich, sie bis zum Anbruch des andern Tages wieder über die Weichsel herüber in die Befestigungslinien zu bringen. Da befahl die Regierung, daß auch die andere Hälfte der Armee nach Praga hinüberziehe. Viele ergrimmt, Viele trauernd, aber Alle voll Verzweiflung gehorchten dem Befehle; dennoch war ihr Muth auch jetzt noch nicht gebrochen.

Entsetzlicher Schrecken hatte jetzt ganz Warschau überfallen, denn in wenigen Stunden war der Einmarsch der Russen zu gewärtigen. Zwar hatte der russische Feldmarschall Paskewitsch die Gnade des Kaisers und allgemeine Amnestie, d. h. Vergessen des Geschehenen, sowie die Aufrechthaltung der polnischen Verfassung verheißen, allein man wußte wohl, was man von russischen Versprechen zu halten hatte; das Gräßlichste war jetzt zu befürchten. In allen Familien herrschte jetzt die äußerste Verwirrung. Was anfangen?

Auch in unserm Hause herrschte die größte Bestürzung. Nur meine Mutter bewahrte immer noch ruhige Entschlossenheit. Lorenz, sagte sie, mit scheinbar eisiger Ruhe den Schmerz hinunterwürgend, du gehst jetzt fort, du kannst und darfst nicht hier bleiben. Du gehst mit der Armee und wenn das Schicksal sich nicht für nächste Zeit wendet, so gehst du nach Thorn, in deinen Geburtsort und unsere erste Heimath. Dort haben wir noch Haus und Verwandtschaft. Dort bleibst du, vielleicht kommt eine bessere Zukunft und daß das Schicksal Polens sich wieder ändert und fremde Hilfe einschreitet. Unserer Familie können die Russen nicht viel anhaben, denn zum Glück war der Vater seither krank und habe ich Alles verhindert, was unsere Familie hätte gefährden können. Stanislans ist noch zu jung, um als staatsgefährlich zu gelten und war gottlob noch nicht im

Kampf gegen die Russen. Er ist ja noch kaum zum Jüngling herangereift.

Was aber mit Stephan anfangen? Zwar ist er jetzt dem Tod entronnen, wie der Arzt sagt, fällt er aber in die Hände der Russen, so ist er verloren.

Er ist jetzt wenigstens über die Gasse transportabel. Seine Eltern wissen, daß er aus der Lebensgefahr ist. Am besten ist: Sie verbergen ihn in ihrem weitläufigen Hause. Gott mag alsdann weiter helfen, vielleicht daß der Kaiser doch an seinem Worte hält. Jedenfalls ist für ihn unmöglich, auch nur eine Reise von wenigen Stunden zu machen.

Ja! ja! sagte der Vater, die Mutter hat Recht. In Thorn bist du sicher. Es bleibt kein anderer Ausweg. Noch ist Polen nicht verloren! Vielleicht in wenigen Wochen schon zieht die polnische Armee, die noch stark genug ist, in Warschau wieder ein. Auch Coletta stimmte überein. Niklas muß mit dir und dich begleiten, setzte die Mutter weiter fort, er kann uns dann wieder Nachricht bringen. Er ist ohnehin in Warschau wenig bekannt und die meiste Zeit in Thorn gewesen. Kein Mensch weiß, daß er von dort zurückkehrte und unter die Sensenmänner gesteckt wurde. Also nur fort, fort so schnell als möglich! Stephan aber kann unmöglich fort und, wenn er könnte, so gienge er nicht, denn er bleibt fest dabei: Er wolle und werde unsere Familie nie und nimmer verlassen, zudem könne man ihm nichts anhaben, da er, wie alle jungen Männer, in die National-Armee eintreten mußte und vorher nie in politische Umtriebe sich eingelassen habe und stets nur seinem Handelsgeschäfte lebte.

Auch mir leuchtete dieser Plan ein; meine Gesundheit erlaubte mir wenigstens, so weit war ich hergestellt, wenn auch nicht Kriegsdienst zu thun, doch in einem Fuhrwerk der Armee zu folgen und mich derselben, wie Tausende andere, anzuschließen. Schleunigst wurde jetzt noch in der Nacht das Nothwendigste zusammengerüstet, wenn ich einmal in Thorn war, so konnte es mir ja an nichts mehr fehlen. In wenigen Stunden war ich reisefertig und eine Droschke bereit, mich fortzunehmen.

Der Abschied war bei der drängenden Eile und dem drohenden Einmarsch der Russen bei weitem nicht so umständlich und die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen linderte den Schmerz der Meinigen.

Meine Mutter, in ihrem geisterhaften Wesen und ihrem Drange, mich in Sicherheit zu wissen, schob mich förmlich in die Droschke hinein, obwohl ich ihr ansah, daß ein unendlicher Schmerz ihr Herz durchwühlte. Coletta fiel mir nochmals weinend um den Hals. Der Vater und Stanislaus riefen nochmals: auf baldiges Wiedersehen! Dem Stephan Kraszynski aber empfahl ich dringend unsere ganze Familie an und schieden wir als ächte Kriegskameraden. Der gute Niklas folgte mir, als gieng es auf eine Handelsreise nach Thorn oder Danzig. Ach ich hatte, woran damals keines von uns dachte, zum letztenmal in das Auge meiner guten Mutter gesehen, zum letztenmal die Hand meines Vaters gedrückt nnd meine theure Schwester zum letztenmal geküßt, ja zum letztenmal die Thürme Warschau's beim funkelnden Sternenhimmel nnd bei mondheller Nacht geschaut.

Damit brach der alte Pole in lautes Schluchzen aus und auch mir traten volle Thränen in die Augen.

Bald, so fuhr nach einer Weile der alte Mann in seiner Erzählung weiter, hatten wir die Armee erreicht, welche tieftrauernd nach Modlin zog.

Die Regierungsmitglieder, der Reichstag, der patriotische Verein und unzählige Privatpersonen, darunter viele Frauen, schlossen sich ihr an. Auch Kruckowiecki, der wieder nach Warschau zurückgeholt worden war, wollte unter ihrem Schutze abziehen, aber General Uminski wies ihn mit der Bedeutung zurück, daß er ihn niederschießen lassen werde, wenn er folge. Da fiel dieser Mensch, der einen so teuflischen Charakter besaß, in die Hände der Russen und wurde bald darauf zur Strafe in das Innere Rußlands geführt.

Noch wäre die Rettung Polens möglich gewesen, allein Uneinigkeit brach unter den Generalen aus, so verschwand der letzte Schimmer der Hoffnung. Eher als sich, wie Paskewitsch forderte, die Armee auf Gnade oder Ungnade ergab, verbannte sie sich selber aus dem Vaterlande.

Am 1. October zog die Armee von Płoch aus an die preußische Grenze und überschritt am 5. October weinend dieselbe.

So war Polen, unser armes Vaterland, von einem Zauderer, Skrzynecki, wieder an den Rand des Abgrunds geschleift, nachdem es sich aus der Knechtschaft erhoben hatte, und von einem Teufel, Kruckowiecki, wurde es wieder hineingestürzt; schrecklich, aber glorreich war sein Ende, aber es wird wieder auferstehen; das ist die Hoffnung aller Polen.

Als die Armee die preußische Grenze überschritten hatte, stellten die einzelnen Regimenter weinend ihre Gewehre und Waffen zusammen. Manches Regiment war bis auf nur wenige Mann zusammengeschmolzen. Viele trugen Wunden und Narben, die Malzeichen ihrer Tapferkeit und ihres Heldenmuthes auf der Stirne und auf der Brust, mancher den Heldenarm in der Schlinge. Sie fielen sich wechselseitig weinend noch um den Hals, die Meisten, um für immer auf Erden Abschied zu nehmen und sich in alle Länder der Welt zu zerstreuen.

Ein blinder Greis aber trat mit seinem Enkel hervor und, von der Harfe begleitet, ließen sie den Wechselgesang ertönen:

Knabe.

Weinet Vater! Polen ist verloren,
Warschau fiel in uns'rer Feinde Hand;
Bald wird nun die Brüderschaar vernichtet,
Neu gefesselt sein das Vaterland!

Greis.

Warschau fiel? das wird uns neu geboren!
Polen, Kind, fällt noch mit Warschau nicht:
Polens Sache ist der Menschheit Hoffen,
Das der Himmel nicht so rasch zerbricht.

Mag der Czaar im wilden Grimme morden,
Alles, was Gefühl für Freiheit hegt,
Dadurch nährt er sich den Feind im Herzen,
Der ihn, rächend, einst zu Boden schlägt.

Kann er das Gefühl doch nimmer tödten,
Das mit Allgewalt die Welt durchdringt,
Das, erstarkend im Tyrannen-Kampfe,
Durch des Geistes Kraft den Sieg erringt.

Mächtige Thoren dünken sich oft Götter,
Greifen in des Ewigen Rathschluß ein,
Opfern Völker ihrem frechen Spiele,
Und ihr Lohn ist: Fluch und Seelenpein.

Meine Augen sind vor Gram erblindet,
Ob der Greuel, die sie mußten seh'n,
Doch es lebt ein Gott, der da vergeltet,
Ihm muß auch der Czaar einst Rede steh'n.

Laßt uns beten, Kind, für seine Sünden!
Uns're Bitten nicht vergebens sind;
Mir hat er die Söhne ja erschlagen,
Dir den Vater, armes Waisenkind.

Knabe.

Ja ich bete: Gott! vergieb dem Czaaren,
Rette nur mein heil'ges Vaterland;
Oder, laß den schönen Tod mich finden,
Den im Freiheitskampf mein Vater fand.

Damit schloß der alte Pole den ersten Theil seiner Erzählung. Wehmüthig gestimmt trennten wir uns und noch lange klangen mir diese Schmerzenstöne in der Seele nach.

Sechstes Kapitel.

Täuschung. Das Bild der heiligen Familie. Onkel Alfred. Der Polenschwindel. Notre Dame de la garde. Der fremde Abbé. In der ewigen Stadt. Pater Victor. Unter den gesottenen Krebsen.

1.

Eines Tages fuhr der alte Pole weiter in der Erzählung seiner Geschichte:

Nachdem wir mit der Armee bei Ploch über die preußische Grenze getreten waren, trennten sich, wie ich Ihnen

schon erzählte, die seitherigen Kampfgenossen nach einem herzbrechenden Abschied, wohl bei den Meisten auf Nimmer-Wiedersehen, nach allen Richtungen der Wind-Rose. Die meisten giengen nach Frankreich, nach Belgien und England, viele giengen in die Schweiz.

Ich selber schlug mit Niklas den Weg nach Thorn ein, wohin ebenfalls eine Masse polnischen Militärs gegen Danzig und anderen Seestädten sich wendeten.

Welche Gefühle meine Seele durchstürmten, als ich die Thürme meiner alten Vaterstadt, die ich einst als munterer Knabe verlassen hatte und jetzt sozusagen als Flüchtling wieder betrat, können Sie sich wohl vorstellen. Dennoch freute ich mich, wenigstens einen heimathlichen Boden wieder zu finden und in meinem Geburtshause wenigstens eine Zufluchtsstätte zu haben, um bessere Zeiten wieder abwarten zu können, um so mehr, da ich doch nicht gar so weit von meinen Lieben entfernt war.

Niklas eilte voraus, um Alles zu meinem Empfang zu rüsten und bereit zu halten. Allein eine schreckliche Täuschung erwartete uns beide: Niklas kehrte gar bald zurück und brachte mir die entsetzliche Nachricht, daß unser Haus und ganzes Vermögen seit der unglücklichen Wendung des Krieges von der preußischen Regierung auf Andrängen der russischen wenigstens für einstweilen mit Beschlag belegt sei, weil mein Vater, obgleich Eigenthümer, in Polen naturalisirt und Bürger sei, bis sich erweise, daß derselbe in keinen verbrecherischen Complott gegen die russische Regierung verwickelt sei. Desgleichen sei es mit allem polnischen Eigenthum, dessen Besitzer während des Aufstandes in Polen waren. Das Haus sei geschlossen und die Schlüssel in den Händen des Gerichts. Ich selber würde schwerlich in Thorn verbleiben dürfen.

Empört über eine solche Maßregel, die mich aus meinem eigenen Vaterhaus ausschloß und mich aller Mittel entblößte, eilte ich in die Stadt und begab mich selber zu den hohen Gerichtsbehörden, allein es wurde mir, zwar sehr höflich und mit großem Bedauern, erklärt, daß sich hierin vorderhand nichts ändern lasse. Ueberdies hätte ich innerhalb vierundzwanzig Stunden Thorn zu verlassen, weil es zu

nahe an der Grenze sei, und meinen Aufenthalt im Innern des Landes zu nehmen, um so mehr, da ich in der polnischen Armee gedient hätte und keinen regelrechten Paß von der wieder eingesetzten russischen Regierung besäße. Dieses Loos treffe alle mit der Armee übergetretenen polnischen Flüchtlinge. Uebrigens sei Alles in Sicherheit bis zum Austrag der Untersuchungen und bleibe Alles der Familie wohl erhalten, wenn nichts Hochverrätherisches ihr zur Last gelegt werden könne.

Damit war ich denn in höflichster Weise abgespeist. Ich suchte nun unsere wenigen Verwandten auf, allein man war nirgends sehr darüber erfreut, einen polnischen Flüchtling in's Haus aufzunehmen. Man fürchtete Unannehmlichkeiten oder gar noch üblere Folgen. Unsere früheren Geschäftsfreunde, die an unser Haus noch Zahlungen schuldeten, durften ohne höhere Genehmigung Nichts mehr ausbezahlen. Ueberall suchte man mich möglichst schnell vom Hals zu bringen, weil man die mächtige russische Regierung fürchtete, in deren Bereich man Geschäftsverbindungen hatte.

Kurzum ich stand sozusagen als Bettler da und sah mich für längern Aufenthalt im Ausland und bei der Unmöglichkeit von Haus Gelder nachzuziehen, beinahe aller Mittel entblöst. Kaum daß man mir gutthatsweise für die nächste Zukunft mit dem Nothwendigsten aushalf, um mich baldigst fortzuschaffen. Wer hätte an eine so traurige Wendung gedacht? Der Gedanke an den Kummer meiner Eltern, wenn sie mein Schicksal erfahren würden und doch beim besten Willen nicht helfen könnten, war mir noch drückender, als die trübe Aussicht in die Zukunft, was ich beginnen sollte.

Der gute Niklas fiel mir um den Hals und weinte wie ein Kind. Dennoch tröstete er mich wieder: Junger Herr, sagte er, vertrauen Sie auf Gott. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's recht machen und Sie in keiner Noth ganz verlassen. Bald vielleicht ist Polen wieder von seinen Unterdrückern frei und steht Ihnen eine fröhliche Heimkehr bevor. Ich kehre jetzt wieder zu Ihren Eltern zurück, wenn es mir gelingt, noch über die Grenze zu kommen, und werde stets ein treuer Diener Ihrer Familie sein und ich werde Sie wieder aufsuchen: Sie mögen

in der Welt sein, wo Sie wollen. Einstweilen rathe ich Ihnen, nach Frankreich zu gehen und wo möglich in Paris sich aufzuhalten. Dort ist unser Adel, der gewiß unsere armen Emigranten nicht verläßt und Mittel und Wege ausfindig macht, um helfen zu können. Von dorther muß unserm armen Vaterlande wieder die Rettung kommen.

Die vierundzwanzig Stunden Aufenthalt waren bald vorüber. Unter tausend Aufträgen und Grußankündigungen trennten wir uns mit schwerem Herzen, denn ich war noch gar zu jung und unerfahren in der Welt, aber ein edler Stolz lebte in meiner Brust und schien mir zu bürgen, daß ich, wenn ich auch Noth leiden müßte, dennoch die Bahn der Ehre und der Tugend nie verlassen würde, und das feste Vertrauen auf Gott, daß Er mir stets beistehe, stählte mich mächtig.

So gieng denn Niklas des folgenden Tages schweren Herzens in unser unglückliches Vaterland zurück. Ich aber beschloß, mit einem Trupp Leidensgefährten meinen Weg über Süddeutschland nach Straßburg zu nehmen, um von dort Paris zu erreichen und dort Weiteres abzuwarten.

2.

Unsere Reise gieng zunächst in's Innere Preußens. Dieselbe glich mehr einem Schub von einer Militär-Station zur andern und Niemand schenkte uns mehr Aufmerksamkeit, als die Polizei, welche uns mit aller Aengstlichkeit überwachte, daß es ja Keinem möglich würde, sich der polnischen Grenze wieder zu nähern. Kurzum wir wurden militärisch eskortirt und mit möglichster Eile weiter geschafft. Wie es mit der Verpflegung ausschaute, soweit eigene Mittel nicht reichten, kann man sich ebenfalls vorstellen. Auch von Seite des Volkes war in Norddeutschland unsere Aufnahme kühl genug, und Jedermann schien froh, die fremden Gäste sobald als möglich vom Hals zu bekommen. Ich sah wohl ein, daß hier mein Bleibens nicht sei, selbst wenn man mich ungestört ließe. Da zuckte es wie ein Blitz durch meine Seele. Ich erinnerte mich, daß meine theure Mutter zu Hause zuweilen im Familienkreis von ihrem Bruder Namens Al-

fred Ortlopp gesprochen habe, der, von Natur aus ziemlich leichtsinnig, ihren Eltern viel zu schaffen machte. Derselbe war auf einer Kunstacademie zum Maler herangebildet worden und hatte bald, nach ächter Künstlerart, ein fahrendes Leben begonnen, bei dem er die größten Städte Europa's besuchte, natürlich um sich, wie er vorgab, in der Kunst auszubilden, allein, wie seine vielen Briefe und Geldforderungen bewiesen, war es die Kunst nicht allein, die ihn in die weite Welt zogen. Als nun die Geldsendungen nach und nach spärlicher wurden und zuletzt ganz versiegten und statt der gehofften Goldstücke ernste, salbungsvolle Ermahnungen kamen, unterließ er zuletzt das Schreiben und war bald verschollen, so daß man von seinem spätern Aufenthalte nichts mehr erfuhr. Die Mutter kam deßhalb nur selten und nicht ohne Wehmuth auf ihn zu sprechen. Ich selber konnte mich kaum mehr dunkel erinnern, Onkel Alfred gesehen zu haben, da er als junger Mann von einer größern Reise einmal, als ich noch ein Kind war, wahrscheinlich auch in Geldangelegenheiten, die Mutter in Thorn besucht hatte. Von da an war er für mich so viel als verschwunden.

Jetzt aber selber ein fahrendes Subjekt geworden, der nicht wußte, wohin in der weiten Welt sich zu wenden, wäre ich froh gewesen ihn zu finden, sei es auch nur, um einen Rath zu erhalten und ein Glied unserer Familie wieder zu treffen. Allein wo sollte ich ihn suchen?

Im Begriff nach Süddeutschland abzureisen, schlenderte ich eines Tages in trüber Stimmung durch die Straßen Leipzigs. Nur hier und da blieb ich gedankenlos an einem Schaufester stehen, nur wie im Vorbeigehen die prächtigen Auslagen kaum mit einem flüchtigen Blicke betrachtend. Alles hatte für mich sozusagen, so jung ich noch war, das Interesse verloren. Da fesselte ein wunderliebliches Gemälde, welches an einem Schaufenster hing, meine Aufmerksamkeit. Es stellte die Flucht der heiligen Familie vor. Maria in tiefe Trauer versenkt, aber dennoch in ruhiger Gottergebenheit, saß auf dem Lastthiere und hatte das Jesuskind in ihren Mantel gehüllt, um es scheinbar ängstlich vor den Nachstellungen des Herodes zu beschützen, während der heil. Joseph das treue Thier führte und vertrauensvoll durch

die finstere Nacht schritt. Wie kühlender Thau träufelte milder Trost in mein verwundetes Herz bei dem Anblick des lieblichen Bildes. Ach! dachte ich, wenn selbst die heiligste, reinste Jungfrau und Gottesmutter Maria und das Gotteskind selber vor dem traurigen Schicksal, in ein dazu noch wildes, fremdes Land zu flüchten, nicht verschont waren, wie kann und darf ich armer Mensch murren, wenn mir Aehnliches, weit Geringeres, bevorsteht? Ich fühlte mich neu gekräftigt. Lange und tief versenkte ich meinen Blick und meine ganze Seele in dieses wundersame Bild. Schon wollte ich mich trennen, da las ich am Fuße des Gemäldes den Namenszug des Meisters: „Alfred Ortlopp.“

Wie ein Licht vom Himmel flammte es in meiner Seele auf. Einen Augenblick nachher war ich in dem Kaufgewölbe.

Können Sie mir wohl sagen, wo der Meister jenes Gemäldes der heiligen Familie, welches ausgestellt ist, seinen Wohnsitz hat, redete ich den freundlichen Aussteller an?

„In Düsseldorf“, war die Antwort. Er ist ein berühmter Maler, der seit einigen Jahren Aufsehen macht und viele Anerkennung findet. Er hat schon mehrere Jahre sich dort niedergelassen und ist ein geborner Norddeutscher.

Ich wußte nun genug. Dankend entfernte ich mich. Auf! nach Düsseldorf war jetzt mein Losungswort.

In wenigen Tagen war ich in Düsseldorf, dem Ziele meiner Sehnsucht, angekommen. Ich hatte wirklich den Bruder meiner Mutter aufgefunden. Nicht ohne Staunen und Verwunderung, aber mit herzlicher Theilnahme und wahrhaft väterlicher Liebe und Beileid wurde ich in der Familie aufgenommen. Ich fand an Alfred keinen leichtsinnigen jungen Menschen mehr, wie er früher geschildert wurde, sondern einen gereiften Mann, der, wie es schien, schon viele bittere Erfahrungen gemacht hatte und, was mich noch mehr wunderte, er zeigte einen ernsten christlichen Charakter und tiefreligiösen Sinn, der allein im Stand war, ein Werk wie jene heilige Familie zu schaffen, und der damals eine Reihe christlicher Künstler, besonders in Düsseldorf, beseelte und zu den herrlichsten Schöpfungen begeisterte.

Alfred Ortlopp war schon seit längerer Zeit mit

einer von Haus aus zwar unbemittelten, aber christlichen Gattin verehelicht. Stilles Familienglück schien in dem Hause zu walten. Während der Vater in seinem Atelier arbeitete, spielten einige muntere Kinder um die fleißig geschäftige Mutter, während ihr jüngstes Kind, ein gar lebhaftes Mädchen von drei bis vier Jahren, ihr viele Freude bereitete.

Wie ich wohl sah, waren die Vermögensumstände der Familie, wie gewöhnlich bei Künstlern, nicht gerade glänzend, aber dennoch hatte sie ein ehrenvolles Auskommen.

Ich lernte meinen Vetter Alfred bald hochschätzen, erzählte ihm unsere ganze Geschichte, meine augenblickliche Lage bis auf die wunderbare Fügung Gottes mit dem Bilde, wodurch ich ihn aufgefnnden, namentlich auch die frühere und jetzt wohl noch größere Kummerhaftigkeit meiner Mutter und wie es ihr sehnlichster Wunsch gewesen wäre, daß ich Priester wurde. Zugleich gestand ich ihm, daß ich ihr es selber versprochen und auch gehalten hätte, wenn der unglückselige Schicksalstag nicht dazwischen gekommen wäre.

Alfred schien plötzlich wie von einem höhern Gedanken erfüllt. Seine Stirne heiterte sich auf und gerührt ergriff er meine Hand.

Mein lieber Laurenz, sagte er mit bewegter Stimme, Gott hat dich auf eine wunderbare Weise zu mir geführt. Hätte ich keineu Lohn für jene mühevolle Arbeit, die ich auf das Gemälde der heiligen Familie verwendete und erst nach vielem Gebete zu Stande brachte, als daß es dich in der Nacht deiner Betrübniß wieder aufrichtete, dich im Vertrauen auf Gott stärkte und zu mir führte, so wäre ich belohnt genug. Wahrhaftig Gott weiß auch das Geringste, was zu seiner Ehre gethan wird, zu einem Mittel seiner liebreichen Vorsehung zu benützen, vielleicht soll dies der Anlaß auch noch weitern Segens für dich sein.

So höre mich!

Nach menschlicher Berechnung und meinem Dafürhalten ist für geraume Zeit noch keine günstige Wendung für euer unglückliches polnisches Vaterland zu hoffen und an eine baldige Rückkehr nach Haus für dich wenig zu denken. In Deutschland ist deines Bleibens für längere Zeit auch nicht,

denn die russische Regierung wird nicht ruhen, bis der letzte Pole ausgewiesen ist. Was Frankreich betrifft, so wird der Enthusiasmus für die Polen bald aufhören, die Unterstützungen werden bald spärlich fließen und auch euer vertriebener Adel wird beim besten Willen bald wenig mehr helfen können. Es wird den jungen Leuten bald nichts mehr übrig bleiben, als in die Fremden-Legion sich aufnehmen zu lassen und in Afrika, oder wer weiß auf welchen Schlachtfeldern, als Kanonenfutter zu dienen oder sonst ein armseliges verkommenes Leben zu führen. Bei diesen Worten trat eine Thräne in das Auge des wackern Mannes. Doch, fuhr er weiter, verliere den Muth nicht mein lieber Laurentius! Gott hat dich nicht umsonst hierher geführt; ich habe alle Hoffnung.

Auch ich habe lange ein unstätes Leben geführt, leider nicht wie du durch Schicksalsfügung in die Welt hinausgestoßen, sondern von jugendlichem Leichtsinn angetrieben, aber der liebe Gott hat mich doch nicht verlassen. Mein letzter Aufenthalt war in Rom, ehe ich mich hier niederließ und verheirathete. In Rom, der Hauptstadt der katholischen Christenheit, habe ich längere und zwar die glücklichsten Jahre meines Lebens zugebracht. Nicht blos habe ich dort in der Kunst der Malerei mich ausgebildet und eine ehrenvolle Stufe erreicht, sondern was noch mehr ist, dort bin ich wieder ein Christ geworden. Dort hat schon Mancher in die weite Welt hinaus Verschlagene Zuflucht, Hilfe und gar oft Ruhe für seine Seele gefunden. So ist es auch mir gegangen.

Rom hat viele herrliche geistliche Unterrichts- und Erziehungsanstalten, in welche Fremde aus allen Nationen aufgenommen werden: Engländer, Deutsche, Ungarn, auch Polen, und zu Priestern herangebildet werden. Jede Nation hat sozusagen ihre eigenen Stiftungen. Allerdings braucht es Empfehlungen. Ich bin nun zwar nur ein einfacher Maler, aber ich habe mir in Rom, welches die christlichen Künstler ehrt und schätzt, manche angesehene Gönner, selbst unter den höchsten geistlichen Würdenträgern, erworben. Wer weiß, ob sie dir nicht zu Nutzen werden können. Namentlich kenne ich mehrere Prälaten und den würdigen Rector des unga-

rischen Collegiums, in welches auch Polen aufgenommen werden. Wohlan, wenn du Beruf und Liebe zum priesterlichen Stande fühlst, so glaube ich, daß dort noch am ehesten die Möglichkeit dir geboten würde, aber vor Allem, lieber Laurentius, merke dir: leicht wird es nicht gehen. Vor Allem muß der liebe Gott die Herzen leiten und dir helfen, also empfiehl deine Sache Gott; bete, bete und halte dich unverdorben, vertraue felsenfest auf Gott, er wird helfen.

Damit drückte mir der wackere Mann abermals die Hand und ich konnte mich nicht enthalten, dieselbe mit Küssen und heißen Thränen zu benetzen. Ja, ich will es mit Gottes Hilfe versuchen! Der gute Geist meiner Mutter und ihre heißen Wünsche und Gebete werden mich begleiten, wenn sie auch keine Ahnung davon hat.

Allein, so stotterte ich unwillkührlich und zaghaft, woher Geld nehmen für eine so weite Reise und einen längern zweifelhaften Aufenthalt in Rom, bevor ich Anfnahme finde?

Dafür lasse mich sorgen, erwiderte der Onkel. Das Reisegeld kann ich dir gottlob geben, obwohl ich nicht so glänzend stehe, allein ich trage damit nur theilweise eine alte Schuld ab für das viele Geld, um welches ich durch meinen frühern Leichtsinn deine gute Mutter gebracht und sie in ihrem Vermögensantheil verkürzt habe; für den vorläufigen Aufenthalt in Rom werde ich ebenfalls sorgen. Die Hauptsache ist, daß du jetzt wieder ganz gesnnd und von deiner Wunde so hergestellt bist, daß sie kein Berufshinderniß bildet.

Es vergiengen nur etliche Tage, so war ich durch die Hilfe Onkel Alfreds anf meine Reise eingerichtet. Unter tausend Danksagnngen meinerseits und Segenswünschen ihrerseits nahm ich von der vortrefflichen Familie Abschied, ausgerüstet mit dem nothwendigen Gelde und einem Pack Empfehlungsbriefen. Das kleinste Töchterlein aber weinte, daß der Herr Onkel-Pole so weit fortgehe, denn es nannte mich nur Onkel, wie es mich seinen Vater tituliren hörte.

3.

Mein Reiseziel war jetzt zunächst rheinaufwärts nach Straßburg, um von da direct über Marseille das Meer zu

gewinnen und Italien zu erreichen. Onkel Alfred warnte mich, ja unterwegs mich nicht lange aufzuhalten, namentlich Paris für diesmal nicht zu berühren, denn da die meisten der emigrirten Polen sich wenigstens für die nächste Zeit dorthin zogen und sich dort wieder sammelten, so fürchtete er nicht mit Unrecht, daß meine kleine Baarschaft gar bald unliebsame Mitzehrer finde und bald erschöpft sein werde, oder daß ich zuletzt noch in andere abentheuerliche Unternehmungen oder faule Geschichten verwickelt würde. Er hatte Recht, was sich erst später herausstellte.

In Süddeutschland herrschte, im Gegensatz vom Norden, ein wahrer Polen-Schwindel. Ueberall in Stadt und Land hatten sich Comite gebildet, welche es sich zur Aufgabe machten, die durchziehenden Polen unterzubringen, ihnen Reisegelder zu verschaffen und für ihre nothwendigen Bedürfnisse zu sorgen. Dies war nun gewiß ganz edel, schön und recht, allein die Durchzüge der Polen wurden zu politischen Kundgebungen gegen die eigenen Regierungen benützt. Jung und Alt schwärmte für Polen. Allenthalben wurden die Ankömmlinge im Triumph abgeholt und in die Städte geführt, als wären sie Sieger und brächten die erträumte Völkerfreiheit. Bürger und Studenten spannten sogar bei hervorragenden Persönlichkeiten, die sich im Freiheitskampfe hervorgethan, die Pferde ab und zogen die Wagen selber durch die Straßen. Freiheitslieder erschollen auf allen Gassen. Vielfach waren Schulen und Collegien geschlossen; Fackelzüge, Bankette und politische Reden von hüben und drüben wechselten mit einander ab und waren an der Tagesordnung. Man riß sich darum, einen der polnischen Helden in's Quartier zu bekommen, oder nur einen Knopf oder den Fetzen eines alten Uniformsrockes zu erhaschen. Professoren waren stolz darauf, nur einen solchen Polenknopf mit einer Regiments-Nummer an ihrem goldenen Uhrenbehänge zu tragen. Nächte lang dauerten die Gelage und endeten oft mit wüstem Gebrüll und Drohungen gegen die Machthaber erst am späten Morgen. Der Champagner floß in Strömen.

Kurz ganz Süddeutschland schien in einem Freiheitsrausch zu schwimmen; selbst das schöne Geschlecht schien kein größeres Glück zu kennen, als auf dem Ball mit einem

Polen tanzen zu dürfen. „Noch ist Polen nicht verloren" sangen die Mädchen bei der Näharbeit und pfiffen die Schusterbuben auf den Straßen. Die armen polnischen Emigranten waren natürlich entzückt in ihrem Elend über solch glänzende Aufnahme. Sie wähnten: die Befreiung Polens stehe schon vor der Thüre. Kein Wunder, daß das schöne süddeutsche Land unseren Polen wie ein Paradies vorkam. Mancher gemeine Mann, dessen Kleider schon am Zerlumpen waren, wurde wie ein Fürst geehrt, und wer vielleicht in seinem Leben noch keinen Wein gekostet hatte und sich bei seinem Kartoffel-Schnaps begnügte, wurde jetzt mit Champagner regalirt. Da herrschte nichts als Händedrücken, Küssen und Bruderliebe.

Daher kam es, daß gar viele meinten: dieses Schlaraffenleben währe so fort, und ihre eigenen wenigen Gelder auch noch einbrockten. Aber auch manche Schwindler aus aller Herren Länder und Taugenichtse gaben sich für polnische Freiheitskämpfer aus. Auf den Rausch sollte jedoch bald die Ernüchternung und der Katzenjammer folgen, denn die Regierungen hatten lange genug ungern und mißtrauisch diesen Demonstrationen zugesehen und suchten bei erster Gelegenheit die unliebsamen Gäste fort zu schaffen und der Polenschwindel verrauchte auch, nach mancherlei üblen Erfahrungen, bei den seitherigen Gastfreunden. In Frankreich war aber das Strohfeuer noch eher erloschen und so waren die armen Emigranten noch übler daran, als vorher, und wurden bald mit einer kärglichen Tageslöhnung auf Hungerkost gesetzt, bis selbst diese Quelle versiegte. Heutzutage, setzte der alte Pole mit trübem Sinne dazu, hat dieses nämliche Süddeutschland, das die Polen einst zum Himmel hob, kein Wort der Theilnahme mehr für das unglückliche Schicksal Polens, und all' die schönen Reden von damals waren eitel Gefasel.

Ist dies wohl einer Nation würdig, die sich, wie die deutsche, ihres Ernstes rühmt und ihrer ausdauernden Treue? Damit blickte mich der alte Pole mit verächtlichem Unwillen an und kniff in die Oberlippe.

Ich zuckte die Achseln und wußte wenig zu antworten. Leider, sagte ich, ist es nur zu wahr, allein die guten

Deutschen wollten eben auch einmal die Narrenschuhe ihrer Nachbarn anziehen. Ueberdies haben die Polen ihre Dankbarkeit damals schlecht gedankt.

Ich habe es selber zugegeben, erwiderte der alte Pole finster, daß diese Gastfreundschaft vielfach mißbraucht wurde, allein jede Uebertriebenheit straft sich selber. Doch genug, um auf den weitern Verlauf meiner Geschichte zurückzukommen: mich eckelten diese lärmenden Ovationen an und ich bemitleidete die armen Polen um so mehr, da jeder Besonnene das Ende dieses Rausches vorhersehen konnte. So schnell als möglich eilte ich mit einem französischen Paß versehen nach Marseille, um mich dort einzuschiffen, damit ich mein Ziel erreiche, ehe nach der Fluth die vollständige Ebbe im Geldbeutel bei meinen Landsleuten eintrat und ich mit den seither bei Champagner gefeierten Helden meine Baarschaft theilen mußte.

Noch weniger als die glänzende schwärmerische Aufnahme in Deutschland, konnten mich die republikanischen Empfangsfestlichkeiten und Huldigungen in Frankreich fesseln. Weder die großen glänzenden Städte, wie z. B. Lyon, noch die theilweise angenehmen Ufer der Rhone hatten einen Reiz für mich, denn mein Geist war zu sehr von meiner plötzlichen Schicksalswendung niedergedrückt und schaute zu ängstlich zwischen Hoffen und Fürchten in die Zukunft, als daß ich an dem, was mich zunächst umgab, Interesse fand. Die dürren Berge, welche die Bay von Marseille umgaben, paßten am besten zu meiner innern Oede. So schlenderte ich ebenso trübsinnig und gedankenschwer, wie ehedem durch die Straßen Leipzigs, durch die Cannebière, die berühmteste Straße Marseilles, wo sich Leute aller Nationen, verschieden in Religion, Sitten und Sprachen, herumdrängten und den Fremden erinnern, daß er in einer Weltstadt ist. Selbst der Anblick des Hafens machte auf mich den Eindruck nur noch größerer Verlassenheit. Derselbe glich buchstäblich einem ungeheuern Forste, dessen Bäume und Aeste die Masten und das Tauwerk bildeten. Mehr als tausend Schiffe von allen Nationen lagen darin, und zwischen diesen unbeweglichen Massen glitten schnell und nach allen Richtungen leichte Kähne oder Fahrzeuge mit zierlich gepolsterten Bänken und

Baldachinen von allen Farben, bevölkert von Neugierigen oder Seeleuten, die unter großem Geschrei ihre Dienste anboten.

O wie sehr hatte ich mich in meiner Kindheit nach einem solchen Anblick gesehnt, wenn uns Niklas von Danzig erzählte und mir gar versprach, mich einmal mitzunehmen, was aber durch unsern Wegzug nach Warschau vereitelt wurde; jetzt genoß ich dieses Schauspiel, aber statt mich zu erfreuen, rief es mir nur meine Verlassenheit in der Welt um so lebhafter in's Gedächtniß. Das Dampfschiff, welches mich weiter an das italienische Gestade bringen sollte, hatte unwillkührlichen Aufenthalt. Der Todtenhauch, ein gefährlicher Sturm, hatte schon einige Tage den Golf unsicher gemacht. Doch schien jetzt das Meer beruhigt. Der Dampfer lag auf den folgenden Tag zur Abreise bereit.

Rechts von Marseille auf dem Festlande am Gipfel eines dünn aufragenden Berges liegt die berühmte Kapelle „Unserer lieben Frau vom Schutze“ „Notre Dame de la garde“, welche Maria, dem Meeres-Sterne, der Beschützerin der Matrosen gewidmet ist.

Wer wollte die Gelübde und Gebete aufzählen, welche seit Jahrhunderten von den Müttern, Schwestern, Gattinnen und Kindern der Seeleute hier Mariä dargebracht wurden?

Hierher zog es auch mich aus dem Getümmel der Weltstadt. Dorthin gelangte ich auf einem hübschen von grünen Bäumen beschatteten Spazierwege. Dort vor dem von Marmor und Gold im Kerzenschein flimmernden Altare der Gnadenmutter warf ich mich nieder und empfahl mich und die Meinen und unser ganzes unglückliches Vaterland unserer lieben Frau vom Schutze. Denn auch ich hatte ja Schutz und Hilfe nothwendig. Dort am Fuße des Altares fand ich mich wieder selber zu recht und fühlte mächtige Stärkung. Was sollte ich auch fürchten, wenn Maria, die Himmelsmutter mich beschützt. Ihr empfahl ich meine Angelegenheit.

Da ich jetzt hinaustrat breitete sich vor mir das Meer leicht gekräuselt wie ein azurner Spiegel aus gegen Westen vom Golde der sich in die Wogen tauchenden untergehenden Sonne herrlich umsäumt und weithin schimmernd. O es war ein entzückender Anblick. Ober mir das tiefblaue Fir-

mament, und unter mir das unermeßliche Meer, vergaß ich alles Elend des Lebens und die ganze Größe Gottes fühlend schämte ich mich meiner Kleingläubigkeit und meines schwachen Vertrauens auf Gott, und alle Worte meines Onkels Alfred tauchten wieder lebhaft vor meinem Geiste auf.

Während ich so in stilles Sinnen versenkt war, trat ein fremder Priester aus der Kapelle, den offenbar die nämliche Absicht zu dem Heiligthume heraufgeführt hatte. Auch er war entzückt über den wundervollen Anblick; bald theilten wir unsere Gefühle einander mit, kamen in's Gespräch mit einander und, da die Dämmerung rasch hereinzubrechen drohte, so schlugen wir den Rückweg in die Stadt ein. Abbé Lauron hieß der würdige Mann, wie sich später heraus stellte. Er war aus der Gegend von Angers und begleitete, wie ich später erfuhr, eine höhere kirchliche Würde, und war ebenfalls auf der Reise nach Rom begriffen, wo er, wie er sagte, bekannt war und viele Freunde hatte. Kaum erfuhr er, daß ich ein Pole sei, so äußerte er die tiefste Theilnahme gegen unser unglückliches Vaterland und an meinem eigenen Schicksal. Er gewann bald mein ganzes Zutrauen. Ich theilte ihm mein Vorhaben mit, das mich nach Rom führe. Wohlan, sagte er, junger Herr, es scheint wahrhaft: Unsere liebe Frau vom Schutz habe mich heute mit Ihnen zusammengeführt. Ich weiß wie niederdrückend es ist, in eine große fremde Stadt, wie Rom, zu treten, ohne der Sprache, Sitten und dergleichen kundig zu sein oder weitere persönliche Bekannte zu haben, namentlich in einer Lage, wo man ohnehin Hilfe bedarf. Vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein und biete Ihnen gern meine geringen Dienste an.

Von nun an, war es mir wie ein Zentnerstein vom Herzen gefallen. Neuer Lebensmuth kehrte wieder in mich zurück. Auch ich betrachtete den würdigen Priester als einen Engel, den mir Maria zugesendet hatte.

Des andern Tages schifften wir uns ein. Nochmals sandten wir unserer lieben Frau vom Schutz, deren Heiligthum das Meer weithin beherrscht, unseren letzten Gruß zu und nach einer ziemlich ruhigen Fahrt landeten wir nach einigen Tagen an der Küste des päpstlichen Gebietes, nachdem wir schon von ferne am frühen Morgen die wie von

einem zarten Rosaflor umschleierten Berge von Cornet bewundert hatten.

4.

Nachdem die gewöhnlichen Paß- und Zollförmlichkeiten vorüber waren, mietheten wir einen Vetturino und fort gieng es Rom zu, der Hauptstadt der christlichen Welt. Wie Sie wissen, führt vom Meere her die alte aurelianische Straße nach der Weltstadt hin durch eine einsame öde Umgebung, die Campagna genannt. Zur Rechten hat man das Meer mit dem nun versandeten Hafen von Ostia, wo einst eine mächtige Stadt und die Kriegsflotte der gewaltigen die Meere beherrschenden Römer war, links ein unfruchtbares unbebautes Land, wo man nur hier und da einer Heerde wilder Ochsen begegnet, welche Hirten zu Pferde auf der Weide mit langen Stangen in Schranken halten.

Wo einst herrliche Landhäuser und Paläste der vornehmen Römer stunden, findet man jetzt nichts, als hier und da ein einsames Bauernhaus, verfallene Wasserleitungen, Trümmer von Grabmälern mit Denksteinen; alles dies herbeigeführt durch schreckliche Kriegsverwüstungen barbarischer Völker.

Sehen Sie! sagte der würdige Priester: Hier haben Sie Gelegenheit genug zu ernsten Betrachtungen und vielleicht auch zu Hoffnungen für ihr unglückliches Vaterland. Hier sehen Sie nichts als das große Leichenfeld der mächtigsten Nation der Welt, welche einst mit ihrem eisernen Fuße Alles schonungslos vertrat und beinahe alle Völker des Erdkreises unter ihrem Sklavenjoche hielt und an ihren Siegeswagen spannte. Die ehemaligen Herren der Welt sind verschwunden. Die damals unterjochten Völker aber sind die Vollstrecker der Rache Gottes geworden.

Wer weiß, was noch aus ihren Unterdrückern wird? Unter solchen und ähnlichen Gesprächen hatten wir uns auf eine Strecke von zwölf Miglien, drei bis vier Stunden Rom genähert. Da rief auf einmal der Vetturin, indem er sich umkehrte und mit dem Geißelstock in die Ferne deutete: Ecco Santo Pietro! Seht dort St. Peter! Wie ein riesiger Bergkegel erschien die Kuppel der Peterskirche in der Ferne.

Unser Gespräch verstummte. Ein Jeder hing seinen Gedanken nach. Was ich je aus der christlichen oder heidnischen Zeit von Rom gehört oder gelesen hatte, stieg vor meinem Geiste auf und zog in einer Reihe von Bildern an mir lebhaft vorüber. Dazu kam noch das Brüten über meine Zukunft, ob ich wohl das Ziel meiner Wünsche auch erreichen werde. So fuhren wir endlich durch die Porta Carollegieri in die ewige Stadt ein. Der würdige Abbé Lauron ließ mich nicht von der Seite. Ich mußte mit ihm im französischen Colleg zu St. Ludwig Absteigquartier nehmen. Das Weitere, sagte er, wird sich machen.

Genug, ich fand durch den Abbé Lauron überall, wohin er mich einführte, die herzlichste Aufnahme und schon in den ersten Tagen fühlte ich mich in der ewigen Stadt heimisch. Bald wurden meine Empfehlungsschreiben gemustert, Abbé Lauron kannte die meisten der Adressaten persönlich. Ueberall wurde ich freundlichst aufgenommen und erinnerte man sich mit Hochachtung und Freude an den frommen Maler Ortlopp, wie man ihn nannte. Ganz besonders aber war es ein Mann, dem ich nach dem Abbé Lauron am meisten in Rom zu verdanken hatte.

Es war dies der würdige Pater Victor, Pönitentiar an der Peterskirche, an welchen ich ebenfalls eine Adresse hatte und mit welchem auch Abbé Lauron schon lange vorher in freundschaftlichem Verhältniß stund. Wer hätte auch damals nur einige Zeit in Rom sich aufgehalten und hätte diesen allerwelts-dienstbereiten Priester nicht kennen gelernt. Von Geburt ein Elsässer, war er ebenso der deutschen, wie der französischen Sprache mächtig und konnte eben so gut als Pönitentiar den Deutschen, wie den Franzosen Dienste leisten. Diese Pönitentiare sind nämlich Priester von verschiedenen Nationen bei St. Peter, welche die Pilger Beicht hören; sie haben besondere päpstliche Vollmachten die Büßer zu absolviren und machen sich es zum Beruf, ihre Landsleute während ihres Aufenthaltes in Rom zu unterstützen und ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Zahlreiche Beichtstühle in der Peterskirche künden mit ihren Aufschriften, z. B. Lingua hispanica — spanische Sprache, englische, deutsche, französische u. s. w. an, welcher Nation der

Pönitentiar angehört. Dort findet man sie regelmäßig. Der Beichtstuhl ist gewissermaßen ihre Wohnung, da geben sie ihre Audienzen, empfangen die Empfehlungsbriefe, bemerken sich die Gesuche, um Vorstellungen beim heiligen Vater, Gnadenerweisungen und Privilegien oder Eintrittskarten zu den Ceremonien des Vatikans zu erwirken. Der gute Pater Victor war so eifrig in diesen Dienst-Obliegenheiten und Pflicht-Erfüllungen, daß man ihn nur die „Vorsehung der Franzosen“ nannte, und man hätte eben so gut dazu setzen können „der Deutschen.“

Er war deßhalb in ganz Frankreich bekannt, denn was Pater Victor beim heiligen Stuhl nicht erhielt, war überhaupt nicht zu erreichen. Bischöfe und Prälaten bewarben sich um seine Vermittlung.

Pater Victor war nur ein armer Franziskaner und, wenn er den ganzen Tag im Dienste der Fremden Rom von einem Ende bis zum andern durchlaufen hatte, bei Papst und Cardinälen in Audienz war und hungrig und todesmüd nach Hause gekommen war, mußte er sich mit der ärmlichen Nahrung seines Klosters und seinem Strohsack begnügen, um seine müden Glieder auszustrecken.

Dessenungeachtet war er ein Mann von großem Einfluß, der seines Amtes wegen bei Papst und Cardinälen ungehindert Zutritt hatte.

Nachdem ich ihm mein Anliegen anvertraut hatte, zuckte er bedenklich die Achseln. Ein schweres Stück Arbeit! Einmal, so wendete er ein, sind die Jesuiten äußerst vorsichtig bei Aufnahme junger Männer in ihre Collegien, zum Andern nehmen die Mittel immer mehr ab, während der Zulauf eher größer wird. Doch wir wollen sehen. Für's erste brachte mich der gute Pater einstweilen in seinem Kloster unter, wo ich unter Gebet und frommen Uebungen meinen Beruf erforschen und von Gott die Gnade erflehen sollte, daß die Bemühungen des Paters nicht fruchtlos seien. Da fiel mir eines Tages, als ich in die Zelle des Pater Victor kam, ein kleines Oelgemälde auf, welches über dem Büchertisch des guten Pater hing. Es stellte Maria vor, wie sie auf der Flucht nach Egypten unter dem Schatten eines Terebinthenbaumes ausruhte, während der heil. Joseph

sinnend an den Stamm des Baumes sich lehnte und das Lastthier frei im Grase weidete.

Dies ist gewiß von meinem Onkel Ortlopp, war mein erster Gedanke. Richtig hatte Pater Victor vor Onkels Abreise dasselbe zum Andenken für erwiesene Freundschaftsdienste empfangen. Ich erzählte nun dem guten Pater von dem Gemälde in Leipzig, und wie Gott sich dieses Mittels bedient habe, um mich zu meinem Onkel und gar selbst nach Rom zu führen. Der Pater lächelte: Ja Gott ist wunderbar in seinen Fügungen, es scheint mir schier, als ob auch Sie auf ihrer Flucht hier ein Ruheplätzlein finden sollten, wie die heilige Familie unter dem Terebinthenbaum. Ein günstiges Zeichen, das mich jetzt erst recht ermuthiget. Doch um mich kurz zu fassen, was anfänglich beinahe unübersteiglich schien, gelang dem rastlosen Pater und kam es zuletzt so weit, daß durch das dringende Bitten Victors zuletzt der heilige Vater selber seinen Wunsch, der als Befehl galt, in die Wagschale warf.

Kurzum ich wurde in das ungarische Colleg aufgenommen. Bald trug ich den rothen Talar, die Auszeichnung der Zöglinge, von dem sie in Rom den Namen Cancri sotti (gesottene Krebse) haben.

Ich hatte jetzt Gelegenheit meine Studien fortzusetzen und zu vollenden und Alles, was Rom an Berühmtheiten, Kunst und Herrlichkeit besaß, kennen zu lernen und zu genießen.

Der heilige Vater selber besuchte öfters unser Colleg und ermunterte mich in seiner väterlichen Herablassung mit einigen Worten. Ich wäre der glücklichste Mensch gewesen, hätte ich nur aus meinem Vaterlande eine einzige Zeile über das Schicksal der Meinen erfahren, oder hätte ich durch einen einzigen Brief meiner lieben Mutter mein großes Glück anzeigen können, allein unser unglückliches Vaterland war zwar nicht durch eine chinesische Mauer, wohl aber durch eine lebendige Mauer von Kosacken allenthalben gegen das Ausland abgesperrt. Nicht die geringsten Nachrichten drangen heraus und kein Schreiben konnte hinein kommen, ohne daß die Polizei es der strengsten Untersuchung unterwarf, noch viel weniger konnte Jemand ohne Lebensgefahr die Grenze

passiren, der im Geringsten Verdacht erregte. Nur allerhand unheimliche finstere Gerüchte ließen das Schlimmste befürchten. Doch Sicheres war nirgends zu erfahren.

Diese Ungewißheit über das Schicksal der Meinigen war mir das Peinlichste und preßte mir manche Thräne aus. Dennoch hielt ich tapfer aus und drei Jahre nachher ward ich zum Priester geweiht, und hatte damit das höchste Ziel für mich und den langersehnten Wunsch meiner Mutter, von dessen Erfüllung sie keine Ahnung hatte, erreicht. Damit schloß für heute der alte Pole seine Erzählung.

Die Wege Gottes sind doch wunderbar, fügte ich bei nicht ohne innere Rührung und Bewegung. Ja wohl! sagte der greise Priester, mit einer Thräne im Auge, sonst hätte ich schon längst verzweifeln müssen.

Siebentes Kapitel.

Die erste heilige Messe. Die Audienz beim Papste. Der Czar im Vatikan. Abreise von Rom. In Paris. Emigranten-Herberge. Der unerwartete Besuch. Nachrichten aus der Heimath. Die Rekrutenstreifung. Der Schnaps als Retter. Die Flucht in der Nacht. Die Judenschenke. Der kritische Augenblick. Ebenfalls getäuschte Hoffnung. Das unverhoffte Zusammentreffen. Lebe wohl! Europa.

1.

Einige Tage nachher drang ich in den alten Polen, seine Geschichte weiter fortzusetzen. Es war im Spätjahr 1836, da ich mit einigen Zöglingen unseres Collegiums vom damaligen Cardinalvicar in der Kirche „Al Gesu“ zum Priester geweiht wurde und zwar auf den Missionstitel hin, d. h. mit der Bestimmung, daß ich mich dem Werke der Glaubensverbreitung widme. Welche Gefühle mein Herz damals und besonders bei Darbringung meines ersten heiligen Meßopfers durchwogten, erlassen Sie mir zu beschreiben. Daß ich vor Allem meines armen Vaterlandes, der Meinigen, besonders meiner theueren Mutter und all'

meiner Wohlthäter, auch meines Onkels in der Ferne in heißem Gebete gedachte, können Sie sich leicht vorstellen.

Genug! es fehlte zu meinem Glücke nichts, als daß ich alle meine theueren Angehörigen um den Altar versammeln könnte, von denen ich leider nicht wußte, ob ich sie jemals noch zu sehen bekäme. Dies verbitterte mir allein die schönste Stunde meines Lebens.

Dafür genoß ich den Trost vor meiner Abreise von Rom noch zu einer besondern Audienz bei Seiner Heiligkeit dem Papste vorgelassen zu werden unter Begleitung des ehrwürdigen Pater Rectors unseres Collegs. Heftig schlug mir das Herz, als ich, am Vatikan angelangt, die Königstreppe hinaufstieg, deren herrliche Stufen schon so viele Tausende von Fürsten der Kirche und von Fürsten der Völker, so viele Bischöfe, so viele pilgernde Missionäre der Welt seit Jahrhunderten betreten hatten. In wenigen Augenblicken sollte ich mich ja dem sichtbaren Stellvertreter Gottes auf Erden zu Füßen werfen, seine Stimme hören und von seiner Hand gesegnet werden in demselben Palaste, der über dem Palaste Nero's erbaut war, an eben dem Orte, wo die Christen für die Spiele des Cäsar als lebendige Fackeln dienten, in dessen Nähe der erste der Päpste „Petrus“ gekreuzigt ward. Ich wurde durch etliche Säle geführt, geschmückt mit Tapeten von rothem Damast, herrlichen Fresko-Gemälden, mit Gewölben, glänzend von Malereien, Vergoldungen und Marmorpfeilern, getäfelten Fußböden mit prächtigen Teppichen belegt.

In den Vorzimmern hielten die Schweizer und Nobelgarde die Wache. Ehrenkämmerer in kurzem schwarzem Mantel mit Degen, die goldene Halskette und den mit weißen Federn eingefaßten Hut tragend, und Prälaten vom Dienste in violetter Kleidung gewärtigten die Befehle des heiligen Vaters. Endlich öffnete sich eine Doppelflügelthüre, welche in das Gemach des Papstes führte. Der heilige Vater saß auf einem Lehnstuhle. Wir machten die üblichen Kniebeugungen und waren im Begriffe das goldene Kreuz auf dem rothen Pantoffel zu küssen, allein der ehrwürdige Greis hob uns empor und reichte uns seine Hand zum Küssen hin. Das Zimmer selbst war nur einfach meublirt. Ein

Schreibtisch, Papiere, einige Bücher, ein schönes Crucifix von Elfenbein mit einer kleinen Statue der heiligen Jungfrau bildeten die ganze Ausschmückung.

Der heilige Vater trug eine Sutane von weißem Multon ohne Gürtel, weiße Strümpfe, ein weißes Priesterkäppchen mit einem Ueberwurfe von der gleichen Farbe, wie ein gewöhnliches Bischofsmäntelchen. Dies war sein ganzer Anzug.

Papst Gregor XVI., der damals glorreich regierte, war ein Mann von hohem Wuchse; obwohl erst annähernd Siebenzig, waren seine Haare dennoch schon weiß, wie der Schnee. Er hatte eine zwar frische, doch mehr bleiche Gesichtsfarbe, eine sanfte Stirne, große und schwarze Augen mit breiten sehr gebogenen Augbrauen. In seinem ganzen Wesen vereinigte er Würde und Einfalt und eine unbeschreibliche Freundlichkeit und Gutmüthigkeit. Er konnte mit einem Kinde scherzen und, wenn es Noth that, einem Attila ohne zu zagen entgegenziehen.

Huldreich ließ er mich, den armen polnischen Priester, vorstellen. Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich an den Pater Rector. O armes polnisches Volk! durch Strenge zur Empörung getrieben, dient dies, leider nur zum Vorwand die katholische Religion täglich mehr zu unterdrücken.

Hierauf sprach er ermunternde Worte zu mir, die auf meinen neuen Beruf und die traurige Lage meines Vaterlandes Bezug hatten, und auf das Kreuz hindeutend sagte er in väterlichem Tone: Gehe hin mein Sohn und handle stets nach diesem Vorbilde!

Der heilige Vater gab uns huldvoll seinen Segen, überreichte mir zur steten Erinnerung noch einige von ihm geweihte Gegenstände und entließ mich ebenso väterlich, wie er mich empfangen hatte. Tief im Herzen gerührt und neugestärkt, voll Seelenfriede, stieg ich wieder die Königstreppe hinab.

Wie hätte ich wohl ahnen können, daß acht Jahre später der grausame Unterdrücker meines Vaterlandes, der mächtige Herrscher des ungeheuern moskowitischen Reiches, mit stolz erhobenem Haupte diese nämliche Treppe hinaufeilen und die Kühnheit haben würde dem nämlichen greisen

Papste unter die Augen zu treten. Gregor XVI. aber, sonst mild wie ein Kind, empfing ihn ganz anders, als dieser erwartet hatte, im Vollbewußtsein seiner erhabenen Würde und seines göttlichen Amtes. Er hielt dem gewaltigen Herrscher, vor welchem Millionen Unterthanen zitterten und im Staube lagen, alle die unerhörten Gewaltthaten und Grausamkeiten vor Augen, welche unter seiner Regierung gegen das polnische Volk verübt worden waren. Er beschwor den Czaren, indem er auf den höchsten Richter hinwies, dem auch die mächtigsten Monarchen verantwortlich sind, diesen Greueln ein Ende zu machen und lud ihn schließlich, wenn er in seiner Unterdrückung der katholischen Religion fortfahre, vor das Gericht Gottes, dem Papst und Kaiser dereinst Rechenschaft geben müssen.

Nicolaus, von solch einer ernsten Sprache betroffen, verlor die Fassung, suchte sich zu entschuldigen, wollte unläugbare Thatsachen in Abrede stellen, allein der heilige Vater gieng ruhig an seine Schatulle und legte dem Czaren die bezüglichen Dokumente vor, mit dessen eigener kaiserlicher Namensunterschrift. Das war zu viel für den Stolz dieses gewaltigen Herrschers, der sich entlarvt sah. Gebrochen an Leib und Seele stotterte er einige leere Vorwände daher, und der mächtige Adler, der vordem zum Himmel empor fliegen zu können vermeinte, stieg die nämliche Treppe herab, als ob ihm die Schwingen der Fittige gelähmt wären und verließ den Vatikan, ohne daß er sich getraute aufzublicken, mürrisch den Befehl gebend sich zur Abreise von Rom bereit zu machen. Dies war der nämliche Gregor XVI., der mich armen Verbannten so huldvoll aufnahm. Erlassen Sie mir, setzte der alte Pole bei, von Rom Ihnen weiter etwas zu erzählen und seine Herrlichkeiten zu beschreiben, ich würde an kein Ende kommen. Es gehört nicht zu meiner Geschichte.

Wenige Tage nachher verließ ich auf dem nämlichen Weg, auf welchem ich gekommen war, wieder Rom, nachdem ich mit den nöthigen Beglaubigungsschreiben an die katholischen Bischöfe und durch die Freigebigkeit des heiligen Vaters mit den nothwendigen Reisemitteln versehen war.

Ich nahm rührenden Abschied von meinen Bekannten, besonders meinem edlen Wohlthäter Pater Victor und empfahl

mich noch dem Schutz der heiligen Apostelfürsten an deren Grabe. So reiste ich von Rom ab, und wo der Vetturin einst: Ecco Santo Pietro! gerufen hatte, schaute ich nochmals um, einen heißen Dankesgruß der ewigen Stadt zusendend.

2.

Einige Tage nachher, so erzählte der Pole weiter, war ich in Paris, nachdem ich bei Maria-Schutz auf dem Meereshügel bei Marseille nicht versäumt hatte, unter heißen Thränen noch meinen Dank abzustatten. Es hatte mich mit unwiderstehlicher Macht in die Hauptstadt Frankreichs, dem Hauptsitz der polnischen Emigration gezogen. Vielleicht kann ich dort etwas Näheres aus meinem Vaterland oder gar von den Meinigen erfahren, war mein Gedanke. Ach! ich konnte es beinahe nicht erwarten, bis ich die Thürme von Notre-Dame sah. Ohnehin hatte ich mich für die Missionen in Amerika entschlossen und führte mich so zu sagen der Weg dahin. Ein Empfehlungsschreiben an den ehrwürdigen Pfarrer von Saint Madeleine verschaffte mir eine freundliche Aufnahme und Zutritt in die Häuser besserer Familien, namentlich auch des in der Verbannung lebenden höhern polnischen Adels.

So weit die spärlichen Nachrichten aus Polen reichten, so lauteten dieselben nicht gar tröstlich. Nichts als unheimliche Gerichte von Hochverrathsprozessen, Gütereinziehungen, Transporte nach Sibirien und anderen Gewaltmaßregeln, welche in die öffentlichen Blätter gedrungen waren, spukten in den Unterhaltungen dieser Zirkel. Dabei nirgends eine Hoffnung, daß das übrige Europa auch nur eine Einsprache erhebe. Als die Russen in Warschau eingezogen waren, heuchelten sie zuerst freundliche Versicherungen, um das polnische Heer zur Unterwerfung zu locken. Als sie aber wirklich einen Theil des polnischen Heeres zur Rückkehr nach Warschau bethört hatten, der andere aber ihre Lockungen verachtend das Land verlassen hatte, warfen sie ihre Maske ab. Die polnischen Offiziere wurden gezwungen, dem Kaiser als unbeschränktem Herrscher von Polen einen Schwur zu

leisten. Anfangs unter Aufsicht gestellt, wurden sie später zum Theil in Kerker geworfen. Endlich wurden sie auf kaiserlichen Befehl in's Innere Rußlands geführt, zum Theil zu Gemeinen degradirt und in russische Regimenter gesteckt. Eine große Anzahl Generale, denen man auf's Gewisseste Amnestie versprochen hatte, wurden auf mehrere Jahre in Verbannung geschickt. Der Besatzung der polnischen Festung von Zamosc wurde nebst den altpolnischen Provinzen im Namen des Kaisers, wenn sie sich übergebe, Amnestie versprochen, aber kaum war die Uebergabe geschehen, so riß man den tapferen Männern ihre Orden und Uniformen herab, steckte sie in Soldatenkittel, rasirte ihnen die Haare vom Kopfe wie Verbrechern und deportirte sie nach Sibirien. Schon am 13. October 1831 wurden alle Offiziere, die das Ausland betreten hatten, darunter also auch ich, für immer vom Boden ihres Vaterlandes verbannt. Die gefeiertsten Männer, darunter Fürst Adam Czartoryski wurden zum Tode verurtheilt und bogenlange Strafurtheile gedruckt und unter dem Publicum verbreitet. Ein Glück, daß die meisten der Verurtheilten nicht mehr auf russischem Boden und den Häschern unerreichbar waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen. Auf die etwaigen Erben wurde keine Rücksicht genommen. Hunderte von Dörfern fielen der russischen Krone zu und kamen zum Theil wieder als Geschenke an russische Offiziere.

Allein dabei blieb es nicht. Alle nationalen Rechte der Polen sollten vernichtet werden. Alle Aemter, welche nicht mit Militärpersonen besetzt waren, zog die russische Regierung an sich; die Universitäten zu Warschau und Wilna wurden noch vor Ende des Jahres 1831 aufgehoben, ihre herrlichen Bibliotheken, Münzkabinette und Gemäldesammlungen nach Ansberg geschleppt; selbst die obersten Classen der Gymnasien wurden aufgehoben, damit kein Pole mehr zu einem höhern Staatsamt gelangen könne. Statt der vaterländischen Geschichte und höheren Wissenschaften wurde besonders russische Sprache und Geschichte gepflegt und alles Uebrige vernachlässigt. Es wurde befohlen innerhalb zwei Jahre in allen Aemtern nur noch russisch zu verhandeln, dadurch sollten unzählige vermögenslose Beamten, deren hohes Alter die

Erlernung der russischen Sprache nicht mehr gestattete, brodlos gemacht werden. Dagegen sollten die Civilämter durch russische Militär besetzt werden. Das Königreich Polen sollte fortan nur dem Titel nach noch fortbestehen. Der Reichstag wurde vernichtet, keine Volksvertretung mehr bewilligt, die Nationalfarben und das alte königliche Wappen, welche seit Alters wie ein Heiligthum verehrt worden, wurden vernichtet und die Nationalarmee für immer aufgehoben.

Von nun an sollte Polen für immer von einer Armee von 60,000 Mann besetzt werden und die polnischen Militärpflichtigen in die im Innern Rußlands stehenden russischen Regimenter vertheilt werden, damit Polen alle nationale Kraft verliere und für die Zukunft jede Möglichkeit zu abermaliger Erhebung ihm genommen werde. Dazu baute Rußland noch gewaltige Festungen und ließ 1832 eine starke Citadelle im Rücken Warschaus beginnen. Diese Knechtskette, welche sie schließen sollte, mußten die Polen mit ihrem eigenen Geld noch kaufen, d. h. ihre eigene Hab' zum Bau der Festung geben.

Während drückende entsetzliche Steuern dem Volke auferlegt wurden, wollte man es noch in geistiger Armuth erhalten. Die polnischen Zeitungen wurden aufgehoben, die meisten ausländischen verboten oder entsetzlich verstümmelt. Kein lehrreiches Buch durfte in polnischer Sprache gedruckt werden. Gleichwie die Sklaven Afrika's die Hand, welche sie geißelt, noch küssen müssen, so wurden die Polen gezwungen seit 1832 jedes Petersburger Hoffest, z. B. den Tag der **Krönung** des Kaisers, **Geburts-** und **Namenstage** des Kaisers, der Kaiserin, des Thronfolgers, des Großfürsten u. s. w. in allen Städten Polens durch Illuminationen, oft von der Dauer von drei Abenden, zu verherrlichen, oder Geld- und Gefängnißstrafe traf Diejenigen, welche dem Befehle zu illuminiren nicht Folge leisteten. Endlich um die Polen ganz in's Klare zu bringen, was man mit ihrem Lande vorhabe, wurde durch kaiserlichen Ukas 1833 das ganze Königreich, wie Rußland, in Gubernien eingetheilt und in jedem Gubernium ein russischer General mit dem Titel Kriegsgubernator als oberste Militär- und Civilbehörde eingesetzt.

Dies Alles geschah trotz der Wiener Verträge, in wel-

chen von allen Nationen die Selbstständigkeit Polens für immerwährende Zeiten garantirt war, und ganz Europa schaute in gleichgültiger Ruhe und schlaffer Unthätigkeit zu, und all dies war in den drei Jahren geschehen, während ich in Rom war und erfuhr ich, was früher nur gerücht- oder theilweis zu meiner Kenntniß gekommen war, jetzt im Besondern. Nur über Das, was nicht durch öffentliche Ukase bekannt war, herrschte tiefe Dunkelheit, weil kein Briefgeheimniß auf der russischen Post mehr respectirt und aller Verkehr Polens mit dem Auslande so zu sagen abgesperrt war.

Wie es mir, lieber Freund, zu Muthe war, seufzte der alte Mann wehmüthig, können Sie sich leicht vorstellen.

Also verbannt war ich auf ewig von meinem Vaterland, denn ich war in der polnischen Armee, die das Ausland betreten hatte, Offizier. Diese schreckliche Nachricht erfuhr ich erst in Paris.

Dieser Gedanke allein schien mir unerträglich. Dazu war es die peinliche Ungewißheit über das Schicksal der Meinigen, welche mich abermals in tiefste Schwermuth zurückschleuderte.

Der ehrwürdige Pfarrer von Saint Madeleine suchte mich mit allen Gründen der Religion und Vernunft wieder aufzurichten, allein wie schwer ist es doch die natürlichen Bande und tausend Fäden, die uns an die Unserigen fesseln, zerrissen zu sehen! Ich eilte jetzt, sobald ich konnte an den Ort, wo sich, wie man sagte, die meisten polnischen Verbannten zu versammeln pflegten. Es war dies auf einem der entlegensten Boulevards der Vorstadt Saint Antoine, einem der verrufensten Stadtviertel von Paris. Ich gestehe es: ich suchte meine Landsleute nicht gerne in diesem Revolutions-Heerd. Unsere Freiheitskämpfer darf man ja nicht mit diesen stets unruhigen Barrikadenhelden verwechseln oder mit ihnen vermengen.

Allein, noch mehr war ich beim Eintritt in das schwarze malpropere Wirthschafts-Gemach, das von Tabakdampf qualmte und in welchem Nichts, als ein paar alte braune Tische und wurmstichige Bänke, die nur wenig von dem Fußboden in der Farbe und Sauberkeit abstanden und das einzige

Meublement bildeten, betroffen und merkte ich sogleich, daß ich nicht in ein Hotel ersten Ranges, sondern in eine ordinäre Wein- oder Schnapskneipe gekommen sei. Etliche Blousenmänner gemeinster Gattung mit finsteren Gesichtern und struppigen Haaren saßen da hinter ihrem Glase Kornschnaps, als ob sie warteten, bis man sie dinge, die Pflastersteine wieder aufzureißen und wieder ein Straßenbombardement zu eröffnen, um wo möglich mit ihren besser begüterten Mitbürgern wieder eine Theilung vorzunehmen, damit man nicht meine, die Devise der Republick: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit habe ihre Geltung verloren. Schon wollte ich wieder zurücktreten, als ich aus einem Winkel im Hintergrund am Schenktisch polnische Worte fallen hörte. Ich faßte neuerdings Muth und fand wirklich etliche meiner Landsleute, alte verwetterte Gestalten, denen man Noth und Elend auf der Stirne ablesen konnte. Ich kannte sie nicht näher, und erfuhr nur, daß hier allerdings die Mehrzahl der Polen niedern Ranges zusammenkommen, aber nur aus dem einfachen Grunde, weil sie bei ihren geringen Mitteln sonst nirgends ein Obdach fänden und man ihnen keinen Credit schenke, während der dasige Wirth ein eingefleischter rother Republikaner noch für die Polen zu schwärmen vorgebe, obgleich er sie wie ein Blutigel abzapfe, so viel er könne.

Kurzum ich erfuhr, daß Onkel Alfred nur zu sehr Recht hatte. Wer von den polnischen Verbannten noch jung und kräftig war, hatte keine andere Wahl gehabt, als unter die Fremdenlegion nach Afrika zu gehen. Die meisten aber, die sich in Paris aufhielten, außer den höheren Adelichen, thaten es nur vorübergehend, oder mußten, weil sie zu alt, oder kriegsunfähig waren buchstäblich Verbannungsbrod essen und von einem elenden Tagesgehalt leben, der ihnen durch die Comités als Almosen gereicht wurde uud nicht zum Leben und nicht zum Sterben hinreichte, wenn sie nicht gar auf den Weg des Verbrechens getrieben werden und mit dem Zuchthaus Bekanntschaft machen wollten, da ihnen oft das Nöthigste an Nahrung und Kleidung fehlte. Mein Herz blutete bei diesem Anblick. Ich theilte diesen Landsleuten nach Kräften eine kleine Unterstützung mit und

verabschiedete mich, nicht ohne Schrecken an die Zukunft dieser Männer denkend, von denen Manche zu Hause in den besten Verhältnissen gelebt hatten und nun, aus dem Schooße ihrer Familien gerissen, um Hab und Gut gekommen vom Bettel lebten, nur noch von der trügerischen Hoffnung gewiegt, daß jeden Tag ihr Schicksal sich zum Bessern wenden werde.

Doppelt traurig kehrte ich wieder nach Saint Madeleine zurück.

3.

Es war an einem der nächsten Morgen, da gieng ich in schweren Gedanken, so fuhr der alte Pole fort, an den Ufern der Seine dahin, für mich hatte weder der herrliche Fluß, der im Glanze der Morgensonne, wie ein Silberband sich ruhig dahinschlängelte, noch das geschäftige Treiben der Schiffer, die Waaren ein- und ausluden, noch die zahlreichen Morgen-Spaziergänger, die nach frischer Luft lechzten, ein Interesse, noch viel weniger die königlichen Paläste, die von einem leichten Morgennebel umflort phantastische Gestalten bildeten. Ich war im Zweifel, ob ich Paris schon verlassen sollte, das in seinem Getümmel mich nur noch wehmüthiger stimmte, hatte ich doch noch gar keine Nachricht von den Meinigen oder sollte ich zu meinem Wohlthäter Lauron nach Angers eilen, um ihm, mit dem ich seit er von Rom fort war immer noch correspondirte, neuerdings mein Herz auszuschütten oder gar nochmals nach Düsseldorf zu Onkel Alfred, ehe ich von Europa Abschied nahm. Ich hatte auch ihm von Zeit zu Zeit meinen Dank geschrieben und ihn von dem hohen Glück, daß ich endlich mein Ziel erreicht, in Kenntniß gesetzt. Auch er hatte mir öfters über die wunderbaren Fügungen Gottes seine und seiner Familie Freude ausgedrückt. Leider konnte er mir trotz allem Nachforschen von den Meinigen auch gar nichts Sicheres schreiben.

Ich war recht kleinmüthig. Da fiel mir wieder Notre Dame de la garde (Maria vom Schutz) ein, wie sie mir seither so wunderbar geholfen hatte und das letzte Wort des guten Niklas: Befiehl dem Herrn deine Wege

und hoffe auf ihn. Er wirds recht machen. Ich schämte mich als Priester noch mehr meiner Kleingläubigkeit, wenn ich an den einfachen Niklas dachte und faßte neuen Muth. Dir geht's doch tausendmal besser, dachte ich, als Hunderten meiner armen Landsleute. Schäme dich zumal als Priester deiner Undankbarkeit gegen Gott und die heilige Jungfrau. Während ich so in Gedanken versunken mich auf einer Ruhebank dem Triumphbogen gegenüber niedergelassen hatte, stund plötzlich ein junger Mann vor mir in anständiger Kleidung, aber mit Sonnegebräuntem Angesicht und wildverwachsenem Bart.

Bist du es wirklich, mein lieber Laurenz, redete er mich polnisch an, oder täusch' ich mich? und ergriff meine Hand.

Was? rief ich erstaunt aus, bist du nicht Stephan, mein Lebensretter? Woher kommst du? Um Gotteswillen! Mir ahnt nichts Gutes! Aus Algier, erwiderte er kurz. Aber wie, wann? Sei ruhig, sagte Stephan, hier ist nicht der Ort dazu, herzte und küßte mich und sprang um mich wie ein Kind. Sofort nahm er mich am Arm, um mich in das Hotel zu führen, wo er sein eigenes Zimmer hatte.

Vor einigen Tagen, so erklärte er mir nun, bin ich erst hier angekommen und habe gestern von einer polnischen Familie, zu der auch du schon gekommen bist, erfahren, daß ein polnischer Priester bei St. Madeleine sei, Namens Laurenz Wisniewski. So eben komme ich von dem würdigen Pater daselbst und erfuhr, daß du wahrscheinlich deinen gewohnten Morgenspaziergang längs der Seine in die elyseischen Felder machest. So hab' ich dich gefunden. Gottlob! hätte mich Maria de la garde zu Marseille nicht beschützt, so wäre ich jetzt an den Fluthen des Meeres begraben. Schon hatten wir beinah' den Hafen erreicht, so erhob sich der Todtenhauch; das Meer bäumte sich und das Schiff wurde wie eine Nußschale haushoch auf- und nieder geschaukelt; wir sollten beim Schloß If landen und Quarantaine halten, da warf der Sturm uns beinahe an den Felsen hin. Allein gar lieblich schaute „Maria-Schutz" vom Meereshügel herab. Wir flehten sie um Hilfe an. Selbst die ältesten Matrosen schämten sich nicht, laut

zu beten, und siehe wir konnten glücklich landen, während ein Schiff in unserer Nähe an den Felsen geschleudert wurde und zerschellte.

Notre Dame de la garde soll ewig in meinem Herzen leben! In dem meinigen auch, erwiderte ich gerührt und dankbar.

An Ort und Stelle angekommen erzählte mir jetzt Stephan kurz seine Erlebnisse, seit ich in Warschau Abschied von ihm genommen hatte.

Wie du dir leicht vorstellen kannst, hob er an, säumten die Russen nicht, nachdem die polnische Armee abgezogen war, in Warschau einzurücken. Anfangs zeigten sie sich glimpflich, aber bald hörte man von nichts als Hausdurchsuchungen, Arretirungen, Vermögens-Einziehungen und Deportationen. Die Gefängnisse waren bald überfüllt. Ich konnte dein elterliches Haus, ohne mich und die Deinigen in große Gefahr zu bringen, nicht mehr verlassen, obgleich ich von meinen Wunden bald sichtlich wieder hergestellt war. Mau hielt mich auf's sorgsamste verborgen.

Außer den Deinigen war Niemanden als dem treuen Niklas mein Aufenthalt bekannt. Wäre ich nicht in der Nähe meiner Braut und unter so sorgsamer Behandlung gewesen, so hätte mich die tödtlichste Langeweile befallen, denn selbst meine Eltern mußten das Haus meiden, um die Aufmerksamkeit der russischen Spione nicht zu erwecken. Dazu kam: Seit Niklas von Thorn zurückgekehrt war und die verhängnißvolle Nachricht über deine Begegnisse gebracht hatte, herrschte die tiefste Trauer in der Familie. Alles war wie verändert. O wo wird wohl mein liebster Laurenz in der weiten Welt jetzt sein? O daß ich ihm selber den unglücklichen Rath geben mußte fortzugehen und wir ihm nicht die geringste Hilfe bringen können! seufzte täglich die Mutter. Dabei weinte sie alsdann reichliche Thränen und Coletta, das sonst so muntere Mädchen, weinte mit. Dennoch beruhigte sich die Mutter wieder selbst: Es ist doch besser, als wenn er in die Hände der Russen gefallen wäre! O wenn er doch irgendwo meinen Bruder finden würde. So hatten wir nichts als zu trösten. Dennoch verlor die gute Mutter keinen Augenblick das Vertrauen auf Gott. Die

heilige Jungfrau, Maria von Czenstochau, wird uns nicht verlassen, damit tröstete sie sich und uns.

So war eine geraume Zeit vergangen, da geschah es, daß in einer finstern Nacht zu später Stunde, da Alles im tiefen Schlafe lag, plötzlich an der Hausthüre vorsichtig gepocht wurde, damit die Nachbarschaft, der Aehnliches zugedacht war, nicht erweckt werde. Ein Trupp Soldaten und Beamter stunden vor der Pforte und begehrten Einlaß. Kaum war die Thüre geöffnet, so fällt sie wieder in das Schloß. Der Angstruf der Magd erstickte, ein Soldat hielt ihr den Mund zu. Die nächtlichen Gäste poltern beim Schein einer Laterne die Stiege herauf, Alles springt erschrocken aus den Betten. Nur ich in meinem verborgenen Winkel höre nichts davon. Wo ist Laurenz Wisniewski? herrschte der Führer den Hausherrn an. Ich weiß es nicht, stotterte der Vater. Er ist mit der polnischen Armee abgezogen. Auf einen Wink drangen die Soldaten von Zimmer zu Zimmer, untersuchten alle Betten, Kasten und Winkel, natürlich ohne dich zu finden.

Es wird euch schlecht bekommen, drohte der Beamte, einen schweren Fluch ausstoßend. Einstweilen nehmen wir wenigstens diesen Burschen mit, den wir bekommen können. Bei diesen Worten ergriffen sie deinen Bruder Stanislaus, stießen ihn vor sich her die Stiege hinunter unter dem Jammergeschrei und dem Händeringen deiner Mutter und Schwester, während der Vater krampfhaft seine Wuth zurückhielt. Pläret nur zu, ihr polnischen Hunde! rief der Beamte wild lachend noch auf der Stiege. Wir hätten ihn doch geholt bei der nächsten Rekrutenstreifung. Nach dieser Erzählung hielt Stephan ein wenig ein. Ich selber, versetzte der alte Pole, war wie niedergeschmettert. O mein Stephan, welch' entsetzliche Nachricht bringst du mir! Also ist auch mein Bruder im Elend? Neuer Jammer über dem Haupte meiner theuern Mutter und der Meinigen. Auch an diesem Unglück bin zuletzt ich allein schuld. Wer weiß wo Stanislaus ist! Vielleicht in ferner fremder Gegend weit von der Heimath, vielleicht in den kaukasischen Bergen oder in den Eisfeldern Kamtschatka's, oder muß gar an der chinesischen Grenze die Strapatzen des Militärlebens durchmachen,

damit er nach und nach sein Vaterland, seine Eltern und Religion vergesse und zuletzt russifizirt heimkehre und für die Vernichtung Polens wirke! O ich kenne diese Rekrutenstreifungen, eine wahrhaft teuflische Maßregel, um Polen seine Jugend zu entziehen! O hätte ich doch dies aus deinem Munde nicht erfahren! Beruhige dich doch nur einen Augenblick, mein lieber Laurenz, und laß mich doch nur zum Worte kommen. Stanislaus ist zum Glück nicht in den Händen der Russen.

Wo ist er denn? Sag' es mir, laß mich nicht im Zweifel! Ich weiß es selber nicht, erwiderte Stephan niedergeschlagen, wo er wirklich ist. Genug! er ist nicht in russischen Händen und du bist eben so wenig Ursache, daß man ihn holte.

Doch laß mich weiter erzählen! Die Russen begnügten sich nicht allein damit nach der Unterwerfung Polens alle jungen Leute, wenn sie auch noch nicht militärpflichtig waren, aufzugreifen, in's Innere Rußlands zu schleppen und sie später in die asiatischen Regimenter zu stecken. O nein! Sie ließen sogar durch die Kosacken polnische Knaben zusammenfangen; sie drangen in die Häuser, rissen Knäblein von zehn bis zwölf Jahren aus den Armen und vom Herzen ihrer Mutter; ja sie verfügten sogar, daß sämmtliche uneheliche polnische Knaben, besonders in den Waisen- und Findelhäusern jährlich in die russischen Militärschulen abgeliefert würden: Ja noch mehr, sie handelten sogar acht- bis zwölfjährige eheliche Knaben unnatürlichen Eltern ab und trieben sie heerdenweise durch Podlachien nach Kiew und von dort in das tiefere Rußland, um sie in Soldatenschulen aufzuziehen; alsdann steckten sie dieselben unter das Militär, damit sie unter eiserner Strenge Russen würden und diejenigen, welche nicht einem zehrenden Heimweh oder den Strapatzen unterliegen, nach einer 25jährigen Dienstzeit, wenn sie nach und nach ihre Sprache, den Ort ihrer Wiege, den Namen ihrer Eltern vergessen und vielleicht weder Vater noch Mutter lebten, als Russen in ihre Heimath zurückkehren können, um alles Polnische ausrotten zu helfen.

Genug, Stephan! rief ich, erzähle mir von meinem Bruder. Das Blut möchte einem in den Adern gerinnen.

Wahrhaft, der bethlehemitische Mord ist ein wahres Kinderspiel gegen solche Scheußlichkeiten.

Also weiter, weiter, was weißt du von Stanislaus?

Nun so höre mich, fuhr Stephan weiter. Du weißt, ich bin etwas weitschweifig und des Erzählens nicht so gewohnt.

Um es kurz zu machen: Ich erfuhr den ganzen Vorgang erst, als die Soldaten sich schon längst mit Stanislaus entfernt hatten und kein menschlicher Tritt mehr um das Haus gehört wurde. Dumpfe Jammertöne drangen durch die weiten Hallen des Hauses bis in mein entlegenes Gemach. Schrecken ergriff mich. Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten. Gar bald war ich von dem schrecklichen Vorfall in Kenntniß gesetzt. Coletta fiel mir weinend um den Hals: fliehe! fliehe lieber Stephan, wieder in dein Gemach. Willst auch du uns noch entrissen werden. Ach! wer weiß, ob die Schergen nicht jeden Augenblick wieder zurückkehren! Alles war in wilder Verzweiflung. Nur der Vater lehnte stumm an einem Fensterpfeiler und stierte sprachlos in die finstere Nacht hinaus, welche nur spärlich noch durch einige Straßenlaternen erleuchtet war.

Plötzlich pochte es wiederum an die Hauptpforte. Alle fuhren erschrocken zusammen. Doch diesmal war es nur Niklas. Unbemerkt war er während dem Jammer zum Hause hinaus und hatte an den Häusern hinschleichend die Fährte der Soldaten verfolgt, um auszulauern, wohin man einstweilen Stanislaus in Gewahrsam bringe. Der Rückweg hatte ihn am Hause meiner Eltern vorbeigeführt; als plötzlich sich dort das Hausthor öffnete und unter Fluchen und Verwünschungen auch dort ein Soldatenhaufe heraustrat. Niklas konnte sich kaum noch unbemerkt in der engen Straße hinter das Standbild eines Heiligen, wie man sie oft in Warschau antrifft, verbergen. Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß der nächtliche Besuch mir gegolten habe? Rasch trat jetzt Niklas ein. Mit Verlaub! Es ist jetzt keine Zeit zu verlieren, meine beste Herrschaft. Stanislaus wurde in die Nikolaus-Kaserne verbracht, wo noch ein ganzer Rudel junger Leute, selbst Knaben jeden Alters, eingesperrt sind. Vielleicht Morgen schon wird ein Transport abgehen. Wer weiß, ob Stanislaus nicht dabei ist? Rebdonus, der Jud

mit dem rothen Barte und den unheimlichen Augen, der öfters in unser Haus kommt, hat schon manchmal um etliche Silberrubel solche arme Knaben, die weggefangen wurden, über die Grenze geschmuggelt, warum sollte ich es aus Liebe zu meiner Herrschaft nicht ebenfalls versuchen? Es ist zwar ein gefährliches Unternehmen, auch werden Leute im Alter des Stanislaus besser bewacht, als ein Haufe schwacher Knaben. Allein bei St. Niklas! ich probire es, hab' ich ihn nur einmal auf der Seite, will ich ihn schon durch den Cordon bringen. Ich habe ja, als ich das letztemal von Thorn heimkam, auch den Weg durch die Kosakenlinie gefunden. Unsere liebe Frau wird mir beistehen, daß ich ihn wieder finde. Aber, setzte er zögernd hinzu, indem er einen zweifelhaften Blick auf Coletta warf. Es muß mir Einer beistehen und zwar kein Anderer als Herr Stephan. Er kann dann gleich mitgehen, denn so eben haben die Rekrutenfänger ihn in seinem elterlichen Haus auch schon aufgesucht, und bleibt er länger hier, wird er ihren Krallen nicht entwischen und noch größeres Elend über unser Haus kommen. Kaum hatte Niklas den Namen „Stephan" ausgesprochen, so stieß Coletta einen Schrei aus und sank in die Arme ihrer Mutter. Es hilft nichts, sagte Niklas nach einer Pause. Besser eine Trennung auf vielleicht nur kurze Zeit, als daß Bruder und Bräutigam in die Hände der Russen fallen und im Kaukasus oder in den asiatischen Steppen verkümmern. Ich treffe meine Vorbereitungen. Mit Tagesanbruch müssen wir bereit sein. Damit verließ Niklas das Haus, um noch einen Ausgang in die Stadt zu machen.

Als er in kurzer Zeit wieder zurückgekehrt war, hatte man sich trotz des beinahe untröstlichen Tobens Coletta's dennoch zu dem traurigen Entschlusse geeinigt und die nothwendige Verabredung getroffen, und selbst Coletta schien in lichten Augenblicken einzusehen, daß kein anderes Mittel übrig blieb, worauf sie aber kurz nachher bald wieder von namenlosem Schmerz gebrochen, von fieberhaftem Wahnsinn im Geiste ergriffen schien und allerhand verworrenes Zeug redete. Bald weinend sich das Haar zerraufend, bald lachend aufhüpfend, bald unter Gebeten, bald unter Verwünschung

der grausamen Tyrannen sank sie ihrer Mutter an die Brust und flößte ihr Zustand Besorgniß und Schrecken ein, bis sie endlich erschöpft und bewußtlos in ihr Zimmer gebracht werden mußte. Coletta war krank, sehr krank; was Alles bis zu meiner Trennung folgte, laß mich verschweigen. Ich konnte von Coletta keinen Abschied mehr nehmen, denn sie war geistig und leiblich gebrochen. Die Mutter aber hatte wieder jene geisterhafte Gemüthsruhe, welche schon bei deinem Abschied so kalt bis an's Herz sie erscheinen ließ. Diese schrecklichen Auftritte schienen mich selber zu zermalmen. Dazu kam noch der Abschied von meinen eigenen lieben Eltern, welche Niklas herbeigerufen hatte und deren Haus ich, ohne alles auf's Spiel zu setzen, nicht betreten konnte und vor meiner Abreise nimmer sehen sollte. Doch wenden wir unsern Blick von diesen traurigen Familienscenen ab.

4.

Die Nacht war vorübergegangen, aber nicht ohne vielen Jammer, in Verzweiflung ringende Mütter, weinende Kinder und hunderte unglückliche Familien zu hinterlassen. Mit der ersten Morgendämmerung, da schier Alles in Warschau noch im Schlafe liegt, wurde es auf der Straße vor der Nikolaus-Kaserne lebendig. Die Angehörigen wollten nochmals ihre unglücklichen Kinder und armen Jungen sehen, ehe sie heerdenweis fortgetrieben wurden.

Jammernde Mütter, unter der Wucht des Unglücks verzweifelnde Väter und trostlose Geschwister sammelten sich nochmals ihren Theuern die Hand zu drücken.

Die kleinen Knaben, von denen jeder ein Bündelchen in der Hand trägt, werden nochmals gemustert und alsdann truppweise von alten schlottrigen Invaliden, die in ihrer Jugend das nämliche Schicksal gehabt hatten, weiter eskortirt, während Jammergeschrei, Klage- und Schmerzenstöne die Luft erfüllen, und die Mütter mit zerzaustem Haar und zerrissenen Gewänder die Hände rangen und von den alten Soldaten mit Stöcken zurückgetrieben werden.

Die größeren und erwachsenen Rekruten wurden gerade ebenfalls herausgeführt. Kosaken ritten längs den Linien

hin, hier und da mit dem Lanzenschaft einen in's Glied weisend und Ordnung haltend. Ein alter bärtiger Kosake lehnte sich gerade an sein mageres Rößlein, einen jungen Rekruten hütend, es war Stanislaus, während die anderen Kosaken noch in der Kaserne waren, um die übrigen herbeizutreiben. Das Getümmel auf der Straße war schon lebhafter. Plötzlich tritt gleichfalls ein bärtiger Mann, wie die Landleute in einen kurzen weißen Schafspelz gekleidet, um den Leib eine rothe Binde, an den Kosaken heran.

Da Alter nimm einen Schluck Branntwein auf die Reise, du hast heut' noch eine gute Strecke Wegs, damit reichte er dem Kosaken seine Schnapsflasche. Es ist ein kalter Herbstmorgen und ein Schluck Schnaps nicht zu verachten. Kennst du mich nicht mehr?

Ach! bist du vielleicht der Bauer, bei dem ich erst vor einigen Wochen einquartirt war und bei dem ich so guten Schnaps getrunken?

Das mein ich!

Ich hab' dich schier nicht mehr gekannt, aber dein Schnaps hat mir damals eben schier die Augen getrübt.

Nun! das ist vom nämlichen; trink noch herzhaft; du hast noch weit. Damit nahm der Kosak nochmals einen tüchtigen Schluck, indem er ganz selig die Augen verdrehte und seinen Bauch strich. Das war ein herrlicher Schluck! Aber beim Teufel, wo ist der Rekrut, der so eben noch hinter mir stund?

Der Rekrut?

Ja! der Rekrut, ein schöner junger Bursche.

Bei St. Niklas! der Kerl muß eben in jene Schenke gerade dort drüben gewitscht sein. Ich will dir das Roß halten, geh' gleich nach!

Der Kosak warf dem Bauer den Zügel seines Rosses zu und stürmte gegen die Schenke hin. Niklas aber, der vermeintliche Bauer, ließ das Roß fahren und bog in dem Gewühl um die nächste Straßenecke. Dort harrte ein Gefährte von ihm, ebenfalls in einen weißen Schafspelz gekleidet mit langem Bart. Ist er in Sicherheit? Herr Stephan? Vollkommen! während du mit dem Soldaten plaudertest, hab' ich ihm meinen Namen in's Ohr geraunt und ihn in

das Haus gebracht, das du mir bezeichnet hast. Bis heute Nacht müssen wir uns verborgen halten, alsdann geht's der Grenze zu.

Die kommende Nacht war es finster, kein Stern am Himmel. Nur schwarze Wolken vom Winde getrieben bildeten allerhand schreckbare Gestalten. Kein Mensch war auf den morastigen Waldwegen, durch welche es gieng, zu treffen. Es war nach Mitternacht, als die drei Wanderer in einem elenden Grenzdorfe ankamen. Alles lag in tiefem Schlafe, nur am Ende der wenigen Lehmhütten lag eine einsame Schenke, in welcher noch ein mattes Thranlicht brannte. Es war eine Schmugglerherberge; Niklas kannte den Wirth von seinen frühern Reisen her. Der alte Jude nickte in einem Lehnstuhle. Er schien noch eine Bande Schmuggler zu erwarten.

Niklas pochte vorsichtig am Fenster. Ist alles sicher?

Ganz sicher, sagte der Jude beinah erschrocken, als er, statt den gehofften Schmugglern, die drei nächtlichen Wanderer sah. Doch erkannte er bald den Niklas und war beruhigt, als dieser sagte: „es sind nur Rekruten. Bring schnell Schnaps und Brod, wir wollen hurtig machen. Es scheint, du erwartest noch andere Gäste. Wenn diese zwei in Sicherheit sind, komme ich wieder zurück. Du siehst, man muß in dieser schweren Zeit sein Brod auf allerhand Weise verdienen."

Nachdem wir uns ein wenig gekräftigt hatten, fuhr Stephan weiter, kam erst die gefährlichste Strecke. Wir schritten wieder in die finstere Nacht hinaus, bald nahm uns ein Wald auf, in welchem die Grenzpfähle von Rußland und Preußen stunden. Kosakenpiquets streifen hier zur Nachtszeit auf Contrebandeurs lauernd. Der Wind raschelte in dem abgefallenen Herbstlaub, als wollte er, daß man vor Knistern unsere Tritte nicht höre. Schweigend gieng Niklas voran und wir folgten den Athem zurückhaltend, bei jedem Geräusch wie festgewurzelt stehen bleibend und von jedem nackten Stamm erschreckt, als ob ein Kosak im Wege stände. Da schlug plötzlich ein Hund an; man vernahm wechselnde Stimmen. Niklas bückte sich nieder, hob einen Stein auf und warf ihn mit geschickter Hand über die Linie hinüber,

welche die Kosaken inne hatten nach der entgegengesetzten Richtung, damit dorthin die Kosaken ihre Aufmerksamkeit lenkten, und nun fingen wir aus Kräften an zu laufen. In wenigen Augenblicken war der Grenzcordon überschritten.

Noch eine kurze Zeit und wir fanden uns auf der Straße in das erste preußische Grenzstädtchen.

Meine Aufgabe ist jetzt, Gott lob, erfüllt, sagte Niklas, gebe Gott, daß ich vor Tagesanbruch wieder sicher in die Judenschenke zurückgelange, ohne mit den Kosaken Bekanntschaft zu machen. Der gute Gott begleite euch auch ferner. Laurenz wird wahrscheinlich in Paris sein, dort könnet ihr ihn, wie ich hoffe, treffen.

So nahmen wir denn unter wechselseitigen Glückwünschen von einander rührenden Abschied und manche Thräne fiel dem treuen Niklas in den Bart. Sobald wir in dem Grenzstädtchen angekommen waren, legte ich meinen falschen Bart mit dem Schaffell ab, wir wechselten unsere Kleider und fort gieng es direct nach Paris.

Allein wir mochten nachforschen, wie wir wollten, wir fanden keine Spur von dir, mein lieber Laurenz.

Vergebens suchten wir in verschiedenen Handelshäusern uns Stellen zu verschaffen. Da ergriff den Stanislaus unendliches Heimweh. Er nahm sich vor, dich in den verschiedenen Hauptstädten Deutschlands aufzusuchen. Vielleicht, sagte er, treffe ich auch den Bruder meiner Mutter.

Mir selber war das müßige Herumlungern ebenfalls lästig. Ich meldete mich unter die Lanciers nach Afrika. Wir trennten uns also mit schweren Herzen von einander und Keiner hat seither von dem Andern ein Wort erfahren, so wenig als von unserm polnischen Vaterlande.

Ich stürzte mich mitten in den Kampf mit den Kabylenstämmen, nur um die schrecklichen Erinnerungen an Coletta und mein armes Vaterland zu übertäuben, aber nirgends fand ich weder den Tod noch Ruhe, so trieb es mich denn wieder heraus nach Frankreich, wo mir jetzt wenigstens der Trost zu Theil wurde, dich wiederum zu sehen. Bei diesen Worten fiel Stephan mir abermals um den Hals und weinte wie ein Kind.

O entsetzliches Schicksal, lieber Stephan, erwiderte ich,

und dennoch hat uns Gott vor noch größerm Uebel bewahrt. O arme Eltern, o unglückliche Coletta, wie wird es ihr noch ergehen. Was mag wohl mit meiner armen Schwester geschehen sein!

Was gedenkst du aber jetzt für die Zukunft anzufangen, mein lieber Stephan? Ich weiß es selber nicht, sagte dieser, vorerst werde ich nach Deutschland gehen, um deinen Bruder aufzusuchen. Ich werde so gut als möglich mich wieder den Grenzen meines Vaterlandes nähern. Vielleicht kann ich etwas von dem Schicksal meiner Braut, von deinen und meinen lieben Eltern erfahren.

Gott gebe es! versetzte ich: Jedenfalls erhältst du jetzt von mir die Adresse an Onkel Alfred. Nach Düsseldorf werde ich von Zeit zu Zeit schreiben, wo ich mich auch in der Welt befinde. Durch meinen Onkel kannst du mir alsdann auch stets Nachricht zukommen lassen, wo du selber bist, oder was du von dem Schicksal der Unsrigen weißt.

Was meine Person anbelangt, muß ich in meinen neuen Wirkungskreis, der mir selber noch unbekannt ist, was sich erst in Amerika zeigen wird. Paris ist kein längerer Aufenthalt für mich und wenn ich länger säume, schmelzen mir die Gelder und Mittel, meinen Bestimmungsort zu erreichen, zusammen. Nur noch ein Wort, lieber Stephan! wie, glaubst du, wurde wohl die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf unsere Familien gelenkt, daß wir so schnelle das Opfer ihrer Rache werden sollten?

Ich glaube fast, versetzte Stephan, daß es Niemand als Pepitoff ist, der das Wetter über uns herauf beschwor!

Wie Pepitoff, der so viel Wohlthaten in unserm Hause erfuhr?

Ja Pepitoff!

Derselbe fiel bei dem Sturme von Warschau gefangen in die Hände der Russen. Ohne Zweifel hatte er von meiner Verlobung mit Coletta erfahren. Wie mir Coletta sagte, hatte dieser unheimliche Mensch schon längst ein Auge auf sie geworfen. Da sie ihn aber floh oder gar mißachtete, kehrte Ingrimm in seinem Herzen ein, und da er gar Kenntniß von unserem Glücke erhielt, schlugen die Flammen wilder Eifersucht und Rache in seiner schwarzen Seele auf. Um

sein Loos zu erleichtern oder gar nur um uns zu verderben, machte er den Verräther an uns. Entsetzlich wäre dies, Stephan, aber so lange wir keinen sichern Anhalt haben, wäre auch der bloße Argwohn, daß er einer solchen Schandthat fähig sei, eine große Sünde. Nein! nie kann ich diesen Gedanken in mir aufkommen lassen.

Stephan zuckte die Achseln. Ich meines Theils halte jenen finstern Menschen für noch weit gefährlicher. Wollte Gott, daß ich mich täusche!

Kurzum, so schloß der alte Pole für heute seine Geschichte. Nach solch' entsetzlichen Neuigkeiten duldete es mich keinen Tag mehr in Paris. Wir trennten uns, unsere wechselseitigen Versprechungen erneuernd.

Es trieb mich fort in die neue Welt, um im fernen Westen Ruhe für mein zermartertes Herz zu finden. Nach einem kurzen Besuch bei Onkel Alfred schiffte ich mich nach Amerika ein, und der unermeßliche Ozean schien mir nur ein Bild meines unendlichen Schmerzes zu sein.

Der alte Pole drückte mir noch traurig die Hand und selbst wehmüthig über so viel menschliches Elend gestimmt, schied ich von demselben.

Achtes Kapitel.

An den Ufern des Missisippi. St. Vincent. Leben als Missionär. Die Gesellschaft im Freien. Nachrichten aus der alten Welt. Die Sünden Rußlands gegen die katholische Kirche. Der Nigger Schang und die Klapperschlange.

1.

Der alte Pole knüpfte bei nächster Gelegenheit seine Geschichte wieder an. Längere Zeit suchte ich, so hob er an zu erzählen, in Amerika bald hier, bald dort einen Wirkungskreis, ohne daß es mir passen wollte. Die Polen, welche damals nach Amerika ausgewandert waren, trieben sich meistens ruhelos in den großen Städten umher und

bildeten nirgends eine feste Ansiedlung. Ich selber hatte ebenfalls mein Herz in meinem Vaterland und fand nirgends Ruhe, weder im Getümmel der Städte, noch in der Einsamkeit der Urwälder.

Ich hatte wohl von Zeit zu Zeit an Onkel Alfred geschrieben, allein er konnte mir weder von meiner Heimath, noch von meinem Bruder etwas berichten. Stephan hatte ihn besucht, nachdem er fast alle Städte Deutschlands durchforscht und nirgends eine Spur von Stanislaus gefunden hatte. Ganz entmuthigt schrieb er mir von dort aus einen Brief ungefähr folgenden Inhalts:

Mein lieber Laurenz!

Vergebens habe ich alle bedeutenderen Städte Deutschlands bereist. Niemand will etwas von Stanislaus wissen, noch gesehen oder gehört haben, selbst meine Nachforschungen durch die öffentlichen Blätter waren fruchtlos. Beinahe an der Grenze Polens angekommen, wurde ich angehalten und fehlte es nicht viel, daß ich an die Russen ausgeliefert wurde. Was nun anfangen? Es bleibt mir jetzt nichts übrig, als wieder unter die polnischen Lanciers in Algier mich anwerben zu lassen, denn meine Mittel sind zusammengeschmolzen. So lebe denn wohl! Gott schütze und segne dich und stehe auch den Unsrigen, besonders meiner theuern, so unglücklichen Coletta bei, denn aus Polen erfahre ich nichts, als Trauer und Elend.

Dein Freund und Leidensgenosse

Stephan.

Diesen Brief hatte ich in Cincinnati empfangen, da ich gerade unschlüssig war, ob ich nicht wieder nach Europa zurückkehren solle. Mein Entschluß war jetzt gefaßt, ich schiffte mich auf einem Ohio-Dampfer nach St. Louis ein. Dort an den Ufern des Missisippi hoffte ich vielleicht bei einer französischen Colonie Unterkunft zu finden. Wirklich gelang mir dies etwa eine Tagreise von St. Louis entfernt.

Diese trostlose Gegend paßte ganz zu meinem Seelenzustand.

Saint Vincent war eine angehende Niederlassung

französischer Auswanderer. Eine kleine Kirche von Holzpflöcken gebaut, von einigen Blockhäusern umgeben, lag da noch ziemlich entfernt vom Fluß rings vom Urwald umgeben auf einem öden Platz, der abgeholzt war, wo die Waldbäume etliche Fuß vom Boden abgehauen waren und die todten Stumpen noch aus dem Boden herausschauten. Dazwischen grasten magere Kühlein und wälzten sich zahlreiche Schweinefamilien da und dort in einer Glunke herum. Es war ein wahres Fieberneſt und sollte ich jetzt nach längerer Unterbrechung die Stelle meines geistlichen Vorgängers, der nach kurzem Aufenthalt am Fieber gestorben war, übernehmen. Doch schaute es hier noch paradiesisch aus. An jedem Haus war wenigstens noch ein Plätzlein, das mit Erdäpfel und Türkenkorn bepflanzt und durch einen Lattenhaag vor den Schweinen geschützt war. Das größte und schönste Haus, obgleich auch von Holzpflöcken, war das Wirthshaus mit dem großmauligen Titel: „Hôtel de Paris,“ dessen Inhaber ein großer Herr Schorsch (Georg) war und an dem man das ganze Jahr kein Fenster zu putzen brauchte, denn der Eingang war ein viereckiges Loch. Dasselbe diente zugleich am Tage als Fenster. Die Thüre mit Ruthen geflochten und das Schloß ein hölzerner Riegel. Derselben gegenüber aber war der Kochherd, über welchem ein mit Lehm verstrichenes Kaminschoß den Rauch auffing und zum Dach hinausführte. Auf dem Lehmboden lagen längs der Wand hin etliche alte Matrazen und wollene Decken, welche für Mann, Frau, Kinder und Gäste als Nachtlager dienten und lag alles unschenirt durcheinander.

Zu essen bekam man auch nicht viel: etwa Kaffee mit Brod, das aus ein paar handvoll geknetetem Türkenkornmehl mit Schmalz gebacken war, oder ein Stück Speck am Feuer gebraten. Dazu als Trunk einen Schnaps aus Türkenkorn gebrannt, Wiskey oder Feuerwasser genannt. Küche und Keller besorgte Herr Schorsch alleinig ohne Köchin und Kellner. Wenn es aber außerordentlich hergieng und extra vornehme Gäste kamen, hing der Hotelbesitzer seine Jagdflinte um und schaute, ob er nicht einen Vogel oder ein Hirschkalb zu schießen bekomme. Ferner war im Ort, wie überall ein Geschäfts- und Advokatenbureau, wo man gegen

gute Bezahlung zu jeder beliebigen Stunde geprellt werden konnte, dazu kam noch ein Krämerladen, wo man Zündhölzchen, Karrensalbe, Schuhnägel und anderes Nothwendige bekam. Der Krämer war zugleich Doctor und Apotheker. Seine Tafel am Hause kündigte an, daß er alle Krankheiten kurire und Mittel für Alles feil habe.

Sie sehen, sagte der alte Pole, daß man schon die Anlage einer Stadt im Auge hatte, denn nach verschiedenen Richtungen hin hatte man Reihen von Stangen mit Zahlen daran ausgesteckt, welche die künftigen Straßen bezeichneten.

Nicht so großartig war bei meiner Ankunft der Pfarrhof. Es glich auf und nieder einem Heuschober, wie man sie vielfach im Gebirgsland findet, um das Futter über Winter trocken zu halten, dessen Sparren man mit Moos verstopfen mußte, daß der Wind nicht durchpfiff. Doch genug: Es war dies noch ein wahres Paradies.

Die Leute waren sonst gut und gefällig. Die meisten waren aus der Picardie gekommen, und in der Gegend von Amiens und der belgischen Grenze zu Hause. Schon ursprünglich wenig bemittelt, hofften sie eine glückliche Zukunft zu gründen, waren aber von gewissenlosen Agenten geprellt worden und mußten jetzt meistens mit Holzhauen sich beschäftigen, um gegen etwas Geld und Branntwein die vorüberfahrenden Dampfboote mit Holz zu versorgen. Dennoch waren sie glücklich eine ärmliche kleine Kapelle zu haben und wieder einen Priester zu besitzen, der ihnen die Tröstungen der Religion spendete. Sie halfen mir die kleine Pfarrbarrake wieder möglichst wohnbar herrichten und verabreichten mir zum leiblichen Unterhalt meistens Lebensmittel, namentlich vergüteten sie die meisten Dienstleistungen mit Lieferung von Speck, den ich von Zeit zu Zeit in St. Louis selber verwerthen mußte, um etwas baares Geld zu bekommen. Dazu kam ein kleiner Missionsbeitrag aus den Sammlungen des Missionsvereins.

So armselig St. Vincent war, so war es doch der Sammelplatz für die Katholiken eines Umkreises von mehr als zwanzig Stunden, und meine Thätigkeit erstreckte sich vom Missisippi bis tief in den Urwald und in die Prairien. Beinahe am trostlosesten schaute es am Missisippi selber aus.

Dort ist noch die Heimath der Bären und Alligatoren (Krokodile). Außer daß man hier und da an seinen Ufern einen Haufen hölzerner Häuser findet, die man Städte nennt, taucht dort, was besonders in meinem Missionsbezirke der Fall war, nur hier und da die einsame Hütte eines Holzhauers auf, der in der gewissen Aussicht auf einen frühen Tod, die Dampfschiffe mit Holz versorgt. Diese traurigen Wohnungen stehen fast alle während des Winters unter Wasser; nur die besseren stehen auf Pfählen und haben einen trockenen Zufluchtsort. Diese armen Leute, die sich nur durch den fortwährenden Genuß des Branntweins aufrecht halten, sind sichere Opfer des Fiebers. Weiber und Kinder sind von schreckbar schmutzigem Aussehen. Sie haben fast eine bläulich weiße Farbe, wie Wassersüchtige. Eine elende Kuh und ein paar Schweine, welche knietief im Wasser waten, sind ihre Habe. Dazu kommt die beständige Furcht vor den Angriffen der zahlreichen Krokodile, welche oft ohne geringste Ahnung in der Nähe solcher Hütten ihre Höhlen haben und ihre verhaßte Brut nähren. Ich könnte Ihnen erzählen, wie solche Bestien Weiber und Kinder zerrissen haben, allein es gehört nicht hierher. Ich wollte Ihnen nur meinen paradiesischen Aufenthalt schildern. Der Missisippi selber bot hier ein trostloses Ansehen. Dieser ungeheuere Fluß, dessen Lauf viele hundert Stunden lang und der manchmal zehnmal breiter als der Rhein ist, und welchen die armen vertriebenen Indianer den Vater der Gewässer nannten, heißt mit Recht der todte Strom. Denn die Luft an seinen Ufern ist pestartig und was einmal unter seine schlammige Oberfläche sank, ist nie wieder aufgestiegen. Sein Wasser ist gelb und trüb vom weggeschwemmten Land und fast bei jedem Schritte sieht man große Bäume von ungeheuerer Länge, die der Fluß hinweggerissen hat, mit allen ihren Zweigen und sammt ihren Wurzeln, herabschwimmen; diese verwickeln sich nicht selten miteinander und sammeln anderes umhertreibendes Gestrüpp, das wie eine mit Wald bedeckte schwimmende Insel ausschaut oder die Wurzeln schräg gegen den Himmel streckend, spießt es nicht selten die Schiffe an, welche zu sehr in die Nähe kommen. Hundert Meilen weit an seinen flachen Ufern zeigt sich nichts als Wald und

Wald, ermüdender Wald oder schlammigtes Land und ungeheuere Schilfgruppen, wo sich hier und da ein altes Krokodil im Schlamme seines Daseins freut. Nur hier und da wird diese furchtbare Einsamkeit außer den paar großen Städten Neu-Orleans, St. Louis u. s. w. von elenden, armseligen Städtchen und Flecken mit hölzernen Häusern unterbrochen und taucht eine einsame Holzhauershütte auf.

Nur in der Nähe der großen Städte sieht man hier und da an beiden Ufern des Flusses stattliche Herrenhäuser ringsherum von großen Zuckerrohrfeldern umgeben, sogenannte Zuckerplantagen, oder auch Baumwollenpflanzungen, welche reichen Pflanzern angehören und in denen Hunderte halbnackter Negersklaven arbeiten. Weit und breit um St. Vincent herum war nichts als Urwald und auch an den Ufern des Missisippi, wie ich schon gesagt habe, war Alles trostlos nur Wald und hier und da eine Holzhauerfamilie. Was das Grauenhafte dieser Umgebung noch vermehrte, waren die vielen Waldbrände, welche nach Sonnenuntergang oft ein düsteres Schauspiel boten, und oft wogte der aufsteigende Qualm in schwerem Gewölke über unsere Häupter.

Weiter hinein von St. Vincent erstreckte sich nur endloser Urwald. Da waren die Bäume so hoch und dick, man hätte glauben können, sie wären seit Erschaffung der Welt da gestanden. An denselben hinauf rankten wilde Reben bis hoch in den Gipfel und fielen von da wieder herab, um am nächsten Baum wieder hinauf zu klettern. Dazwischen lagen halbverfaulte Stämme, welche vor Alter zusammengefallen waren, und über denselben wuchs dichtes Gestrüpp und Dornbüsche mit fingerlangen Stacheln. Durch diese dichte Waldungen führte nur hier und da ein schmaler Weg, Berg auf und ab, über Bach und Morast, wo ein oder mehrere Baumstämme zu Brücken dienten, an irgend ein Blockhaus, welches mit einem eingezäunten Stück Feld auf irgend einem ausgerodeten Platz mitten im Walde lag und wo Ochsen, Kühe und Schweine frei im Wald herumstrichen und die Kinder halbwild aufwuchsen ohne Schule und Unterricht, wenn nicht der Wäldler vielleicht zufällig den Winter über für's Essen einen vagabundirenden Schulmeister in's Haus bekam, der die Kinder unterrichtete.

Derlei Blockhäuser, in denen auch deutsche und irische Ansiedler waren, lagen stundenweit von einander. Da kamen keine Nachbarn zu Besuch, um durch Gespräch oder Spiel die langen Abende zu verkürzen; da war keine Verwandtschaft, die Theilnahme an Freude und Leid an den Tag legte. Jeder hatte genug an sich selber zu denken. Da machte der Hausvater seinen Angehörigen, wenn Eines ohne Doktor und Apotheke gestorben war, hinter dem Haus unter einer dunklen Steinreihe oder einem Nußbaum das Grab. Ebenso auch der Sohn dem Vater oder der Mutter.

Da streckte keine Kirche den Thurm gegen den Himmel und erfreute kein Glockenklang und Orgelton an Festtagen die Gemüther der Menschen. Unsere kleine Kapelle war weit und breit das einzige Gotteshaus. Aber wir selber hatten es noch zu keiner Orgel gebracht und hätten Niemanden gehabt, der sie spielen konnte. Unser kleines Glöcklein rief am Sonntage nur die nächsten Nachbarn zusammen. Die Stunden weit zerstreut lebenden Wäldler sammelten sich höchstens etliche Mal im Jahre, um wieder zu Menschen zu kommen oder Einkäufe zu machen in unserer Niederlassung. Dagegen verlangte es mein Beruf, daß ich sie von Zeit zu Zeit aufsuchte, nachschaute ob es nicht etwa zu taufen, Kranke auszutrösten oder die heiligen Sakramente zu spenden gebe. An Werktagen war ich deßhalb, besonders im Sommer, wenig zu Haus, und auch im Winter, so lange die Pfade gangbar waren. Ich hatte einen ambulanten oder so zu sagen: Wander-Gottesdienst, bald in dieser, bald in jener Richtung des Urwaldes und gieng es oft Monat lang bis ich wieder an einen Sammelplatz kam, wo mehrere Familien zusammen kommen konnten. Da hatte ich denn in einer tragbaren Kiste alles bei einander, was zum Gottesdienst nöthig war. Auf einem Tisch im Freien unter einem riesigen Baume oder bei schlechtem Wetter in einem Blockhaus hielt ich dann die heilige Messe, spendete ich die heiligen Sakramente, predigte das Wort Gottes, alsdann besuchte ich die Kranken, sammelte die Kinder um mich und unterrichtete sie, so gut es gieng, in den nothwendigsten Stücken des Katechismus.

Zu diesen Wanderungen hatte ich mir ein Pferd angeschafft, das den Strapatzen gewachsen war, das ich den

Sommer hindurch frei im Wald weiden ließ. Ein Nigger, Namens Jean Baptist, kurzweg Schang genannt, den mir ein Plantagenbesitzer in der Nähe von St. Louis überlassen hatte, begleitete mich, und wo man das Pferd nicht brauchen konnte und ich zu Fuß gehen mußte, trug er meine Kirchengeräthschaften auf seinem breiten Rücken, sonst aber trabte er neben dem Rosse her.

Schang diente mir zu Allem. In der Kirche war er mein Sakristan, am Altare mein Ministrant, zu Hause war er mein Koch, mein Kammerdiener, mein Schneider, Schuster, kurz mein Alles. Er baute mein kleines Feld, wartete das Pferd, besorgte ein Milchkühlein und etliche Schweine, die übrigens alle seine Pflege wenig bedurften. Nur den Keller konnte ich ihm nicht überlassen, denn zum ersten hatte ich keinen, wenn man nicht ein feuchtes Erdloch so nennen will, und zum andern mußte ich meine paar Flaschen Wiskey vor ihm salviren, sonst hätte er sie an einem Tag ausgetrunken.

Uebrigens war Schang, der ziemlich französisch konnte, ein guter Kerl. Ich hielt ihn, so gut ich konnte, und er theilte alle Strapatzen mit mir; denn Hunger und Durst leiden traf oft uns beide auf unseren Wanderungen. An Schenken und Wirthshäuser war nicht zu denken. Schang schleppte den Proviant mit, so gut es gieng. Kamen wir an ein Blockhaus, so waren wir Gäste und über Nacht mußten wir uns eben mit einem Teppich auf dem Boden begnügen, was denn Schang noch als Luxus vorkam.

Auf unseren Parthien durch die Urwälder blieben uns oft die Haut sammt den Kleidern an den fingerlangen Dornen hängen und die Muskito-Schwärme brachten Roß und Mann schier um.

Zu Haus hatte ich auch genug zu thun, denn wir hatten keinen Lehrer. Ich selber unterrichtete im Winter, wenn der Schnee alles weglos machte, die Kinder der kleinen Colonie auch außer der Religion im Lesen, Schreiben und Rechnen, und wenn ich verhindert war, so besorgte dies der alte Pierre, einstmals französischer Corporal.

Damit haben Sie ungefähr einen Blick in mein Missionsleben.

2.

So waren Jahre dahingegangen. Hätte ich nur wenigstens die Nachricht gehabt, daß es den Meinigen zu Hause im polnischen Vaterland leidlich gut gehe, so hätte ich meinen eigenen Schmerz zuletzt begraben im Anblick meiner armen Colonisten, die ja ebenfalls unter Mühsalen und Entbehrungen aller Art ihr elendes Leben hinbrachten. Selbst der Anblick meines Niggers, der sich glücklich schätzte, einen Herrn zu haben, der nicht mehr die Peitsche über seinen Rücken schwang, und ihn brüderlich behandelte, und der für jedes gute Wort mich freundlich angrinste, hätte mich trösten können, war doch dieser schon in seiner Kindheit seinen Eltern entrissen worden und ohne Vaterland und Freunde in harter Dienstbarkeit und Knechtschaft aufgewachsen. Dazu kam, daß mir mein Beruf manchen Trost verschaffte und das süße Bewußtsein gab, noch fremdes Unglück lindern zu können. Dennoch trieb es mich von Zeit zu Zeit nach St. Louis, um wieder Nachrichten aus Europa zu erhalten, oder konnte ich es schier nicht erwarten, bis Schang, welcher Geschäfte halber beinahe alle vier Wochen dorthin mußte, wieder zurückkam und einen Pack deutscher oder französischer Zeitungen mitbrachte, welche Onkel Alfred von Zeit zu Zeit für mich dorthin schickte, oder bis ich die Blätter erhielt, die in St. Lonis selber erschienen. Mit fieberhafter Aufregung durchgieng ich sie alsdann und Schang konnte nicht begreifen, was ich allerhand herauslas, das mich so betrübt stimmen konnte, und glotzte mich stumpfsinnig an, wenn ich bei so vielem Elend, das über mein Vaterland kam und worüber die öffentlichen Blätter berichteten, einen Schmerzensruf ausstieß.

Wirklich war es beinahe unerträglich, was man über die Gewaltthaten und Grausamkeiten der russischen Regierung gegen das unglückliche Polen las.

In St. Vincent hatte ich Niemanden, bei dem ich mein Herz ausleeren konnte, als den Wirth des grand Hôtel de Paris und den alten Corporal Pierre, meinen Vice-Lehrer; dazu kam noch Antoin, der Krämer und Sanitätsrath. Alle drei waren ächte Franzosen, aber dabei doch gute

Katholiken. Schorsch, als aus der Vendee stammend, war ein Legitimist, d. h. Anhänger der alten königlichen Familie. Pierre, als ehemaliger Soldat, ein Anbeter des alten Napoleon. Antoin dagegen war ein eingefleischter Republikaner. Alle drei waren, wenn man auf politische Gespräche kam, alsogleich aufbrausend und schwärmten für ihre Zukunfts-Hoffnungen, dennoch waren sie bei einem Glas Wiskey gleich wieder versöhnt.

So oft nun ein Packet Zeitungen anlangte, kamen sie zu mir, um Neuigkeiten zu erfahren, und da wurde natürlich Polen nicht vergessen. Polen wird nicht geholfen, pflegte alsdann Antoin zu sagen, bis in Frankreich die Republik befestigt ist, alsdann wird die große Weltrepublik bald nachfolgen. Die republikanischen Heere marschiren alsdann durch Europa und fegen die Tyrannen alle sammt dem Czar zu ihren Ländern hinaus; dann wird auch Polen wieder frei.

Was? fiel alsdann Schorsch kirschroth vor Eifer ein; schönes Gesindel, diese Republikaner! Haben sie die Polen nicht bei ihrem ersten Aufstand unter Kosciusko schon sitzen lassen? Es wird nicht besser, bis der Henri cinq (Heinrich V.) kommt, der wird alsdann schon Ordnung in Europa einführen; vive Henri cinq! Die Polen dürfen sich alsdann nur an ihn wenden.

Ha! Ha! lachte Pierre laut auf. Haben die Polen nicht unter dem großen Napoleon in allen Welttheilen gefochten? Gehörten sie nicht unter seine tapfersten Truppen, als es gegen Rußland gieng? So lange nicht wieder ein Napoleon auf den Thron kommt, wird Polen nicht geholfen, also vive Napoleon!

So perorirten sie alsdann mit der den Franzosen eigenen Lebhaftigkeit durcheinander, und man wußte nicht, ob die Republikaner, oder Henri cinq, oder gar ein Bonapart zuerst nach Polen marschirte, es zu befreien.

Ich schüttelte alsdann traurig den Kopf und dachte, wenn nur wenigstens die Mächte, welche die Unabhängigkeit Polens garantirt haben, diesem Hinwürgen Polens Einhalt gebieten würden, allein selbst diese rühren sich nicht.

Eines Tages hatte ich wieder einen ganzen Pack Zeitungen bekommen. Unter anderm ein Journal, welches durch

mehrere Blätter in seinem Hauptartikel nichts anderes besprach als: „die Sünden Rußlands gegen die katholische Kirche," und ein ganzes Register aufzählte, das wirklich haarsträubend war. Ich setzte davon gleich unsere kleine Gesellschaft in Kenntniß.

Was! rief Schorsch und mit ihm Alle zugleich, fängt jetzt der russische Tyrann auch noch an, die katholische Kirche zu verfolgen?

Dies ist schon längst russisches System, erwiderte ich, nur ist's noch nie so offen und gewaltsam aufgetreten.

Aber was hat denn die katholische Kirche verbrochen, daß sie sich so den Haß des Czaren zugezogen hat?

Ich habe es euch schon gesagt, wiederholte ich, es ist dies schon lange russisches System oder grundsätzliche Regierungspolitik: die katholische Kirche auszurotten, und hängt dies nicht immer gerade von der Persönlichkeit des Kaisers ab. Auch unter den mildesten Czaren wird, so lange dies System nicht aufhört, die katholische Kirche verfolgt werden, und bei ihrer Unbeugsamkeit und den starren russischen Gesetzen wird es an rücksichtslosen Gewaltthätigkeiten nie fehlen.

Nach russischer Anschauung ist nämlich der Czar Alles. Sein Wille ist das höchste und einzig giltige Gesetz. Was der Czar will, ist recht, und will er es nicht mehr, so ist es auch wieder recht. Außer seinem Willen gilt keiner. Wollen, was der Kaiser will, heißt patriotisch, alles andere ist vaterlandsverrätherisch. Der Wille des Czaren aber erstreckt sich nicht nur auf den Leib seiner Unterthanen, auf Gut und Blut, sondern auch auf ihre Seelen, d. h. auf ihr Gewissen und ihre religiöse Ueberzeugung. Der Czar ist allmächtig.

Der Czar ist nicht nur das weltliche, sondern auch das geistliche Oberhaupt seiner Unterthanen. Was er zu glauben befiehlt, ist allein rechtgläubig oder orthodox, wie man es in Rußland heißt. Alle anderen Religionen sind nur einstweilen geduldet, aber durch Anwendung aller Mittel nach und nach auszurotten, sei es durch Ueberredung und Belehrung, List und Trug, Bestechung oder Gewalt, dies ist russisch. Der Czar also ist der Stellvertreter Gottes

auf Erden. Sein Wille ist göttlicher Wille und hat allein Geltung.

Deßhalb erkennt die russische, sogenannte rechtgläubige Kirche kein anderes Oberhaupt an, als den Czaren, am allerwenigsten ein auswärtiges in der Person eines römischen Papstes. Der Czar ist Kaiser und Papst zugleich. Er regiert durch die sogenannte heilige Synode, eine Versammlung kirchlicher Würdenträger in Petersburg, deren Oberhaupt er selber ist, und läßt sich meistens nur durch einen General vertreten, dessen Sinnbild der Macht die Säbelklinge ist, die Jedem winkt, der nicht an die Heiligkeit des Czaren glauben will. Die Bischöfe und Popen (Pfarrer oder Priester) sind also nur die Werkzeuge des Kaisers.

Für den Kaiser und seine Familie beten und singen, die kaiserlichen Geburts-, Namens- und Hoffeste als gebotene Feiertage halten, zu predigen und zu lehren, daß man dem Kaiser allein gehorsam sein, pünktlich die Steuern zahlen, Gut und Blut, Geld und Soldaten liefern muß, machen den Haupttheil der Religion aus. Sonst ist das Predigen überflüssig. Dabei hat man die Gebräuche und Lehren der morgenländischen Kirche beibehalten, soweit diese seit ihrer Trennung von Rom dieselben bewahrt hat.

He! He! rief Schorsch, das kann doch nicht die von Christus gestiftete Kirche sein, die der Sohn Gottes für alle Völker und Menschen auf Erden gepflanzt hat?

Gewiß nicht, entgegnete ich: Es ist dies eben eine sogenannte National-Kirche, oder man könnte sie den russischen Bärenzwinger heißen, in welchem er seine halbbarbarischen Völker bändigen läßt.

Gerade so, fuhr Schorsch weiter, hat es der alte Kaiser Napoleon auch einrichten wollen, als er auf dem Gipfel seiner Macht war; deßhalb hat er den Papst einsperren lassen und auch eine solche Art von heiliger Synode eingeführt mit Staatsbischöfen.

Ja, fiel der alte Corporal bissig ein, hat es Ludwig XIV. anders gemacht, der den Spruch führte: l'état c'est moi! Ich bin der Staat, und gern noch der Herrgott der Franzosen sein wollte?

Was anders haben aber erst die Republikaner gethan, die sogar Gott absetzten und statt den christlichen Feiertagen nur Nationalfeste, welche die Revolution verherrlichten, einsetzten.

Nun! nun! beschwichtigte ich: Diese Gelüste und Versuche, in Geistliches und Weltliches sich einzumischen, über Leib und Gewissen zu regieren, haben sich in der Geschichte schon oft wiederholt und ist dies nur dem Czaren am besten seither gelungen, wird aber, wie alle Eingriffe in die heiligsten Menschenrechte, bei zunehmender Civilisation ebenso aus Rand und Band springen, wie es noch allen Vergewaltigern der Religion ergangen ist, denn die Gewissensfreiheit, als das heiligste Menschenrecht, läßt sich wohl für eine Zeit lang unterdrücken, aber zerschmettert zuletzt Den, welcher sie freventlich verletzt.

Doch genug! Es läßt sich begreifen, daß es dieser russischen Regierungsmanier nicht wenig Unruhe, Aerger und Ingrimm verursachte, daß es noch Millionen Unterthanen im russischen Reiche gab, die sich in diesen Bärenzwinger, russische Staats- oder Nationalkirche genannt, nicht wollten bannen lassen und die nichts von dem Kaiser-Papst und dieser kaiserlich gemachten Religion wissen wollten. Dazu gehörten in erster Linie die römischen Katholiken und die mit ihnen verbundenen griechischen Christen, denn es gab noch Millionen Christen im russischen Reiche, welche zwar den morgenländischen Gottesdienst und dessen Gebräuche beibehielten, aber dennoch den Papst in Rom als ihr Oberhaupt anerkannten und sogenannte Unirte, Griechen oder griechische Katholiken hießen; ebenso machten es aber auch die Protestanten und Juden.

Diese Alle wehrten sich um ihre religiöse Unabhängigkeit mehr oder weniger. Die russische Regierung wendete deßhalb schon lange alle Versuche an, dieselben zur russischen Rechtgläubigkeit, d. h. zur russischen Staatsreligion zu verlocken oder zu zwingen. Dennoch wollten diese Versuche nicht gelingen und wagten sie es wenigstens auch nicht, so offen hervorzutreten; deßhalb wurde der Ingrimm immer größer und beschloß man zuletzt zur Gewalt zu schreiten.

Den Vorwand dazu mußte die polnische Revolution geben. Rußland erkannte nämlich ganz richtig, daß die römisch-katholische Religion ein Hauptpfeiler der polnischen Nationalität und Unabhängigkeit sei. Die katholische Religion ist so sehr mit der ganzen Geschichte und dem Leben des polnischen Volkes verwachsen, daß es ohne sie kein Polen mehr gäbe. Polen erkannte von Anfang an seinen Beruf, daß es gleichsam die Vormauer der katholischen Kirche gegen das Schisma (Trennung von Rom) und gegen den eindringenden Protestantismus sei, und von der Zeit an, wo der heil. Adalbert uns bei der Taufe das Muttergotteslied zum Schlachtgesang gab, drückte es allen seinen Thaten den Stempel des Katholicismus auf. Es nannte sein Heer „wiara“, der Glaube, seine Kämpfer „wiarus“, der Gläubige, und seine Könige krönten die heiligste Jungfrau mit Genehmigung des heiligen Stuhles mit der Reichskrone zur Königin von Polen.

Deßhalb sah die russische Regierung wohl ein, daß sie die Polen, so lang sie katholisch sind, nie in ihrem Sinne zu Russen machen könne, die unter der heiligen Knute vor dem Czaren, gleichsam als dem Staats-Gotte, kriechen und sein Wort als Evangelium annehmen würden. Sie vergaß aber, daß man dem Kaiser doch geben könne, was des Kaisers ist, wenn man auch Gott gibt, was Gottes ist, und daß man ein guter Unterthan sein könne, ohne aufzuhören ein guter Katholik zu sein, wie dies denn auch die Polen in Preußen und Oesterreich wirklich waren, wo man damals ihre Religion achtete und schützte. Zwar hatte die russische Regierung vertragsmäßig im Jahr 1793 den Polen versprochen, daß für ewige Zeiten die römischen Katholiken, also auch die unirten, welche durch die Theilung Polens an Rußland fielen, nicht nur volle Freiheit haben sollten, ihren Glauben zu bekennen, sondern daß sie auch im unverbrüchlichen Besitz ihres Eigenthums, ihrer Kirchen und aller Bekenntnißrechte bleiben sollten, und daß weder die damalige Herrscherin, Katharina II., noch ihre Thronnachfolger die Macht zum Schaden der römisch-katholischen Religion beider Ritus, d. h. der römischen und der mit ihnen verbundenen (den morgenländischen Gebräuchen folgenden) Katholiken, anwenden wollten.

Dessenungeachtet raubte man der unirten Kirche durch die furchtbarsten Bedrückungen schon 1796 9300 Pfarreien, 150 Klöster und riß über 8,000,000 Katholiken von ihr los. Im eigentlichen noch unter dem Titel „Königreich Polen" fortbestehenden Landestheil getraute man sich aber noch nicht, so weit vorzugehen.

Jetzt seit der niedergeschlagenen Revolution von 1830 sollte auch hier theilweise die Einleitung dazu getroffen und eine Gewaltthat nach der andern gegen die katholische Kirche angewendet werden, um sie nach und nach mit Stumpf und Stiel auszurotten, alles unter dem Vorwand, als begünstige die katholische Kirche die Revolution und könne man kein guter Unterthan des russischen Kaisers sein, sondern sei man ein Vaterlandsverräther, so lange man katholisch sei. In Wahrheit aber wollte man aus den Polen nicht etwa blos getreue russische Unterthanen machen, sondern man wollte sie ihrer angeerbten beschworenen Volksrechte berauben, in ihre persönliche Freiheit und Gewissensangelegenheiten eingreifen, sie ihrer Religion untreu und zu blinden Anbetern eines Staatsgötzendienstes machen. Stoff genug zur Unzufriedenheit und Gährung.

„Tout comme chez nous," sagte der Hotelsbesitzer Schorsch. Es gibt nichts Neues unter der Sonne; ähnliche Erscheinungen wiederholen sich von Zeit zu Zeit; nur geht es nicht überall.

Diese Gewaltthätigkeiten zählt nun das Journal „der Wahrheitsfreund von St. Louis" auf unter dem Titel: „Die Sünden Rußlands gegen die katholische Kirche." Doch wir wollen, da es wohl der Mühe werth ist, das Register näher zu untersuchen, die Sache Morgen mit einander durchlesen, wenn es euch recht ist.

Eh bien! sagte Schorsch, Morgen Nachmittags rücken wir ein Stündlein daran; à revoir!

3.

Des andern Tages waren Antoin und der alte Pierre gleich parat, die Neuigkeiten zu vernehmen. Auch Schorsch kam und brachte noch etliche Wäldler mit, die auf

einem Jagdstreifzug begriffen waren und im Hôtel de Paris ihre Schnapsflaschen wieder gefüllt hatten.

Mit Verlaub Reverend, sagten die Wäldler, daß wir auch ein wenig zuhören, was es Neues in der alten Welt gibt.

Ihr werdet nicht viel Erfreuliches hören, erwiderte ich, überdies betrifft das, was ich heute vorlese, nur das unglückliche Polen; doch seid ihr vielleicht wieder lieber in Amerika, wenn ihr von der russischen Knutenwirthschaft höret. Ich meine übrigens, wir wollen dort unter dem mächtigen Ahornbaum in's Freie sitzen, mein Blockhaus vermag euch schier nicht zu fassen. Die Männer waren zufrieden und folgten mir; sie legten ihre Weidtaschen ab und stellten ihre Gewehre an den Baum, nachdem sie mir vorher ein paar schöne Wildenten zum Geschenk präsentirt hatten. Dies zur Erkenntlichkeit Reverend, für Ihre Mühe, die Sie bei uns haben.

Schang, rief ich, richte sie gleich her. Ihr Männer werdet wohl auf eurer Streife eines guten Bissens bedürfen.

Ah pah! versetzten die Jägdler, diese Enten sind für Sie, Reverend! Wenn Sie aber etwas wollen richten lassen, so nehmen Sie lieber diesen jungen Rehbock, wir haben ihn erst drüben am Fuchsreck geschossen. Er gibt besser aus.

Der Nigger grinste freundlich und verzog seinen Mund vor Freude bis an die Ohren, seine weißen Zähne fletschend, als ob er schon ein Stück davon verkoste. Er machte sich gleich an die Arbeit. Die Männer lagerten sich im Kreise auf's weiche Gras, während ich auf einen Baumstumpen mich niedersetzte und das Zeitungspapier herauszog. Zuerst las ich ihnen die neuesten Nachrichten vor, die sie mit großer Neugierde anhörten. Schang aber schleppte Holz herbei und weidete das Thier mit Meisterhand aus.

Zuletzt kamen wir an den Artikel: Die Sünden Rußlands gegen die katholische Kirche. Er lautete ungefähr folgendermaßen:

Die Sünden Rußlands und dessen verbrecherischen Gewaltthätigkeiten gegen die katholische Kirche mehren sich täglich, so daß es am Platz scheint, dieselben immer und

immer wieder an's Tageslicht zu ziehen und vor der öffentlichen Meinung zu brandmarken. Ohne auf die unerhörten Bedrückungen der katholischen Religion am Ende des vorigen Jahrhunderts eingehen zu wollen, die nur durch die schrecklichen Napoleonischen Kriege einigermaßen unterbrochen wurden, wollen wir nur die Sünden Rußlands gegen die katholische Kirche seit Beendigung des polnischen Aufstandes 1831 bis zu diesem Herbst (wir zählten damals 1846) in's Gedächtniß rufen. Vielleicht, daß ihr noch Gräßlicheres beschieden ist.

Dabei ist zu bemerken, daß diese Gewaltthätigkeiten allerdings zunächst am meisten barbarisch gegen die Katholiken in den alten russisch-polnischen Provinzen, wo sie mehr mit den Russen vermischt sind, ausgeübt werden, doch aber auch im eigentlichen Königreich Polen, das der Hauptmasse der Bevölkerung nach beinahe ganz katholisch ist, das nämliche System, anfangs verdeckter und scheinbar schonender, täglich aber offenbarer und brutaler an den Tag tritt. Ferner ist zu bemerken, daß die Hauptwucht der Unterdrückung zunächst am meisten gegen die Unirten gerichtet war, um den Weg zur Ausrottung auch der lateinischen Katholiken, d. h. derer, welche die abendländischen Gebräuche beobachten, wozu die meisten Polen gehören, anzubahnen, daß aber auch im Königreich Polen mit dieser Ausrottungsweise ebenso gegen die lateinischen Katholiken täglich schärfer vorgefahren wird und beinahe kein Unterschied mehr ist. Nur geht es schwerer und langsamer und stoßt bei der Treue der Bischöfe beinahe auf unüberwindliche Hindernisse.

Also zur Sache:

Gleich nach Bewältigung des Aufstandes von 1831 wurde der schon seit 1812 veröffentlichte Ukas erneuert, wonach den Bischöfen und allen Katholiken der freie Verkehr mit dem heiligen Stuhle in geistlichen Dingen bei schwerer Strafe verboten wurde. Ebenso wurde die Annahme eines jeden päpstlichen Schreiben bei strenger Strafe untersagt. Man hatte also nichts Geringeres im Sinn, als die Katholiken von Rom und damit von der Einheit und dem Mittelpunkt der katholischen Welt-Kirche loszureißen und sie vorerst zu Staatskatholiken zu machen, um nach und nach den

Weg zu bahnen und daran zu arbeiten, daß im Laufe der Zeit das Katholische immer mehr abgeschliffen und ausgerottet würde, und man die Katholiken mit der russischen Nationalkirche unter dem Kaiserpapst vollends vereinigen könnte. Dies war die erste Hauptsünde Rußlands gegen die katholische Kirche, denn dies geschah gegen alle beschwornen Verträge, daß die Verfassung der katholischen Kirche für immer unangetastet bleiben solle. Dies geschah unter dem Vorwand, als ob der heilige Vater eine auswärtige feindliche Macht sei, die in das russische Regiment oder Regierungswesen eingreifen wolle, oder gar die Polen zur Empörung aufreize, so daß also Jeder, der mit Rom verbunden bleiben wolle, nicht nur vaterlandslos, sondern geradezu ein Vaterlands-Verräther sei.

Dies geschah, ungeachtet der heilige Vater in zwei Hirtenschreiben an die polnischen Bischöfe, die in allen Kirchen vorgelesen wurden, das polnische Volk zum Gehorsame gegen den Kaiser und zur Unterwerfung unter die Staatsgesetze ermahnt hatte, wofür ihm der Czar seine Anerkennung und seinen Dank in einem eigenhändigen Briefe ausgesprochen hatte. Dabei gab der heilige Vater wiederholt die feierliche Versicherung, daß er sich um die staatlichen Einrichtungen und Gesetze in Polen gar nichts bekümmere und den Kaiser nur erinnere, daß er nach den beschworenen Verträgen handle und nicht in das innere Gebiet der Kirche eingreife. Allein Alles blieb vergebens.

Um die Katholiken zur russischen Staatskirche hinüber zu drängen und sie mit ihr vorerst auf gleichen Fuß zu setzen, wurde in Petersburg nach Art der heiligen Synode, an deren Spitze der Kaiser steht, ein oberster Gerichtshof für katholische Kirchen-Angelegenheiten eingesetzt, welcher aus Schismatikern und selbst aus Protestanten bestand. Dieser oberste Gerichtshof sollte die Regierung der Kirche ausüben und die geistlichen Angelegenheiten der Katholiken ordnen. Die Bischöfe sollen nur die blinden willenlosen Werkzeuge des Ministers der geistlichen Angelegenheiten sein und unbedingt dessen Verordnungen Folge leisten, wenn es auch noch so sehr ihr katholisches Gewissen verletzt; nach dem umgekehrten Grundsatz: Man muß dem Kaiser mehr gehorchen als Gott.

Nach diesem Grundsatz sollen und dürfen die Bischöfe ohne Erlaubniß des Ministers Niemanden in's Seminar aufnehmen, Niemanden die heiligen Weihen ertheilen, Niemanden anstellen und zu einem geistlichen Amte befördern. Unwürdige, widerspänstige oder vom Glauben abgefallene Geistliche sollen sie nicht absetzen und nicht aus der Kirche ausschließen oder bestrafen dürfen, eben so wenig andere abtrünnige Katholiken.

Ist dies nicht abermals ein Verbrechen gegen die katholische Kirche und ein ruchloser Eingriff in die von Christus selber den Bischöfen verliehene Gewalt, denn nicht den Kaisern und Statthaltern, sondern den Bischöfen hat Christus das Recht und die Gewalt verliehen, die Kirche zu regieren?

Dazu kam noch, daß dieser oberste Gerichtshof Bischöfe, welche sich den kirchenmörderischen Gesetzen nicht unterwerfen konnten, ohne ihren bischöflichen Eid zu verletzen, als Uebertreter der Staatsgesetze vor sich riefen, um ungeheuere Geldsummen strafen, sie absetzen, in's Gefängniß werfen oder verbannen und nach Sibirien schleppen lassen konnte, was auch richtig ausgeführt wurde. Die erledigten Bisthümer ließ man alsdann unbesetzt, so daß die meisten Bischofssitze leer stehen oder man schmolz mehrere zusammen, daß bei der ungeheuern Ausdehnung unmöglich ein einziger Mann sie verwalten konnte. Man beförderte alte, schwache, untaugliche, der Regierung willfährige oder gar abgefallene Priester zu Bischöfen und, ohne den heiligen Stuhl zu befragen, setzte man Bischöfe ohne Weiteres ein, wie Baschkiren-Generale oder Kalmucken-Häuptlinge.

Nun was meint Ihr Monsieur Schorsch zu diesem Ukas und derlei Verfahren?

Parbleu! blitzte Schorsch auf: diese russische Canaille macht es ärger, als die Heiden.

Die alten Heiden verboten einfach, das Christenthum zu predigen. Diese heuchlerische schismatische Regierung aber maßt sich die geistliche Gewalt selber an. Nach ihren Grundsätzen hätte Christus, ehe er die Apostel auswählte und aussandte, zuerst die gnädigste Genehmigung des römischen Landpflegers einholen müssen. Der Apostel Paulus hätte in jeder

Stadt, wo er predigte, vorher vom Herrn Präfect den Erlaubnißschein zu erbitten gehabt, und wenn der Blutschänder ihn verklagt hätte, der Apostel habe dadurch, daß er ihn aus der Kirche ausschloß, öffentlich seine Ehre heruntergewürdigt, so wäre er einfach zu Geldstrafe oder, wenn er nicht bezahlen konnte, wegen Amtsmißbrauch zum Gefängniß verurtheilt oder selber statt jenem aus der Kirche gejagt worden.

Schöne Zustände! fiel der alte Corporal dazwischen, wo kann denn eine Gesellschaft bestehen, wenn man nachläßige, pflichtvergessene Mitglieder nicht zur Strafe ziehen, oder gar ehrlose, verrätherische nicht ausstoßen darf? Was macht man denn beim Militär mit denen, welche sich gegen die Subordination verfehlen, oder gar ihrer Fahne untreu werden? Bomben und Granaten! der alte Napoleon machte kurzen Prozeß und so geschieht's überall, wo Ordnung ist.

Ja, jede Vergnügungs-Gesellschaft, fügte ich bei, hat ihre Statuten, auf deren Uebertretung eine Strafe und bei hartnäckiger Gehorsams-Verweigerung Ausschluß aus der Gesellschaft gesetzt ist. Nur der katholischen Kirche möchte man dies verwehren. Dies kommt daher, weil man diese faulen Glieder am besten brauchen kann, um auch andere anzustecken und so die Kirche innerlich eher zu Grunde zu richten hofft. Deßhalb setzt man sogar den Wolf zum Hirten.

Doch lesen wir weiter:

Um in Bälde willfährige Werkzeuge zur vorgeblichen Verbesserung d. h. Ausrottung der katholischen Kirche zu erhalten, entzog die Regierung den Unterricht und die Erziehung der gesammten Welt- und Ordensgeistlichkeit der Aufsicht der Bischöfe. Man hob die Knaben-Seminarien, geistlichen Convicte und Erziehungs-Anstalten auf, und errichtete sogenannte Staats-Seminarien, so z. B. für beide katholischen Ritus, den lateinischen und griechischen, weiter ein General-Seminar in Wilna. Die Oberaufsicht führte nicht der Bischof, sondern eine Regierungscommission, deren Mitglieder alle der russisch-griechischen Staatskirche angehören. Der Bischof hatte weder zur Wahl der Professoren, die meistens der katholischen Kirche feindlich gesinnt waren, noch zur Auswahl der Vorlesebücher, die größtentheils vom

apostolischen Stuhl in das Verzeichniß der verbotenen Bücher gesetzt waren, etwas zu sagen. In dieses Seminar mußte jährlich eine bestimmte Anzahl junger Kleriker aus den verschiedenen Diözesen eintreten. Wer nicht in diesem General-Seminar studirte und seine Examina bei diesen unkatholischen Professoren ablegte, sollte zu keiner Zeit ein bischöfliches Amt oder eine höhere Würde in der Kirche begleiten dürfen, selbst Ordensgeistliche sollten hier ihre Studien machen oder durften nie ein Ordensamt begleiten. Später wurde das General-Seminar zwar aufgehoben, aber die jungen Kleriker mußten doch in Wilna studiren und dort ihre Examina machen und lebten ganz ohne Aufsicht des Bischofs.

Die Universität Warschau wurde seit der Revolution 1831 geschlossen und nur eine sogenannte Akademie bestehen gelassen, die ebenfalls ganz unter dem Ministerium des Cultus stand. Zuletzt wurden alle Seminare der unirten Griechen mit einem Schlag aufgehoben und die jungen Kleriker der unirten (mit Rom verbundenen Griechen) mußten in Petersburg im großen russisch-griechischen Staats-Seminar ihre Studien vollenden, wenn sie die heiligen Weihen erhalten wollten. So bahnte man den Weg zur Verschmelzung der katholischen Kirche mit der Staatskirche an.

Damit die Katholiken bald keine Wahl mehr hätten, wenn sie Priester wollten, als derlei geistliche Staats-Pfaffen oder gar russische Popen sich aufdrängen zu lassen, suchte man auf jedmögliche Weise den Zutritt zum katholischen Priesterthum zu erschweren. Kein junger Mann durfte im Seminar aufgenommen werden, der nicht von Adel war, einen Mann für den Soldatenstand gestellt und eine besondere schriftliche Erlaubniß des Cult-Ministers hatte. Ueberdies durfte nur eine bestimmte ganz geringe, mit dem Umfang der Diözesen in keinem Verhältniß stehende Zahl aufgenommen werden. Damit dies desto gewisser geschehe, nahm man den Seminarien ihre Güter weg; viele wurden geschlossen.

Um den jungen Leuten von vornherein alle Lust zum geistlichen Stande zu nehmen und die katholische Kirche gleichsam auf den Aussterbestand zu setzen, zog man das Kirchen-

vermögen sammt den Pfarrgütern, mehr als 20,000,000 Franken, ein, setzte die Einkünfte der Pfarrer auf 200 bis auf 400 Silberrubel (1 fl. 48 kr.) herab; auch der Gehalt der Bischöfe wurde auf die Hälfte herabgesetzt. Kirchentreue Pfarrer wurden entfernt, in Verbannung verwiesen und nach Sibirien geschleppt. Die Pfarreien blieben unbesetzt. So stehen viele Pfarreien leer. Einzelne Pfarrsprengel erstrecken sich 10, in Lithauen bis auf 35 Quadratmeilen. An die Stelle mancher Pfarrer setzte man nur Pfarrverwalter, die ganz von der Regierung abhängig sind und die man jeden Augenblick fortschicken kann.

Ist dies nicht ein wahrhaft vom Teufel ersonnenes System, um die katholische Kirche mit Stumpf und Stiel auszurotten?

Ja, dies ist wahrhaft teuflisch! riefen Alle.

Das mein' ich auch, sagte ich: Man könnte keinem Tyrannen eine raffinirtere Methode an die Hand geben, um die katholische Religion und das ganze Christenthum auszutilgen. Doch ist dies Alles erst die Vorbereitung zu den Greueln, die noch kommen, und kaum der Anfang.

Oh! man meint es sei nicht möglich, daß Gott eine solch unerhörte Unterdrückung zuläßt, versetzte Schorsch. Wie viele Katholiken rechnet man denn jetzt noch auf Rußland?

Nach den ungeheuern Verlusten, welche die katholische Kirche in Rußland schon erlitten hat, leben immer noch gegen 12,000,000 im russischen Reiche. Doch höret weiter:

Um mit der katholischen Kirche gründlich aufzuräumen, gieng man vor Allem an die Klöster. Die Einkünfte der schon früher unterdrückten Klöster, welche nach päpstlicher Uebereinkunft zur Unterstützung der Kathedralkirchen und Seminarien verwendet werden sollten, wurden einfach dem Staatsschatz oder anderen weltlichen Zwecken zugewiesen. Durch Ukas vom 16. Februar 1832 wurde der Orden des heil. Basilius, diese Leuchte, Zierde und hauptsächlichste Stütze der katholischen Kirche, so viel als zerstört, indem man ihm gleichsam den Kopf abschnitt und die Mönche ohne geistliche Obern ließ, dagegen sie unter die Aufsicht der Bischöfe stellte, welche kaiserliche Werkzeuge waren. Im näm-

lichen Jahre wurden von 291 Klöstern 202 aufgehoben unter dem heuchlerischen Vorwand: man wolle die religiösen Orden mit den gegenwärtigen Bedürfnissen der römisch-katholischen Kirche in Einklang bringen und die bestimmte Anzahl der Ordensleute sei in den meisten nicht mehr vorhanden, und doch hatte die Regierung selber verordnet: Es dürfe Niemand ohne adeliche Geburt und Erlaubnißschein des Ministers aufgenommen werden. Allein auch hinreichend bevölkerte Klöster wurden aufgehoben, die Ordensglieder entweder in schismatische Klöster gesteckt oder, dem Hungertode beinahe preisgegeben, auf die Gasse gestoßen. Viele flohen über die Grenze. Jetzt gieng man aber immer weiter: Man riß aus den Händen der Geistlichen die Anstalten, durch welche dieselben auf das Volk zu wirken Gelegenheit hatten. Die größte Wohlthätigkeits-Anstalt Polens, das Spital vom Kindlein Jesu, welches das größte Krankenhaus des Königreichs, ein Irrenhaus für Frauen, ein Findelhaus, eine Unterrichtsanstalt für Findelkinder und ein Kloster enthielt, wurde 1839 der katholischen Geistlichkeit, in deren Händen es seit seinem Ursprung stand, genommen; das seit seiner Entstehung so streng verschlossene Heiligthum wurde gewaltsam geöffnet, den Barmherzigen Schwestern wurde die Verwaltung genommen und nur der Wärterinnendienst gelassen und die Direction einem Soldaten, dem Obersten Lepiqe, übertragen. War dies nicht ein neues gottesräuberisches Verbrechen?

Doch die Gewaltthätigkeit blieb auch hiebei nicht stehen. Man nahm den Katholiken schon 1832 in der Diözese Lück 17 Kirchen weg und gab sie den Schismatikern. Im Jahr 1833 wurde auf Befehl der russischen Regierung den unirten Griechen das kostbare Heiligthum unserer lieben Frauen von Poczajow, berühmt durch die Wallfahrer, die aus ganz Rußland dahin zogen, hinweggenommen und mit dem dazu gehörigen reichen Kloster der Basilianer den schismatischen Kaiserlich-Gläubigen übergeben und ein kaiserliches Bisthum gegründet; dergleichen wurden 1833 auch in Warschau und Polozk errichtet und die zwei schönsten Kirchen den Katholiken entrissen. Nach und nach geschah dies in jedem Bisthum, und in jeder Stadt wurde für den kaiser-gläubigen

Gottesdienst eine Kirche eingerichtet, wenn ihre Zahl noch so gering war. Keine katholische Kirche oder Kapelle durfte gebaut werden, wenn nicht eine bei weitem schönere russische Czerkiew (Kirche) im nämlichen Orte erbaut wurde. Keine Reparatur einer katholischen Kirche durfte in den russisch-polnischen Provinzen ohne höhere Erlaubniß mehr vorgenommen werden, und wenn die Kirche auch am Zusammenfallen war.

Hier hielt ich mit Lesen inne. Ein unaussprechlicher Schmerz erfüllte meine Seele.

Merkt ihr jetzt, wo es hinausgeht, begann ich endlich wieder. Mit den Klöstern und Ordensgeistlichen fängt man gewöhnlich an, weil sie die Hauptpfeiler der katholischen Religion sind, und gleichsam der Brennpunkt ihrer Thätigkeit. Sind diese Bollwerke der katholischen Kirche gefallen, alsdann geht es an die Bischöfe und hofft man leicht mit den Weltgeistlichen fertig zu werden und über ihren Trümmern die ganze Kirche in einen Schutthaufen zu verwandeln; besonders sind es die thätigen Orden, als die ersten Kämpfer der katholischen Kirche, welche man zuerst angreift. Kloster-Stürmerei ist immer der Anfang jeder offenen Verfolgung der katholischen Kirche.

Ja! Ja! riefen Alle.

So war es auch vor der großen Revolution in Frankreich, sagte der Corporal, so überall.

Wir werden uns jetzt auf noch viel Gräulicheres gefaßt machen müssen, meinte Schorsch?

Ja wohl, sagte ich in tiefe Traurigkeit versenkt. Doch ist's mir beinahe für heute nicht mehr um's Lesen, so zersprengt es mir schier das Herz, oder ist es nicht eine gräuliche Sache, 12,000,000 Katholiken in ihren heiligsten Gefühlen niederzutreten, während jeder Schuft sich mit seinem Unglauben breit machen darf, wenn er nur die kaiserliche Staatskirche nicht angreift und Unterwürfigkeit unter den Kaiser heuchelt.

So hat es auch der alte Napoleon einrichten wollen und daran ist er zu Grunde gegangen. So haben es auch die Bourbonen gewollt: Königlich oder kaiserlich bleibt sich immer gleich, fiel erhitzt der alte Corporal ein, und bei-

nahe wäre die Gesellschaft wieder hintereinander gekommen.

Plötzlich stieß Schang, der Nigger, in unserer Nähe einen gellenden Schrei aus und sprang wie besessen von der Feuerstätte weg, laut rufend: die Schlange! die Schlange!

Einer der Wäldler erkannte gleich die Gefahr; er schnitt sich eine Ruthe und näherte sich vorsichtig der Stelle. Da schoß eine Schlange, etwa zolldick und klafterlang aus dem dürren Holze hervor. Er gab ihr ein paar tüchtige Ruthenhiebe über den Rücken und hatte dem Thiere bald den Garaus gemacht. Es ist eine Klapperschlange, sagte er kaltblütig, deren es genug in diesen Wäldern gibt.

Schang hatte sich bald von seinem Schrecken wieder erholt und erzählte nnn, daß er gerade als er einen Bündel Holz ablud, um das Feuer frisch anzuschüren und den Rehbraten gar fertig zu rösten, eine Schlange bemerkte, die aus dem Reisig ihren Kopf hervorstreckte, ihn mit ihren grünen Augen anglotzte und zu züngeln anfing, worauf er sogleich Reißaus nahm. Wir mußten über sein possirliches Gesicht lachen und ein Glas Wiskey reichte hin, ihn wieder zu beruhigen.

Der Braten war bald gar. Mir war es aber nicht nm's Essen. Die Wäldler schnitten sich jeder ein saftiges Stück ab und steckten es in die Weidtasche. Das Uebrige überließen sie uns Andern.

Wir haben uns schon viel zu lang aufgehalten und müssen uns auf den Weg machen und sorgen, daß wir noch etwas Wild erlegen, damit wir nicht leer heimkommen, denn es warten noch etliche hungrige Mäuler anf uns. Damit schüttelten sie uns noch die Hände zum Abschied, einen derben Fluch auf die russischen Barbaren murmelnd, und giengen waldeinwärts. Der Hotelbesitzer aber wurde auch abgerufen; so schlossen wir unsere traurige Unterhaltung für diesen Tag und Jeder gieng in sein Blockhaus.

Neuntes Kapitel.

Der Basilianer. Die Kirchweihe im Urwald. Die Sünden Rußlands (Forts.). Makrenar und die Nonnen von Minsk.

1.

Es war Mitte Oktober 1846, kurze Zeit nach dem Abentheuer, welches Schang mit der Klapperschlange begegnet war, so erzählte jetzt der alte Pole weiter, sollten wir nur zu sehr die Bestätigung dessen erfahren, was wir in der Zeitung St. Louis gelesen hatten. Ich war gerade nicht in bester Stimmung. Das Wetter war trüb, die Atmosphäre rauchig und die Sonne verdunkelt, obgleich es warm, beinahe schwül war. Der sogenannte indianische Sommer hatte begonnen, der gewöhnlich 15 bis 20 Tage dauert. Es machte diese traurige Färbung der Natur jedesmal auch auf mein Gemüth einen wehmüthigen Eindruck. Schon der Gedanke, daß die bessere Jahreszeit bald vorüber sei, wäre Ursache genug gewesen. Doch sollte meine Einsamkeit einigermaßen unterbrochen werden. Als ich mich gerade wieder meinem gewohnten Brüten, das mich nie recht verließ, hingab, kam plötzlich der Nigger dahergerennt und unter allerlei wunderlichen Sprüngen und Grimassen rief er erfreut: ein Landsmann! ein Landsmann!

Gleich darauf trat ein langer, hagerer Mann mittlern Alters in mein Gemach. Er mußte sich unter der niedern Thüre ordentlich bücken. Sein Aussehen war gelblich-bleich und abgemagert, sein Auge matt und glanzlos, sein Gang schleppend, als ob er erst vom Fieber aufgestanden sei. Das Elend schaute aus allen seinen Zügen, seine griechische Mütze, sein langer, jetzt aber ziemlich verwilderter Bart und sein abgetragener Talar ließ mich gleich den Priester des unirten griechischen Ritus in ihm erkennen. Seine polnischen Stiefel waren zerrissen und die blutigen Zehen schauten heraus. Indem er sich bemühte mir die Hand zu reichen, sank er ermattet auf die Bank nieder, die sich an der Wand hinzog. Um Vergebung, stöhnte er: Ein Basilianer aus Litthauen, im Augenblick ganz entkräftet.

Ohne mich lange in Unterredung und Fragen einzulassen, drückte ich ihm nur die Hand, langte ein Glas Wiskey, um seinen Gaumen zu erquicken, und einen Bissen Brod von Türkenkorn.

Gottlob, sagte er endlich, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, ich glaubte St. Vincent nicht mehr zu erreichen. In St. Louis erfuhr ich, daß ein polnischer Priester hier sei. Sogleich suchte ich einen Platz auf einem Dampfer zu erhalten, der aufwärts nach Cincinnati fuhr. Es gelang mir, aber statt in der Nähe von St. Vincent zu halten, fuhr der Dampfer bis zu einer Station, wo er gewöhnlich Holz lud, unter dem Vorwand, es sei von da nicht mehr weit. Niemand konnte mir sagen, wo St. Vincent liege, bis ich endlich einen alten Trapper antraf. Gelegenheit zur Rückfahrt fand ich gerade keine und so mußte ich denn den Weg durch den Urwald suchen, längs dem Ufer des Missisippi, bald im Schlamme schier versinkend, bald im Gestrüppe und durch's Gewinde der riesigen Schlingpflanzen eine Bahn brechend, Moräste durchwatend und über Felsblöcke kletternd. Ich hatte keinen Trunk als halbverfaultes Wasser und nährte mich von den eßbaren Beeren, die zum Glück diese Wälder so reichlich bieten; schon zwei Nächte brachte ich im Freien zu, immer in Gefahr, von den Bestien des Waldes zerrissen zu werden. Endlich fand ich eine Holzhauerhütte, allein die armen Leute hatten kaum etwas, mich zu erquicken. Doch geleitete mich der Holzhacker, über mein Elend gerührt, wenigstens so weit, daß ich St. Vincent nicht mehr leicht fehlen konnte; also bitte ich nur um ein Ruhelager, bis ich mich wieder erholt habe. Ich bin die Strapazen sonst gewohnt und war schon längere Zeit bei einem der Stämme der Schawanner-Indianer, welche 70 Meilen westlich von St. Louis wohnen, aber so erschöpft war ich noch nie. Während er so redete, überfiel ihn der Frost. Er zitterte und schlotterte, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Es war das kalte Fieber, das später mit dem hitzigen wechselte, also das Wechselfieber. Ich brachte nun den Kranken sogleich in mein eigenes Bett; Schang machte ihm einen starken schwarzen Kaffee mit Wiskey und zum Glück hatte ich Chininapulver und Pillen genug in meiner Hausapotheke, daß ich den Doktor Antoin nicht brauchte.

Ich hatte jetzt einen Landsmann und einen Gast unerwartet bekommen, der voraussichtlich sobald nicht im Stand war, weiter zu gehen, wenn er auch gerne es gethan hätte.

Doch mit dem Fieber besserte es sich, wenn auch langsam; der Kranke erholte sich nach und nach und konnte wenigstens einige Stunden außer dem Bett zubringen, wo er mir alsdann seine Schicksale und Irrfahrten erzählte.

Auch an ihm hatte sich ein Stück der polnischen Geschichte abgespielt.

Begreiflicherweise hatte die Ankunft eines zweiten polnischen Priesters in der kleinen Colonie St. Vincent viel Aufsehen erregt. Alles wollte den fremden Priester sehen und aus seinem Munde hören, ob denn wirklich in Polen die katholische Religion so gräulich verfolgt werde; namentlich waren es der Hotelbesitzer Schorsch und der alte Corporal, sowie der Krämer Antoin, welche ihn mit Fragen bestürmten.

Allein schon der Anblick dieses Marterbildes hätte sie überzeugen können.

Eines Tages, da trotz des Spätherbstes die Sonne wieder einmal ausnahmsweise hell und warm vom Himmel strahlte und die falben Blätter der Wipfel der mächtigen Bäume des Urwaldes vergoldete, saß der gute Josaphat, wie der Basilianer sich nannte, gerade vor dem Blockhaus auf einer Bank, um wieder einmal in der frischen Luft und Sonnenwärme sich zu erquicken. Da drängte sich bald eine kleine Gesellschaft um ihn. Schorsch erzählte, was er Alles in der Zeitung von St. Louis über das unglückliche Polen gelesen habe.

O! es ist dies nur ein Schatten der Wirklichkeit, erwiderte in traurigem Tone der Basilianer, denn die russische Regierung sorgt, daß nicht einmal der hundertste Theil der Wahrheit über die Grenze ertönt. Rußland begnügte sich nicht damit, die Kirchen-Verfassung anzugreifen, es griff selbst in den katholischen Gottesdienst ein und suchte die Verkündigung des Wortes Gottes und die Spendung der Sakramente zu verhindern.

Es wurde allen katholischen Geistlichen in Lithauen und Westrußland verboten, Christenlehre zu halten oder zu pre-

digen, ohne daß dem Kreishauptmann das Manuscript vorher vorgelegt wurde, damit er Unliebsames streiche. Monate lang wird die Predigt zurückgehalten und darf somit gar keine stattfinden. Erdreistet sich ein Pfarrer über die Freiheit der Kirche, über Menschenwürde, oder gar über den Papst zu predigen, so erhält er die Knute oder wird abgesetzt und nach Sibirien geschleppt. Andernfalls bestimmt der Kreishauptmann selbst das Thema, über welches im folgenden Jahre gepredigt werden muß und läßt öffentlich an die Kirchenthüre anschlagen, daß in diesem Jahre nur über die Weisheit, Güte, Milde, Gnade und Macht des Kaisers gepredigt werden darf bei Vermeidung der Schließung der Kirche.

In den Katechismus wurden neue Theile aufgenommen, die nicht katholisch sind. Der Unterricht handelt meistens davon, daß der gute Kaiser des heiligen Rußlands der höchste Herr ist; daß es kein größeres Gebot gibt, als dem Kaiser Gehorsam, Liebe und Steuern zu leisten und das größte Glück ein tapferer Soldat des Kaisers zu sein; überhaupt daß man fleißig arbeite, pünktlich Steuern zahle und blind dem Kaiser gehorche, wenn man in den Himmel kommen will.

Man hat also einen förmlichen Staatskatechismus und in einem einzigen Ukas sind 195 Verbote, was nicht gelehrt oder geübt werden darf, wenn man nicht nach Sibirien wandern oder seine Familienrechte verlieren will.

Entsetzlich! riefen Alle aus.

Aehnlich machte es auch Napoleon der Große, sagte S c h o r s c h, doch so weit hat er es nicht getrieben. Es wäre eigentlich zum Lachen, wenn man sieht, wie die Tyrannen auf ihren Thronen zittern, da man sie in der Fülle ihrer Macht wähnt.

Laßt doch den Napoleon aus dem Spiel, entgegnete scharf der alte C o r p o r a l, und während der Basilianer, vor Schwäche und Traurigkeit angegriffen, ein wenig ausruhte, eiferten der H o t e l b e s i t z e r und P i e r r e sich in die Hitze.

Endlich fuhr J o s a p h a t weiter:

Ebenso brutal griff die russische Regierung in die übrigen gottesdienstlichen Handlungen.

Den katholischen Geistlichen wurde verboten: Kinder aus gemischten Ehen zu taufen. Alle Ehen mit russischen Staats-

Katholiken sind ungültig, wenn sie nicht von einem russischen Popen eingesegnet werden und alle Kinder aus solchen Ehen müssen russisch-gläubig erzogen werden.

Wer jemals eine russisch-katholische Kirche betreten oder die Communion in russischer Weise empfangen hat, wird als russisch-gläubig angesehen und darf kein katholischer Priester ihm die heilige Communion mehr spenden, ebenso müssen dessen Kinder im kaiserlichen Staatsglauben erzogen werden. Ebenso, wenn Vater oder Mutter auf dem Sterbebette, wenn auch durch Ueberredung oder Gewalt, noch die russische Communion empfangen. Wenn ermittelt wird, daß eines der Voreltern, wenn es auch schon lange todt ist, der russischen Kirche jemals angehörte, so wird die Familie als staatsgläubig angesehen.

Katholische Geistliche, welche Jemanden zum katholischen Glauben bekehren, werden den priesterlichen Gerichtshöfen zur Bestrafung übergeben; dagegen den Popen, welche Jemanden zum Abfall bringen, Geld und Auszeichnung ertheilt. Wer von der russischen Kirche zur katholischen übergeht, dessen Vermögen wird confiscirt; er selber wird in ein Kloster gesperrt, bis er wieder zur russischen Kirche zurückkehrt; dagegen werden die Abtrünnigen belohnt und wurden selbst Verbrechern die Strafe geschenkt, wenn sie orthodox, d. h. russisch-rechtgläubig wurden; wird ein katholischer Pfarrer abgesetzt, so darf kein anderer in dessen Pfarrei geistlichen Beistand leisten.

So weit erzählte der Basilianer.

Ich konnte solch' gräuliche Gewissens-Tyrannei nicht mehr ruhig anhören; das Blut stockte mir beinahe in den Adern, mein Herz zitterte vor Wuth und innerlichem Schmerz. Ich sprang auf und wollte nichts mehr hören, krampfhaft ballte sich meine Faust.

Der würdige Ordensmann aber blieb ganz ruhig und gelassen, nur eine Thräne entquoll seinem Auge.

Gott hat diese schauerliche Verfolgung zugelassen. Ergeben wir uns in Gottes heiligen Willen, der auch dieses furchtbare Uebel zum Besten unseres unglücklichen Vaterlandes wenden kann, hat doch das Martyrium stets der heiligen Kirche genützt und an Martyrern fehlte es wahrlich nicht; doch dieses Alles ist erst der Anfang der Gräuel.

Hört! Hört! riefen Alle in banger Erwartung. O erzählet, hochwürdiger Vater, ob man die satanische Bosheit noch weiter treiben kann?

Für heute fühle ich mich zu schwach, erwiderte Josaphat. So meine Gesundheit es zuläßt, will ich euch nächstens weiter erzählen.

Damit erhob er sich und ich führte ihn am Arme in die Pfarrwohnung zurück. Die Männer aber sprachen und gestikulirten noch länger lebhaft über das Gehörte vor dem Blockhause, ehe sie von einander schieden.

2.

An einem der nächstfolgenden Tage jährte es sich wieder, daß unsere kleine Kapelle eingeweiht worden war und es stand somit für die Colonie und ganze Umgebung ein großes Fest bevor, was man sonst Kirchweihe nennt. Unter einer mächtigen Sykomore oder Platane, welche als die Königin der Wälder des Westens, hoch emporstrebte und ihre großen mit glatter, weißer Rinde bedeckten Seitenäste weit ausbreitend, ihre zahlreichen Arme mit den Aesten und Zweigen anderer Waldbäume durchflocht und gleichsam einen hohen, grünen Blätterdom bildete, wurde für diesmal der Altar zur Darbringung des heiligen Opfers errichtet, denn für diesen Tag hätte die Kapelle nicht den zehnten Theil der Gläubigen zu fassen vermögen. Meilenweit von den Ufern des Mississippi, aus den finsteren Gründen des Hinterwaldes und von den Ansiedlungen am Rande der Prairien, jener ungeheueren Wiesenflächen, die hier mit dem Urwald abwechseln, kamen heute die Leute herbeigeströmt und campirten in Hütten, die man aus grünen Baumzweigen errichtet hatte, ihren Lebensbedarf mit sich bringend. Es war ein heiteres Gewimmel auf dem Kapellenplatz und wechselseitiges Begrüßen von Leuten, von denen manche seit vorigem Jahre an diesem Tage einander sich nicht mehr gesehen hatten. Der Altar war mit jenen schönen, großen, gelben Prairieblumen geschmückt, welche unseren Sonnenblumen gleichen und im Herbst den natürlichen Wiesen ein solch' glänzend-gelbes Colorit verleihen, daß das Auge eine unermeßliche, gold-

strahlende Fläche vor sich zu erblicken glaubt, während sie im Frühjahr in bläulicher Purpurfarbe, im Sommer aber in Roth mit Gelb schimmern und einen lieblichen Duft verbreiten.

Es war ein herrlicher Herbsttag. Noch nie hat das Festgeläute von einem hohen Münster herab vielleicht so freudig in die Herzen der Menschen hineingeklungen, als heute der Silberton unseres einfachen Glöckleins von der armen Kapelle im düstern Grunde des Urwaldes. Und wenn auch keine Orgel mit ihrem mächtigen Tönen in die Ohren rauschte und wie auf Schwingen die Herzen der Andächtigen zum Himmel hob, so nahm sich der Gesang zarter Mädchen während des Gottesdienstes desto rührender in dieser tiefen Wald-Einsamkeit aus und die Lüfte, welche durch die Wipfel der Platanen, der Ahornbäume und hundertjährigen Linden säuselten, schienen mit geheimnißvollen Accorden ihn zu begleiten.

Pater Josaphat fühlte sich so bei Kräften, daß er eine kurze Ansprache halten konnte. Er schilderte mit wenigen Worten das hohe Glück, daß die Ansiedler hier im fernen Amerika, wenn auch in tiefster Armuth und unter dem hellen Himmel, wenigstens frei ihren Glauben bekennen könnten, während in seinem unglücklichen Vaterlande die Katholiken, trotz ihren herrlichen Kirchen, den Denkmälern einer bessern Zeit, auf's grausamste verfolgt würden; Thränen rollten über seine Wangen und die Stimme versagte ihm; da brachen auch die Zuhörer in lautes Schluchzen aus und die rauhesten Männer waren tief gerührt. Alle wollten nach beendigtem Gottesdienst dem fremden Priester die Hände drücken; alle gelobten künftig wieder eifriger in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu sein, auch mit ihren schwachen Mitteln so viel als möglich zur Zierde des Kirchleins und zur Lebensunterhaltung ihrer Priester beizutragen. Als aber Pater Josaphat die Versammelten aufforderte, für das unglückliche Polen zu beten, da weinten Alle überlaut und warfen sich um den Altar auf die Kniee, um die Fürbitte und den Schutz Mariä über das unglückliche Land herabzuflehen.

Es war dies ein schöner Tag, ein Tag des Trostes für

den Missionär unter so vielfachen Mühen und Entbehrungen.

Die Wäldler und Prairie-Anwohner, welche nicht zu weit nach Hause hatten, machten sich noch am Nachmittag auf den Heimweg, nicht ohne herzlichen Abschied bei uns Missionären zu nehmen, indem sie für uns noch an Geschenken zurückließen, was ihre schwachen Kräfte vermochten. Manche aber blieben noch über Nacht, denn größere herumziehende Indianerhorden vom Missouri her wagten sich auf ihren Büffeljagden zuweilen wieder selbst in mehr bevölkerte Gebietstheile des Missisippi. Auf den Abend versammelten sich Etliche vor dem Blockhaus des Missionärs und wollten den fremden Pater erzählen hören. Pater Josaphat wiederholte theilweise, was er schon früher von den russischen Gewaltthätigkeiten gegen die polnischen Katholiken erzählt hatte, alsdann fuhr er fort:

Es überfällt mich ein Schauder, wenn ich euch erzählen soll, welche Mittel die russische Regierung schon seit einer Reihe von Jahren anwendete, um die Katholiken und zwar vorerst die unirten mit der russischen, angeblich rechtgläubigen, kaiserlichen Kirche zu vereinigen, d. h. sie um ihren wahren katholischen Glauben zu bringen: List, Verführung, Versprechen, Branntwein, Knute und Gewalt, Alles muß helfen.

Die ersten Schritte waren noch schüchtern und unbedeutend. Man befahl z. B. den Unirten in ihren Kirchen Gebete für den Czar und seine Familie zu singen, dann wollte man sie zwingen, die Glocken so zu läuten, daß der Klöppel nur auf einer Seite anschlug, wie bei den Russen. Als sich die Katholiken diesen Neuerungen widersetzten, entstand die schrecklichste Verfolgung. Im Jahre 1833 sandte man einen neuen Statthalter, Namens Schröder, einen Protestanten, der mit einer Russin verheirathet war, nach Lithauen. Dieser begann nun das Werk der Bekehrung. Die unglücklichen Jahre 1833 und 1834 veranlaßten eine Hungersnoth in Weißrußland, einer ehemaligen polnischen Provinz. Die Popen benützten nun das Elend des Volkes und boten jedem Einzelnen, der seinen Uebertritt zum Schisma unterzeichnen würde, wenn auch nur, falls er nicht schreiben konnte, in Form von dreien Kreuzen, einen halben

Sack Mehl monatlich. Sobald aber der Abfall unterschrieben war, dachten die Popen nicht mehr an die Mehllieferung. Die Bauern wollten also auch von dem Abfall nichts wissen, da wurden sie eingezogen, in's Gefängniß gesteckt, in Ketten gelegt und gepeitscht, bis sie ihre Zustimmung wieder gaben. Schröder schickte Staatsbeamte auf die Kronländereien und ließ den Leibeigenen versprechen, sie sollten frei sein, wenn sie zum Schisma übergiengen. Das Volk ließ sich vielfach durch die Hoffnung auf die verheißene Freiheit verführen, allein diese Freiheit dauerte nur 10 bis 14 Tage und schmiedete man die Leute wieder in das alte Joch. Da sich dieselben widersetzten, so bestrafte man sie auf das unmenschlichste. Beamte, Protopopen (Erzpriester) und Gensdarmen kamen an Ort und Stelle und peitschten ganze Bevölkerungen durch. Der Protopope Paul peitschte mit eigener Hand die Bewohner eines Dorfes mit der Knute und verschonte selbst Greise nicht. Doch die Strafe Gottes ereilte ihn. Vom Schlag getroffen hauchte er am folgenden Tage seine Seele aus.

Ihr könnet Euch das Elend vorstellen, wenn ich sage, die Gefängnisse in Witebsk waren so angefüllt, daß man für neue Opfer keinen Platz mehr hatte. Die Gefangenen erhielten nichts, als Brod und Wasser. Um zu sparen, wollte man die Hartnäckigsten endlich frei lassen und ihnen die Fesseln abnehmen, allein sie betheuerten, lieber eingekerkert zu bleiben, als zu ihren Weibern und Kindern zurückzukehren, denn weil sie anfangs den Glauben verleugnet hätten, so seien sie jetzt doch nur verachtet und werde man ihnen das Brod verweigern. Schröder suchte sie zu beruhigen. O nein! sagten sie, unsere Seelen werden vom Teufel geholt werden, denn das ist das Ende der Abtrünnigen. Doch man blieb nicht einmal hierbei stehen. Militärpatrouillen durchzogen die Dörfer, man versammelte eine kleine Anzahl eingeschüchterter Bauern und zwingt sie zur Unterschrift für die herrschende Religion, alsdann kündigte man allen Dorf- und Pfarreibewohnern an, daß sie sich zur herrschenden Religion bekennen müssen; oder man versammelte alle Dorfbewohner und setzte sie aldann, ohne Rücksicht auf alle ihre Protestationen, einfach unter die Zahl

der Russisch-Gläubigen, verjagte den alten Pfarrer oder schleppte ihn nach Sibirien und verwandelte die unirte Kirche in eine russische.

In anderen Fällen, wenn die katholische Gemeinde durchaus in der Treue gegen ihren Glauben beharrte, verjagte man wenigstens den Priester, schloß die Pfarr- und Filialkirchen zu und versiegelte sie.

So wurden immer mehr die guten Leute in's Schisma getrieben. Die arme ländliche Bevölkerung wurde mit Vertreibung und vollständiger Zerstörung ihres Besitzthums bedroht, die wohlhabenden katholischen Bauern mit Einquartirungen und außerordentlichen Steuern belastet, immer mehr katholische Kirchen weggenommen und in russische verwandelt oder gesperrt und immer mehr Geistliche deportirt.

Im Jahre 1839 giengen sogar einige treulose Bischöfe zum Schisma über und jetzt kannte die Verfolgung keine Grenzen mehr; die abgefallenen schismatischen, nunmehr kaiserlichen Staatsbischöfe bemächtigten sich mit militärischer Hilfe der Kirchen; die armen unirten Priester, welche treu blieben, verbannte man in entfernte russische Klöster, dort mußten sie als Holzhauer und Wasserträger die härtesten und schimpflichsten Arbeiten verrichten; man bereitete ihnen so viele Qualen, daß viele dieser Unglücklichen, zu schwach gegen so lange Leiden zu kämpfen, zum Schisma übertraten. Der abgefallene Bischof Joseph Siemasco und andere Judasse verfertigten ein Synodal-Institut, wornach die Katholiken, los von Rom, ganz wie die Russisch-Gläubigen regiert werden sollten und mehr als 1300 Priester wurden gezwungen, dasselbe zu unterschreiben. Ja man zwang sie, Adressen an den Czaren zu richten, worin sie selber um die Gnade baten, staatsgläubig werden zu dürfen, als ob sie aus freien Stücken handelten. Deßgleichen sammelte man solche Unterschriften in allen Gemeinden. Alles durch Lug, Trug, Einschüchterung und Zwang. Man durfte gar nicht mehr von einer unirt-katholischen Kirche reden, denn, so sagte man, dieselbe sei jetzt mit der russisch-griechischen vereinigt. Der russisch-griechische Kaiserliche und der seitherige unirte Katholische sei ein und derselbe.

Auf diese Weise riß man allein im Jahre 1840 über

2,000,000 Katholiken mit 1300 Pfarreien von der römisch-katholischen Kirche los, sammt Kirchen, Schulen und Klöstern.

Ja, es ist entsetzlich, nur daran zu denken! Dabei hatte man die Unverschämtheit, in Petersburg eine Medaille prägen zu lassen mit der Inschrift: Die Liebe hat sie mit uns vereinigt.

Welch' teuflischer Hohn!

Alle entsetzten sich gleichmäßig.

Da wollen wir, riefen Alle, doch noch lieber in dieser fernen Wildniß unter Alligatoren und Jaguaren (kanadischen Panthern) und bei den Prairie-Wölfen leben, als unter diesen Scheusalen von Menschen.

Was hat denn der Czar oder Kaiser dazu gesagt? warf Schorsch, der Hotelbesitzer, dazwischen ein. Ist denn keine Gerechtigkeit bei ihm zu finden?

Was sagt er? Einmal ist ein russisches Sprichwort: Hoch ist der Himmel und weit weg der Czar, so jammert der russische Leibeigene, wenn er unter der Knute des Kosaken seufzt, denn er fühlt nur zu tief, daß Gott den gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht so bald unterbrechen werde, um das ihm angethane Unrecht zu rächen, und ebenso weiß er, daß er nicht tausende von Meilen durchwandern kann, um seine Klagen vor den Thron des Czaren zu bringen. Ebenso fühlt er nur zu tief, daß, selbst wenn er an des Thrones Stufen niedersänke, es ungewiß wäre, ob das Auge des Gewaltigen auch nur einen Blick der Gnade auf seine leibeigene Seele werfe.

Uebrigens hat das Oberhaupt der Kirche schon oft mit Bitten und Flehen sich an den Kaiser vergebens gewendet und ihn bei seinem ewigen Heile beschworen. Der polnische Adel und die Pfarrgemeinden selber haben vergebens Vorstellungen beim Kaiser eingereicht, allein es wurde dies ihnen als Verbrechen angerechnet, indem man keine unirte Kirche mehr anerkenne. Sie bekamen dafür noch Schläge.

Schrecklich, unterbrach der alte Corporal, wenn man nicht einmal mehr bitten darf!

Im Gegentheil, fuhr Pater Josaphat weiter, der Czar zeichnete die wüthendsten Verfolger und die abgefallenen Bischöfe aus. Schröder erhielt eine jährliche Be-

soldung von 33,000 Rubel. Die Bischöfe wurden mit Brillanten und Orden geziert, und in seiner Wuth rief Kaiser Nikolaus gegen das unglückliche Polen aus, als er vernahm, daß es sich empört habe: „Je le roulerais!“ „Ich werde es zermalmen!“ und wahrhaftig, so viel an ihm liegt, hat er es bisher gethan, und sucht namentlich die katholische Religion mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Alle stießen ein Pfui! und ihren lebhaften Abscheu aus.

Aber, meinte Antoin, sind denn in jenen Gegenden alle Katholiken abgefallen?

O nein! erwiderte der Basilianer, trotz diesen unmenschlichen Bedrückungen sind noch Viele treu geblieben. So z. B. erschien in der Gemeinde Uschatz eine kaiserliche Commission und forderte die versammelten Bauern zur Annahme der russischen Religion auf; sie aber riefen einstimmig: Wir wollen in unserm Glauben sterben und nie und nimmer eine andere Religion annehmen. Da fing man an, ihnen die Haare auszureißen, sie bis auf's Blut auf die Zähne zu schlagen, Hiebe auf den Kopf zu geben und sie theilweise in's Gefängniß zu schleppen. Als man sah, daß dies Alles nicht zum Ziele führte, verbot man allen griechisch-unirten Priestern, sie Beicht zu hören, oder ihnen irgend eine geistliche Hilfe zu spenden. Sie aber sagten: Wir werden ohne Priester bleiben; unsere Gebete zu Haus verrichten; ohne Priester sterben und einander gegenseitig beichten, aber euern Glauben werden wir nicht annehmen, lieber für unsern Glauben das Leben lassen. Man spottete ihrer Thränen und ließ sie ohne Hirten, wie irrende Schafe.

Der Czar glaubte, sein Wort genüge, um den Glauben zu wechseln und das Gewissen zum Schweigen zu bringen. Indessen bleiben die russischen Kirchen, wohin die Popen vom Henker begleitet kommen, leer, obschon sie offen stehen. Das Volk schließt sich in die Häuser ein; da betet es mit Thränen und erstickt mit Seufzern den Schall der schismatischen Glocken, jenen Schall, der ihm die Vernichtung des Glaubens seiner Väter verkündet. Will man eine zum Gebet versammelte Bevölkerung sehen, so muß man des Nachts in die Dörfer gehen und an eine geschlossene Kirche treten, da wird man an ihren Thüren in der Finsterniß ganze

Familien auf den Knieen klagen hören. Ihre Thränen sind der Thau, der dem Aufgang der Morgenröthe vorangeht.

Trotz des blutigen Druckes ist dennoch das Volk dem alten Glauben treu geblieben, und trotz dem Schrecken vor den angedrohten Strafen fährt immer noch der Bauer verkleidet mit einem verborgenen Täufling meilenweit zum katholischen Priester. Immer noch macht er heimlich Tage lange Reiserouten, um einem katholischen Priester verstohlen beichten zu können, weil er die Sakramente öffentlich in der katholischen Kirche nicht empfangen darf und vom schismatischen Priester nicht empfangen will.

Da sind wir noch golden daran, unterbrach ein Hinterwäldler, der am weitesten zur Missionskapelle hatte, das Gespräch. Wahrhaft die armen Polen beschämen uns! Wenn wir auch weit haben und es uns manche Mühseligkeit macht, zur Missionsstation zu kommen, so sind wir doch freie Männer und brauchen uns vor blutigen Tyrannen nicht zu fürchten.

Ja! riefen Alle, Respekt vor den braven Polen. Dies Beispiel wirkt mehr als tausend Predigten und paßt heute ganz für unser Kirchweihfest. Der hochwürdige Vater hatte Recht, wenn er uns heute sagte, daß wir es nicht genug schätzen können, eine katholische Kirche unter uns zu haben und Gott frei dienen zu können.

Wir Missionäre aber waren bis zu Thränen gerührt. Ich selber aber war wie zermalmt von den schrecklichen Nachrichten aus unserm Vaterland.

Ihr werdet jetzt begreifen, schloß Josaphat das Gespräch, wie ich in diese fernen Wälder gekommen bin. Der Orden des heil. Basilius, dem ich angehörte und der eine Hauptstütze der katholischen Religion war, wurde frevelhaft zersprengt, unsere Ordenspriester theilweise verbannt, theilweise in das Innere Rußlands in schismatische Klöster gesperrt, wo sie den Qualen unterliegen. Wer noch über die Grenzen fliehen konnte, floh, und so zog ich es ebenfalls vor, lieber unter die wilden Stämme Amerika's zu gehen und bei Kannibalen zu hausen, als dem russischen Bären in die Tatze zu fallen. Heute aber bin ich gottlob bei einem lieben Landsmann und Amtsbruder, der mich freundlich aufnahm, und

bei braven Christen, die mich durch ihre Andacht mitten im Urwald erfreut haben. Gott wird weiter sorgen. Alle hatten Thränen in den Augen und reichten gerührt dem Pater Josaphat die Hand. Bleiben Sie bei uns, riefen Alle. Sie finden Arbeit genug und für Sie beide, ehrwürdige Väter, wollen wir sorgen, daß es Ihnen an nichts Nothwendigem gebricht, ja wahrhaftig, riefen die Hinterwäldler, so wahr wir freie Amerikaner sind und unsere Büchsen zu führen wissen! Sie sollen keine Noth leiden. Damit trennte sich für diesen Abend die Gesellschaft; die Hinterwäldler aber, besonders herzlich, um mit Tagesanbruch sich in ihren fernen Wohnsitz auf den Weg zu machen.

3.

Auch die Frauen der Colonie hätten schon längst gerne den fremden Pater von seinen und seines Vaterlandes Schicksalen reden gehört. Besonderes Interesse zeigte Madeleine, die Frau des Hotelbesitzers und einige andere Nachbarinnen. Madeleine war eine brave Katholikin und erwies den Missionären immer viel Gutes. Besonders hatte sie sich auch gleich des fremden Priesters angenommen und gesorgt, daß er wieder zu Leibwaich kam und ganze Strümpfe und Schuhe erhielt, um ehrbar erscheinen zu können, denn es fehlte ihm überall.

Josaphat war ihr deßhalb sehr zum Dank verpflichtet, so wie den übrigen Frauen, die ihr Schärflein beitrugen. Schon längst hatte er denselben versprochen, er wolle ihnen eine merkwürdige Geschichte aus der polnischen Religionsverfolgung erzählen, nämlich die Geschichte der Abtissin der Basilianer-Nonnen von Minsk, der Makrena Mieczyslaweska. So groß auch die Neugierde der Frauen war, so wollte es sich doch bisher nie recht schicken. Endlich an einem Sonntag Nachmittags, da so eben der Rosenkranz beendigt war, versammelten sich unerwartet vor dem Blockhaus der Missionäre eine Anzahl derselben, Madeleine an der Spitze, und drangen in Pater Josaphat ihnen doch diese längst versprochene Geschichte einmal zu erzählen.

Josaphat, ohnehin heute etwas traurig gestimmt, war

schwer zu bewegen. Die Geschichte der Makrena ist so schrecklich, entschuldigte er sich, daß sie alle meine Nerven aufregt und für mich um so schmerzlicher, weil sie Nonnen betrifft, welche dem nämlichen Orden des heil. Basilius angehörten, dessen Mitglied ich selber war, dennoch will ich mein Versprechen halten, so schwer mir heute auch die Erinnerung an diese Schrecknisse fällt. So ist es recht, rief Madeleine erfreut und im Nu hatten sich die Frauen, wie es sich traf um den Basilianer placirt und waren in großer Spannung. Mir selbst war die Geschichte auch noch etwas Neues, deßhalb horchte auch ich mit Aufmerksamkeit zu.

Pater Josaphat aber hob an zu erzählen.

Im Jahre 1838 stund dem Kloster der Basilianerinnen zu Minsk in Lithauen Makrena Mieczyslaweska als Abtissin vor. Sie war eine Frau von 35 Jahren, mit edlen schönen Zügen, von majestätischem Wuchse und freundlichem liebenswürdigem Charakter, und war von allen Nonnen des Klosters als gemeinschaftliche Mutter innig geliebt. Um die nämliche Zeit war ihr früherer Bischof und Seelenhirte Siemaszko mehr aus Ehrsucht, als aus Schwäche vom katholischeu Glauben abgefallen und zur russischen Kirche übergetreten und verwaltete jetzt das bischöfliche Amt im Namen des Kaisers als schismatisch-griechischer Bischof. Sein Hauptgeschäft war jetzt die katholischen Kirchen zu schließen und zu versiegeln, den katholischen Gottesdienst zu unterdrücken, und die mit der römischen katholischen Kirche verbundenen Griechen dem katholischen Glauben abtrünnig zu machen. Daher forderte er namentlich auch die Klöster seines ehemaligen Bisthums auf, dieselben sollten zur russischen Kirche übertreten.

Dreimal hatte Siemaszko schon die Abtissin Makrena schriftlich aufgefordert, sie sollte mit ihrem Kloster dem römisch-katholischen Glauben entsagen, allein eine einfache Weigerung war die einzige Antwort der polnischen Nonnen.

Endlich kam Siemaszko selber in das Kloster.

Die erste Frage war: warum habt ihr das Schriftstück nicht unterzeichnet, welches ich euch zugeschickt habe?

Makrena antwortete ruhig und fest: weil ich in diesem Schreiben schändliche Lügen entdeckt habe.

Was soll dies heißen, höllische Schlange, und wer gibt dir das Recht so mit mir zu sprechen, rief Siemaszko, zähneknirschend. Weißt du zu wem du sprichst?

„Zu einem Abtrünnigen.“

Erinnerst du dich nicht, daß ich euer Bischof gewesen bin, euer Hirt und daß ich jetzt noch mehr, als ein Bischof bin?

„Ja es ist wahr,“ erwiderte Makrena, „du bist unser Hirt gewesen, aber gegenwärtig bist du ein Wolf, der seine Heerde zerfleischt.“

Siemaszko wurde noch wüthender. Als er denselben Muth bei allen Schwestern sah, schrie er auf: Halte ein und werde wiederum das, was du immer gewesen bist. Ich habe dich immer gut und mild wie ein Engel gekannt, aber jetzt kommst du mir wie ein Dämon vor. So lange du ein Engel gewesen bist, hab' ich dich immer wie einen Engel behandelt. Seitdem du aber ein Dämon geworden bist, behandle ich dich so, wie man einen Dämon behandeln muß.

Ich verzeihe dir, fuhr der abtrünnige Bischof fort, in Rücksicht auf die Güte des Kaisers, der euch drei Monate Bedenkzeit geben will. Wenn ihr die Wahrheit erkennet, werdet ihr in dem Genusse euerer Güter bleiben, und die Gnade Seiner Majestät des Kaisers erwerben; wenn ihr aber bei euerer Widersetzlichkeit beharren werdet, so kündige ich euch das Schrecklichste an, was ihr euch immer vorstellen könnet.

„Unter dem Schrecklichsten wählen wir das Schlimmste, damit wir um so mehr leiden, aber nimmer werden wir unseren heiligen, katholischen, apostolischen und römischen Glauben verläugnen.“

Das ist schön, rief Madeleine und alle Frauen wie aus einem Munde. Ja wohl, fuhr Josaphat weiter, aber so etwas ist gleich gesagt; den Worten muß auch die That entsprechen, wie es hier der Fall war, dies geht schon weniger leicht. Doch hört nur weiter:

Kaum waren drei Tage verflossen, so drang Siemaszko begleitet von dem Gouverneuer von Minsk und einer Rotte

Soldaten Morgens fünf Uhr abermals in das Kloster ein, wo die Nonnen gerade um ihre Oberin versammelt waren. Auf Befehl seiner Majestät hatte ich euch drei Monate zugestanden, aber ich komme schon am dritten Tag. Das Uebel könnte sich verschlimmern. Nehmet also den letzten Augenblick der Freiheit, welcher euch noch vergönnt ist, wahr. Ihr seid noch frei zu wählen zwischen euerem Besitzthum, welchem die Großherzigkeit des Kaisers noch neues hinzuzufügen bereit ist, wenn ihr zur Religion übertretet, welche er selbst bekennt, und zwischen den Zwangsarbeiten und Sibirien, wenn ihr bei euerer Weigerung verharret.

„Von diesen zwei Dingen wählen wir das beste," riefen die Nonnen: „Die Zwangsarbeiten und hundert Sibirien sind uns lieber, als daß wir Jesum Christum und seinen Stellvertreter verlassen."

Wartet nur, erwiderte der Bischof, wenn ich euch durch Ruthenhiebe die Haut, worin ihr geboren seid, abgerissen habe, und eine andere Haut euere Gebeine bedecken wird, dann werdet ihr schon geschmeidiger sein.

Alle Schwestern stießen einen Schrei des Entsetzens aus. Schwester Wawrzecka aber sagte: „Ziehe ab unsere Haut, reiße weg unser Fleisch, aber wir werden Jesu Christo und seinem Stellvertreter treu bleiben."

Wüthend vor Zorn schrie nun der Bischof gegen Makrena: Du polnisches Hundeblut! Du Warschauer Hundeblut! Ich werde dir die Zunge herausreißen!

Die Soldaten erhielten nun den Befehl die Nonnen aus dem Kloster zu jagen. Als sie an dem Thore angekommen waren, warf sich Makrena zu den Füßen des Gouverneurs und bat um die Erlaubniß zum letztenmal in ihrer Kirche beten zu dürfen. Der abtrünnige Bischof wollte sich widersetzen; aber der Gouverneur, von Mitleid bewegt, gab seine Einwilligung. Alle fünfunddreißig Nonnen stürzten sich weinend in die Kirche, warfen sich vor dem heiligen Sacramente nieder und beschworen den Herrn in dieser fürchterlichen Prüfung ihr Schutz und Schirm zu sein. Bald aber erhielten die Soldaten den Befehl, die Nonnen aus der Kirche zu treiben. Es erhoben sich jedoch nur vierunddreißig, die fünfunddreißigste war vor dem heiligen Sacra-

mente todt geblieben; ihr Herz war gebrochen vor Liebe und vor Schmerz. Es war Rosalia Lanszecka; sie war seit dreißig Jahren Nonne und siebenundfünfzig Jahre alt.

Makrena durfte noch ein hölzernes Kreuz mitnehmen, dessen man sich bei Prozessionen bediente; sie nahm es auf ihre Schultern und trug es ihren Schwestern voraus, um ihren Muth durch die Betrachtung des Leidens des Gottmenschen zu stärken. In diesem Augenblicke wachten die Waisenkinder und jungen Zöglinge des Klosters plötzlich vor Schrecken auf und als sie sahen, wie die Nonnen von den Soldaten fortgeschleppt wurden, liefen sie ihnen nach und riefen: „Ach, man schleppt unsere Mütter fort!“ Durch das Geschrei der Kinder erwachten die Bewohner der Stadt, und die Muthigsten folgten den jungen Mädchen bis zu dem Wirthshaus von Wigodka, eine Meile von Minsk entfernt. Dort band man die Nonnen zwei und zwei zusammen, legte ihnen eiserne Fesseln an, wie den gemeinsten Verbrechern und jagte mit Kolbenstößen die Zöglinge und Verwandten zurück. Von Bajonetten umringt, konnten sie ihren lieben guten Kindern und Getreuen nur Thränen nachweinen.

Nunmehr begann eine Reise von Leiden begleitet, die man kaum beschreiben kann.

Obgleich viele der Nonnen wegen zu großer Anstrengung aus Mund und Nase bluteten, mußten sie doch im angestrengten Marsch weiter reisen. Auf den schlechtesten Wegen mit Ketten beladen, trieb man sie täglich fünfzehn Stunden weit. Diejenigen, welche dahin sanken, stieß man mit verdoppelten Kolbenschlägen wieder auf.

Niemand durfte ihnen eine Erfrischung oder ein Almosen reichen. Nichts Gekochtes ließ man ihnen zukommen. Ein Stück grobes Brod war ihre einzige Nahrung.

Nach sieben Tagen eines gleichen Marsches kamen sie endlich nach Witebsk. Das Kreuz Jesu Christi, das ihre fromme Oberin trug, war ihre einzige Stärke und Stütze. Tag und Nacht trug sie dieses ihr theuere Kruzifix auf ihren Schultern. Ihr Haupt ruhte fortwährend auf den Füßen ihres Herrn und Heilandes, sie mit heißen Thränen benetzend.

Bei dieser Erzählung Josaphats fingen die guten Frauen

alle laut zu weinen an voll Mitleid mit diesen Opfern russischer Barbarei. Pater Josaphat aber sagte: Wollte man über alle Gräuelthaten Rußlands weinen, das Meer könnte nicht genug Wasser reichen, wenn es voll Thränen wäre. Doch ist dies Alles erst der Anfang der Leiden dieser heldenmüthigen Martyrinnen.

4.

In Witebsk, fuhr Josaphat weiter, wurden die Basilianerinnen in ein Kloster gesperrt, welches sechs Monat vorher katholischen Jungfrauen genommen worden war und das jetzt einer Art schismatischer Nonnen — Czernicen genannt — zum Aufenthalt diente. Diese Czernicen waren ordinäre Weiber und Wittwen russischer Soldaten, welche weder beteten, noch arbeiteten. Ihre Tage brachten sie damit zu, schändliche Lieder zu singen und einander zu beschimpfen. Sie schlugen sich täglich bis auf's Blut und schleppten sich an den Haaren. Sie soffen miteinander Brantwein, bis sie berauscht waren. Diese täglichen Schandgelage endigten gewöhnlich mit Gesängen und Hurrah's zu Ehren des Kaiser Nikolaus. Auf solche Weise entledigten sich die Czernicen ihrer Verpflichtung, für den Kaiser zu beten. Als Entgelt dafür erhalten sie monatlich sieben Silberrubel für ihre Unterhaltung.

Diese Czerniceu erhielten den Auftrag, die polnischen Basilianer-Nonnen zu zwingen, zur schismatischen Kirche überzutreten und die Unglücklichen vollführten ihren Auftrag mit der nichtswürdigsten Barbarei und überhäuften ihre Opfer mit Schmähungen und Schlägen. Schon am frühen Morgen mußten die katholischen Nonnen das ganze Haus kehren; sie hackten Holz, schöpften Wasser, zündeten Feuer an, um sechs Uhr gieng es an die Zwangsarbeit. Wie Lastthiere wurden zwei und zwei an die Schiebkarren gebunden um Steine herbei zu schleppen, während sie zur Nahrung nur Kräuter und rohe Wurzeln zu sich nahmen, die sie auf den Feldern fanden oder Brod, das ihnen mitleidige Bauern verabreichten. So gieng es den ganzen Tag. War endlich der Abend gekommen, dann harrten ihrer nur Mißhandlungen. Die

Czernicen suchten alle Mittel auf, um die Arbeit so beschwerlich, als möglich zu machen. Sie besudelten absichtlich die Küche, gossen das Wasser, welches sie brachten wieder aus, schalten und schlugen sie ohne Barmherzigkeit. Die Armen mußten dem Vieh abwarten. Nicht einmal im Winter war es ihnen gestattet, ihre erstarrten und verwundeten Glieder am Feuer zu erwärmen. Man schloß sie, ohne ihnen die eisernen Fesseln abzunehmen, in ein Gefängniß, worin sich nichts fand als ein wenig Stroh auf der bloßen Erde. Die heiligen Martyrinnen fanden dann im Gebet ihren einzigen Trost. „Wollen wir nur, was Gott will," sagte Makrena zu ihren Schwestern, „arbeiten wir mit all unseren Kräften und vergeben wir Denen, die uns dies Leid zufügen."

Eines Tages sahen die armen Jungfrauen den Pater Ignaz Michalowiez, ihren ehevorigen Caplan, einen Basilianer, auf sie zukommen. Er trug einen Bart und redete sie russisch an, und er, der früher in ihrer lieben polnischen Sprache zu ihnen gesprochen und sie zur Liebe Gottes und zur Treue gegen die katholische Kirche ermuntert hatte, forderte sie nun auf zur russischen Kirche überzutreten. Das war für sie Alle ein unendlicher Schmerz. Unter Thränen sagte ihm die Abtissin: „Sie waren unser Vater, Sie schützten unsere Seelen und jetzt wollen Sie, daß diese verloren gehen sollen? Wo sind Ihre guten Lehren und Beispiele?" Ignaz antwortete: Als ich euch über die Treue zur römisch-katholischen Kirche predigte, war ich thöricht, jetzt sind mir die Augen geöffnet; macht es wie ich. Abtrünniger! riefen ihm die Basilianerinnen mit Verachtung zu. Ich werde euch lebendig die Haut abziehen lassen, sagte Ignaz, wenn ihr zu gehorchen euch weigert.

Von diesem Augenblick an wurde eine neue Marter, die Geißelung, allen Grausamkeiten der Arbeit, des Hungers, der Kälte, der Schmach und Spottreden beigesellt.

Zweimal in der Woche erhielt jede Nonne fünfzig Ruthenstreiche und dennoch war der einzige Ruf, der ihren Lippen entschlüpfte, während das Blut von allen Seiten über ihren Körper rieselte: Jesus rette unsere Seelen durch dein Kreuz und deine Leiden! Ihre Haut hing in Fetzen herab und ihre Spur war mit Blut bezeichnet,

dennoch trieb man sie sofort nach der Geißelung, ohne ihnen einen Augenblick zu gönnen, an die Arbeit; brach eine oder die andere vor Schwäche zusammen, so richtete man sie mit Stockschlägen wieder auf. Eines Tages wurde Columbina Grosca gänzlich ohnmächtig, daß sie wie todt zu Boden lag. Ignaz sorgte durch Schläge dafür, daß sie wieder zu sich kam. Sie schleppte sich noch bis zu ihrem Schiebkarren, hauchte aber dort ihren Geist aus. Baptista Downow ward lebendig in einem großen Ofen verbrannt, in welchem die Czernicen sie eingeschlossen hatten. Nepomucena Grotowska wurde durch einen Stockschlag auf den Kopf getödtet. Noch einige junge Schwestern erlagen den Martern neuer Geißelungen.

An der Hoffnung verzweifelnd, den Widerstand dieser muthigen Jungfrauen beugen zu können, beschloß Ignaz sie einzeln in feuchte und dunkle Gefängnisse einzusperren. Man gab ihnen täglich nur ein halbes Pfund Kleienbrod und einen halben Schoppen Wasser. Als er ihren Muth durch Hunger gebrochen glaubte, kam er zu Makrena und sagte: Ihre Schwestern sind jetzt frei, sie trinken ihren Kafee und genießen alle Annehmlichkeiten des Lebens. Unterzeichnen Sie, wie jene, dieses Papier, meine liebe Tochter und Sie sollen wieder die Oberin ihres theuern Klosters werden. „Du lügst," rief Makrena entrüstet; „meine Schwestern haben Jesum Christum nicht verläugnet, kehr du wieder zu Jesu zurück, Elender!"

Einige Augenblicke nachher öffnete sich das Gefängniß, man führte die Oberin zu den Arbeiten und sie fand zu ihrer Freude alle ihre Schwestern, bei welchen Ignaz vergeblich die nämliche List angewendet hatte. Inzwischen kam Siemaszko selbst nach Witebsk, die Basilianer-Nonnen zum Uebertritt zu zwingen. Sie wurden abermals gegeißelt, und als sie sich auf der Schwelle des Hauses befanden, von Schlägen niedergedrückt und in Blut gebadet ergriff Makrena eine Axt, welche ein Arbeiter eben hatte fallen lassen, reichte sie dem abtrünnigen Bischof und sprach: „Du warst unser Seelenhirt, sei jetzt unser Henker, ergreife die tödtliche Waffe und lasse unsere Häupter in deinen Tempel rollen, denn lebendig werden wir dort niemals eintreten." Mit

geballter Faust schlug Siemaszko der Abtissin die Axt aus der Hand und mit einer solchen Gewalt in's Angesicht, daß er ihr einen Zahn ausbrach. „Hier, du Ungeheuer,“ sagte sie zu ihm, indem sie ihm den Zahn hinhielt, „befestige ihn, wenn du willst, mitten unter deinen Kleinodien, die deine Brust bedecken und für welche du deine Seele verkauft hast; das wird eine deiner würdigsten Zierden sein.“

Wahrhaft, sie hat mich gezüchtigt, rief Siemaszko, indem er in die Arme seiner Popen sank. Die Jungfrauen aber stimmten das „Te Deum“ an und giengen wieder zu ihren harten Arbeiten.

Siemaszko suchte Trost bei einem Saufgelage mit den Czernicen, welches die ganze Nacht dauerte. Ignaz war schier unaufhörlich im Rausch und trug immer eine Brantweinflasche in seinem Aermel. Eines Tages, als er von den Nonnen weggieng, glitt er aus, fiel mit dem Gesicht in eine Wasserlache und starb (1840). Die Verfolgung aber wurde nur noch grimmiger.

5.

Nach zwei Jahren ähnlicher Leiden im Herbst 1840, wurden die noch übrigen Nonnen von Minsk nach Polocks gebracht, wo sie noch andere ihres Ordens fanden; dort kamen sie unter die Gewalt des Erzpriesters Wierowkin, welcher täglich betrunken einen zusammengedrehten Strick in der Hand die Nonnen mißhandelte, so oft er ihnen begegnete. Mehrere waren in Folge einer Markerschütterung durch Schläge wahnsinnig geworden.

Von jetzt an wurden die katholischen Nonnen bei dem Baue eines Palastes verwendet, der für Siemaszko errichtet ward. Sie mußten Holz und Steine schleppen und den Mörtel bereiten. Siebenzehn Nonnen erlagen während dieses Baues in Folge ihrer Anstrengungen und Entbehrungen. Der abtrünnige Bischof besuchte sie von Neuem. Nehmet doch die Wohlthaten der griechischen Religion an, sagte er, denn ihr sehet, der Zorn des Himmels lastet auf euch und eine große Anzahl euerer Schwestern ist elend umgekommen. „Wir Alle sind bereit zu sterben, wie sie,“ antwortete Ma=

krena. Wie kannst du noch so zu sprechen wagen, sagte er, und gab ihr eine Ohrfeige. „Unser Herr und Heiland befiehlt uns auch die andere Wange hinzuhalten," antwortete die Oberin: „Hier ist sie, schlag' noch einmal, wenn du es wagst." Der Elende verdoppelte seine Gewalt und schlug sie mit solcher Wuth in's Gesicht, daß er ihr neun Zähne ausschlug. Darauf ließ er die Nonnen auf eine so fürchterliche Weise geißeln, daß abermals mehrere unter den Streichen erlagen. Auch hielt man die armen Bauern, die ihnen Brod hinwarfen, mehr von ihnen entfernt und ohne die Juden, welche die Popen mit Schonung behandelten, weil sie ihnen Geld schuldeten, wären die Martyrinnen vor Hunger umgekommen. Durch die Dazwischenkunft des russischen Generals, der die Militärmacht befehligte und an Ort und Stelle von Mitleid gerührt dem Henker die Geißel aus den Händen riß und drohte er werde ihn selber hängen lassen, wenn er noch weiter geißele, bekamen die Jungfrauen kurze Zeit Ruhe. Als aber der scheußliche Siemaszko zurückkehrte, war er wüthend, daß seine Befehle unausgeführt blieben. Er erdachte jetzt noch ein abscheulicheres Mittel seine Opfer zu martern und ihren Glaubensmuth zu brechen. Er schloß sie in ihr Gefängniß und forderte alle Leute des Klosters auf, sie zu entehren, ja er versprach Denen, welchen ein solches Verbrechen gelingen möchte, die Würde eines Erzpriesters. Das Gefängniß wurde von einer Rotte von betrunkenen und wilden Barbaren angefüllt, aber beschämt über ihre vergeblichen Grausamkeiten verließen sie endlich die jungfräulichen Martyrinnen und diese dankten Gott auf den Knieen, daß der Herr sie rein und unversehrt bewahrt hatte. Aber alle diese Jungfrauen waren entsetzlich zugerichtet.

Acht von ihnen waren die Augen ausgerannt, zwei waren todt und zwar zermalmt von den Absätzen der Stiefel, eine dritte starb während der folgenden Nacht. Der Mutter Makrena waren die Arme zerbissen, die Rippen gebrochen und der Kopf so zerschlagen, daß sie einen Theil der Hirnschale verlor, so daß es ein Wunder war, wie sie noch leben konnte.

Gott schien sie leben zu lassen, damit Gerichte und

Aerzte diese Abscheulichkeit sehen und die ungläubige und russenfreundliche Welt erkennen sollte, welch' Schicksal unserer wartet, wenn Rußland einmal über uns seine Knute schwingt.

Am andern Tage wurden die Todten begraben, die Nonnen, welche noch lebten, mußten wieder an die Zwangsarbeit; die Blinden mußten Strümpfe stricken und Leinwand zupfen.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr allen Zuhörern. Ich selber, sagte der alte Pole, war beinah' unfähig diese Greuelthaten weiter anzuhören, bei denen das Blut in den Adern stocken möchte.

Doch Josaphat sagte: Wir wollen diese Geschichte noch gar enden, damit wir das ganze Bild russischer Barbarei vor uns haben. Möge es dem Fluche der Nachwelt überliefert werden, so lange es noch civilisirte Menschen auf Erden gibt.

Im Frühjahr 1843, so fuhr der Pater fort, wurden die noch übrigen Basilianer-Nonnen plötzlich in den Hof gerufen. Man kettete sie zu zwei und zwei aneinander und ließ sie von Soldaten umgeben, fortmarschiren, ohne ihnen zu sagen, wohin sie geführt werden sollten. An den Ufern der Dwina angekommen, mußten sie eine Barke besteigen.

Der Pope, welcher den Zug anführte, wurde unruhig. Schwester Wawrzecka bemerkte es und fragte ihn: „Glauben Sie, daß wir uns in's Wasser stürzen wollen? Die Dwina ist nicht der Himmel, in welchen wir zu kommen hoffen.“ Nach einem zwölftägigen Marsche erreichten sie endlich Wiedzioly, eine kleine Stadt im Gouvernement Minsk. Sie wurden abermals unter die Gewalt von Czernicen gestellt, die ein altes Karmeliter-Kloster bewohnten.

Siemaszko besuchte sie auch an diesem Orte. Ihr habt eine große Anzahl euerer Gefährten verloren, sagte er anfangs mit Sanftmuth, euere Familien sind um euch in Verzweiflung, was nutzt es, euch den Befehlen unseres gnädigen Kaisers und mächtigen Herrn zu widersetzen? „Mein Gott, was bist du langmüthig und barmherzig,“ rief eine der Schwestern, „daß du eine solche Abtrünnigkeit so lange duldest?“ Jetzt kannte der Zorn Siemaszko's keine Grenzen mehr.

Ich werde wohl noch Mittel finden, euer polnisches Blut abzukühlen, rief er und befahl, daß man sie in den See werfe, der beim Kloster lag. Alle Schwestern, mit Ausnahme der Blinden, wurden in leinene Säcke gesteckt, die beiden Arme in einen einzigen Aermel, um ihre freie Bewegung zu hindern. Dann legte man ihnen dicke Stricke um den Hals, band das andere Ende derselben an kleine Barken, und der Pope, welcher das Ganze leitete, sagte zu ihnen: „Wenn ihr nicht unseren Glauben annehmet, werde ich euch, wie die jungen Hunde ersäufen.“ Sie aber antworteten: „Befolget nur die Befehle, die Euch gegeben sind! Man zog sie nun den Barken nach, die langsam fortbewegt wurden, indem jeder Henker an einem Seile eines der Opfer hinter sich her schleppte, bis ihnen das Wasser an die Brust reichte. Dann machten die Barken Halt und der Pope wiederholte seine Ermahnung, erhielt aber dieselbe Antwort; man ließ sie deßhalb bis zu einer tiefern Stelle ziehen. Jeweils näherten sich die Barken dem Ufer und es war den Schlachtopfern gestattet, einen Augenblick aufzuathmen; aber nur um sie dem Tode, auf den sie sich freuten und der ihnen ein lieber geworden wäre, zu entziehen und abermals ihre Todesqualen zu erneuern. Sie sollten alle Schrecknisse des Todes empfinden, aber sterben sollten sie nicht. So begann die Marter von neuem und immer von neuem.

Die am Ufer versammelten Juden entsetzten sich über dies Schauspiel; und als man endlich die Opfer, die in ihren nassen Säcken vor Kälte erstarrten, in's Gefängniß zurückführte, waren die Juden mitleidiger als die schismatischen Priester, sie brachten ihnen Nahrung. Diese Marter wurde an sechs Tagen sechsmal wiederholt. Mehrere Schwestern starben davon, alle, die am Leben blieben, zogen sich dadurch schwere Uebel zu.

So verflossen abermals zwei Jahre unter Entbehrungen, Martern und Todesschrecken, und nach Verlauf derselben waren von den fünfunddreißig Nonnen von Minsk, denen sich später noch dreißig andere beigesellt hatten, nur noch vier am Leben, Dank der Mildthätigkeit der Juden, welche ihnen zu essen gaben.

Im Monat April 1845 feierte der Erzpriester Skrypin seinen Namenstag und es wurden volle Brantweinfässer auf den Hof gebracht. Die Dienstleute des Hauses tranken so viel, daß sie sich vollständig berauschten. Die Nonnen merkten dies und schöpften Hoffnung, ihren Henkern entfliehen zu können.

Gegen Mitternacht stiegen sie aus dem Fenster ihres Gefängnisses in den Hof, der von einer hohen Mauer eingeschlossen war. Sie lehnten einen Baumstamm an die Mau.r und dieser diente ihnen als Leiter. Makrena stieg zuerst hinauf. Auf der Höhe angekommen, betrachtete sie einen Augenblick den tiefen Raum, der sie von der Erde trennte, flehte noch einmal den Herrn au, ihr in ihrem Unternehmen beizustehen, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprang hinab. Eine dichte Schneedecke, die während der Nacht gefallen war, schwächte den Fall und die Oberin nahm nicht den geringsten Schaden. Die Schwestern Eusebia und Clotilde hatten dasselbe Glück, aber es verflossen mehrere Minuten, bis die vierte auf der Höhe der Mauer erschien. Schon glaubten sie sich entdeckt, als sie die Schwester Irene ausrufen hörten: Gelobt sei unser Herr und Heiland! Sie fiel an der Seite ihrer Gefährtinnen nieder. Nachdem sie den Schnee abgeschüttelt hatten, der sie bedeckte, eilten die Flüchtigen in die Ruinen einer benachbarten Kapelle, riefen da den Beistand der heiligen Dreifaltigkeit und den Schutz der heiligen Jungfrau an, umarmten sich weinend und trennten sich, um den Nachforschungen der Polizei leichter entgehen zu können. Drei Monate irrte Makrena in den Wäldern Lithauens umher; ertrug Kälte, Hunger und Durst, entgieng aber den Nachforschungen und Verfolgungen, erreichte die preußische Grenze, durchzog Deutschland und Frankreich und kam endlich glücklich nach Rom. Hier lieferte sie auf Befehl des heiligen Vaters einen genauen Bericht von allen Leiden, die sie des Glaubens willen zu ertragen das Glück gehabt hatte. Die russische Gesandtschaft hat freilich den Bericht der Basilianer-Nonne Lüge genannt, allein zu dem Zeugniß ihrer zahllosen Wunden, von denen sie noch die Narben an sich trug und dem ihrer Tugenden, worin sie Allen voranleuchtete, fügte Gott sein eigenes Zeugniß,

indem mehrere Kranke, welche von den Aerzten als unheilbar aufgegeben waren, auf ihr Gebet Heilung fanden.

Dies ist die Geschichte der Basilianer-Nonnen von Minsk.

So habt ihr nun, meine Lieben, schloß der würdige Pater, den Heldenmuth der Nonnen von Minsk gehört, aber sie sollen allen Katholiken ein Beispiel sein, daß keiner sich in seinem katholischen Glauben beirren lasse, weder durch die Spöttereien der Un- und Irrgläubigen, noch durch die Schmeicheleien eines abtrünnigen Siemaszko oder Ignaz und anderer etwa abtrünnigr Bischöfe oder Priester, noch durch die Bedrückung und Grausamkeit mancher Großen dieser Erde, sondern daß wir uns alle glaubenstreu und glaubensmuthig bewähren im Kampfe wider das Böse, wie Makrena und ihre Kampfgenossinnen.

Damit stund Pater Josaphat auf. Die Frauen aber, voran Madelaine, konnten dem ehrwürdigen Priester nicht genug danken für diese merkwürdigen Mittheilungen und sprachen noch lange von nichts, als den glaubensmuthigen Jungfrauen.

Zehntes Kapitel.

Der Brand in der Prairie. Der alte Hausfreund. Treue bis in den Tod. Traurige Enthüllungen. Die Fahndung. Reb Mendel. In der Armuth. Die Entdeckung im Hinterhaus. Die falsche Schlange. Der Transport der Unglücklichen. In Tobolsk. Der Marketender. Hinter eisernem Riegel.

1.

Der Spätherbst war vorüber, also setzte der alte Pole seine Geschichte weiter fort, die ersten Schneeflocken tanzten in der Luft umher. Meister Schorsch tröstete sich freilich damit: „Der bleibt noch nicht liegen. Es müssen noch sieben solche Winter kommen, bis es recht wintert.“ Allein die Flocken fielen immer dicker und als wir eines Morgens den Kopf zu unserer Blockhütte hinaussteckten, lag eine weiße

Schneedecke vor unseren Augen und schauten die hundertjährigen Bäume schon ganz ehrwürdig gepudert aus. Der Winter fiel nur zu bald in's Land. An ein Weiterziehen des Pater Josaphat war vorerst nicht mehr zu denken.

So richteten wir uns denn für den Winter thunlichst ein, und als Josaphat sich wieder hergestellt und bei Kräften fühlte, theilten wir auch die Missionsarbeiten miteinander. An der Stelle des alten Corporals übernahm jetzt der Pater den Unterricht der Jugend. Ich selber war ebenfalls Wochen lang an's Haus gebannt, denn der Sturm wirbelte eine solche Masse Schnee durch die endlose Ebene der Prairie, daß er an manchen Stellen sechs bis sieben Fuß hoch auf einander gehäuft lag und an ein Durchkommen nicht zu denken war.

An Nahrung fehlte es uns vorerst nicht, denn hunderte von Büffeln, welche bei der Dichte des Schnees in der Prairie keine Aeßung mehr fanden, näherten sich dem Walde um die Blätter von den herabhängenden Aesten zu rupfen, oder Flechten und Moos zu suchen und während sie mit aller Mühe sich kaum durch den Schnee durcharbeiten konnten, verendeten zahllose Bisonte vor Müdigkeit, während aber auch Viele von den Wäldlern getödtet wurden; denn während diese wilden Ochsen sich langsam durch den tiefen Schnee wühlten, eilten sie, ihre breiten geflochtenen Schneeschuhe an den Füßen, ohne in den Schnee einzubrechen, an die zottigen schwarzbraunen Riesenstiere mit Lanzen heran und durchbohrten sie, ohne daß diese sich zur Wehr setzen konnten. So hatten wir denn hinlänglich „Pommikan", wie man das getrocknete Fleisch der Bisonten nennt, im Vorrath und hier und da eine wohlschmeckende Büffelzunge zu verzehren, während die zottigen Felle uns als Decken dienten, die abgehäuteten Felle aber uns vorzügliches Leder lieferten und wir manche Büffelhaut verkaufen konnten.

Unser Nigger Schang verstund sich trefflich anf das Geschäft; die Wolle des Thieres diente uns zu Strümpfen gleich der besten Schafwolle. So durften wir keinen Mangel leiden.

Unangenehmer waren uns schon das schrille Geheul der Prairie-Wölfe, welche hier und da der Hunger in die Nähe

der menschlichen Wohnungen trieb, und die alsdann des Nachts um das Blockhaus herumschlichen. Doch Pater Josaphat gewöhnte sich bald an den neuen Aufenthalt.

Unsere Colonisten hatten eine Freude, daß ich Aushilfe bekommen und mein Landsmann entschloß sich, meinem Wunsche zu willfahren und bis auf Weiteres bei mir zu bleiben. So waren bereits zwei Jahre vergangen.

Außer den gewöhnlichen Mühsalen, Entbehrungen und Gefahren, welche das Missionsleben in diesen Gegenden mit sich bringt, war mir eigentlich noch nichts Außerordentliches bisher begegnet, wenn man nicht die ganze Lebensweise außerordentlich nennen will. Allein ganz sollte mir dies doch nicht erspart bleiben. Es war im Sommer 1848, also bald zwei Jahre, seit Josaphat in der Colonie war. An einem prächtigen Junimorgen gleich nach Tagesanbruch ließ ich meinen Olla satteln, um einen Ausflug in die benachbarte Prairie zu machen. Ich gedachte bis Abend, ehe der Thau sich senke wieder zu Hause zu sein und wollte nur einen Besuch bei einer Familie machen, die vor Kurzem in der Prairie sich niedergelassen und das Blockhaus eines früheren Eigenthümers, der mehr nach Westen gezogen war, angekauft hatte. Der Weg war mir bekannt, deßhalb ritt ich allein fort, befahl aber dem Nigger auf den Abend an den Waldrand, wo der Weg in die Prairie mündete, mich zu erwarten, falls ich mich verspäten sollte.

Langsam gieng es durch den wildverschlungenen Waldpfad. Es war die Zeit, wo der reißende Jaguar von seiner nächtlichen Jagd wieder in Rohrbrüche zurückschleicht; die Wanderdrossel, der Roth- und der Blauvogel sangen ihr Morgenlied, der Spottvogel äffte ihre Töne nach. Eichkätzchen raschelten in den hohen Zweigen und suchten ihren Morgenimbiß, und wo irgend eine Waldlichtung von frischem Wasser durchrieselt einen grünen Wiesenfleck zeigte, trieben sich ganze Rudel Dammwild und virginische Hirsche auf der Aeßung umher, und stoben beim geringsten Geräusch nach allen Seiten auseinander, sich in der Ferne wieder sammelnd, um auf den Futterplatz wieder zurückzukehren, wenn ihrem scharfen Ohr die Gefahr beseitigt schien. Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen, als ich an den Rand der

Prärie kam und Schwärme von Musquitos tanzten schon im lichten Sonnenschein, während Geyer und Boussarde unter heißerm Geschrei hoch in den Lüften kreisten. In langgestreckten Wellenlinien, wie ein endloser, bunter, in rother, blauer, gelber und violetter Farbe schimmernder Blumenteppich zog sich die ungeheuere Wiesenfläche hin, auf der das ellenhohe Gras in frischer Morgenluft gleich den Meereswellen wogte und die zahllosen Blumen gleichwie Regenbogen an Regenbogen in endlose Ferne in dem sanften Luftzug zitterten. Im Galopp ritt ich jetzt auf dem schwach betretenen Pfade meinem Ziele entgegen, hier und da an den gebleichten Gebeinen von Büffeln und Elennthieren vorüber. Aus jedem Sumpfe und jeder Pfütze quackten Legionen von Fröschen, mannigfaltig in Farbe, Gestalt und Größe, entgegen, sogar gehörnte Frösche, während da und dort eine Schlange unter den Hufen des Pferdes sich krümmte und das unaufhörliche Sumsen und Stechen unzähliger Musquitos Pferd und Reiter verfolgte, oder ich sauste über zahllose kleine Erdhügel, die von Prärie-Hunden bewohnt sind und ganze Dörfer bilden, dahin. Gleich Eichhörnchen leben diese röthlich-braunen, den Murmelthieren ähnlichen, munteren Thierchen zu Tausenden bei einander und ihre feinen bellenden Stimmchen vereinigen sich zu einem lauten Sumsen. Kaum nähert man sich ihnen, so verschwinden sie in ihren Erdhöhlen, nur hier und da eines streckt den Kopf aus seiner Höhle und zeigte durch anhaltendes Bellen die Nähe des Menschen an, während die Klapperschlange sie bis in ihre Höhlen verfolgt und sich meistens von ihnen nährt.

Ein solcher Ritt ist also keineswegs eine Lustparthie.

Von dem weiten Wege in der brennenden Sonnenhitze abgemüdet und von Durst verzehrt langte ich endlich an dem ersehnten Blockhause an.

Das Haus, von Reben umrankt und mit wilden Rosen und Stechpalmen umzäunt, bot einen heimeligen Anblick. Der neue Eigenthümer, ein gewisser Luvaw, der mit seiner Familie von Kentucki her eingewandert war, hatte den fremden Reiter, der auf sein Haus zu kam, schon von weitem gesehen; er trat mit seiner Frau unter die Vorhalle heraus, um den Gast in der einsamen Prärie zu empfangen. Als

er vernahm, daß ich der katholische Missionspfarrer von St. Vincent sei, schüttelte er mir treuherzig die Hand und hatte eine große Freude, denn er selber und seine ganze Familie war ebenfalls katholisch. Bald dampfte der Theekessel auf dem Feuer, goldgelbe frische Butter, eingemachte Stachelbeeren und Büffelbraten wurden aufgetischt, während Olla ebenfalls behaglich der Ruhe genoß.

So vergiengen etliche Stunden unter wechselseitigen Erkundigungen und Aufschlußgeben. Die Zeit mahnte an die Heimkehr. Begleitet von freundlichen Glückwünschen verließ ich die neuen Ansiedler, meine nunmehrigen Pfarrkinder. In gestrecktem Galopp gieng es wieder durch die Prärie heimwärts.

Allein kaum hatte ich etliche Meilen zurückgelegt, so bemerkte ich am äußersten Rande des Gesichtskreises zu meinem Entsetzen Feuer. Erschreckt hielt ich die Zügel an; ungeheuere Rauchwolken erhoben sich; mit ungeheuerer Schnelligkeit näherten sich die Flammen und ringsumher war ein Feuermeer. Es war, wie ich gleich erkannte, ein Präriebrand. Werde ich, bevor das Feuer mich erreicht, wohl bis an den Waldsaum gelangen, wenn das Pferd tüchtig ausgreift? Unmöglich für mich, diesen schrecklichen Ritt zu wagen. Zum Glück fiel mir ein, daß es nicht mehr gar weit bis zu einer kleinen Schlucht war, die ich auf dem Heimweg durchschneiden mußte. Hatte ich die jenseitige kleine Anhöhe erreicht, so war ich gerettet. Zudem war der Grund dort vor Kurzem erst zu einem Lagerplatz gebraucht worden; das dort ohnehin mehr magere Gras war niedergetreten und konnte dem Feuer keine Nahrung bieten. In sausendem Galopp gieng es der Schlucht zu. Die Luft war immer dichter vor Rauch und glühender Funken, schon hörte man das Tosen der Flammen und fühlte die nahende Gluth. Doch die Schlucht war durchjagt und die Anhöhe erreicht. Ich sprang vom Pferd und schnallte den Sattel los, in Erwartung des nahenden Flammenmeers. Das Pferd aber, entsetzt, mit weit aufgerissenen Nüstern die nahende Gefahr erkennend, bäumte sich wild auf, riß im nämlichen Augenblicke los und in rasendem Laufe flog es dahin in der Richtung der Heimath zu.

Ich selber war bald von dem Feuer-Ring eingeschlossen.

Die Gluthhitze war entsetzlich und beinahe erstickend, die Kleider drohten schier zu versengen. Doch das Feuer raste vorüber. Das kurz vorher noch wogende Gras war verschwunden, die ganze Prärie glich einer verkohlten Fläche. Der Anblick der ganzen Umgebung war verändert. Kein Wegzeichen war mehr übrig geblieben; Alles ringsum und weithin erschien öde und eine Schichte von Asche; nur dichte Rauchwolken fuhren durch die Luft dahin, den Brandgeruch weit verbreitend. Unterdessen war es Abend geworden. Wohin sollte ich mich in der pfadlosen Prärie wenden, da jetzt schnell die Nacht hereinzubrechen drohte? Ich beschloß deßhalb, die Nacht auf der Anhöhe zuzubringen, denn von da aus hatte ich immer am meisten Hoffnung, wenn die Luft von dem darin lagernden Rauch wieder gereinigt und der Gesichtskreis wieder erweitert war, die rechte Richtung wieder zu finden. Vor den Präriewölfen hatte ich mich heute ohnehin nicht zu fürchten, denn rudelweise wie das wilde Heer waren sie vor den rasenden Flammen dahingejagt.

Ich hüllte mich deßhalb in die schwere wollene Pferddecke ein und setzte mich auf den Sattel, hinausstarrend in die rauchigte Ferne, bis die finstere Nacht Alles verhüllte. Kein Sternlein flimmerte vom Himmel entgegen, dennoch konnte ich in dieser trostlosen Nacht kein Auge schließen; höchstens nickte ich, von der Angst und Müdigkeit überwunden, auf einige Augenblicke ein. Wo wird wohl meine Olla sein? Ist sie wohl eine Beute der schrecklichen Flammen geworden? Was wird wohl der Nigger Schang, der unfehlbar den schrecklichen Präriebrand in der Ferne bemerken mußte, für schreckbare Nachrichten nach Hause gebracht haben? Werden die Meinigen wohl glauben, daß ich noch am Leben sei? Derlei und tausenderlei andere schweren Gedanken durchkreuzten in fieberhafter Weise mein Gehirn, das von dem entsetzlichen Anblick dieses höllischen Schauspiels ganz krankhaft aufgeregt war.

Auf die traurige Nacht war endlich ein ebenso trauriger Morgen gefolgt. Grau dämmerte es über die grausige Brandstätte und der Wind wehte die leichten Aschenschichten vor sich her und wirbelte die Aschenflocken in die Höhe. Wo hinaus? war wieder die erste Frage, die ich an mich stellte,

als es nach und nach hinlänglich Tag geworden war. Ich beschloß Sattel und Riemen auf der Anhöhe zurück zu lassen und auf Gottes Hilfe und Geleit vertrauend, die mir wahrscheinlichste Richtung einzuschlagen, als ich plötzlich Signaltöne aus einem Büffelhorn hörte, dem ein anderes aus weiter Ferne antwortete.

Sie sind es, die mich aufsuchen, durchzuckte mich ein Hoffnungsstrahl.

Wirklich erkannte ich einen Trupp Reiter aus der grauen Ferne auftauchen. Einer davon blieb zurück, als ob er auf einem Wachtposten stehe und gab abermals einen Signalton, wiederum antwortete aus der Ferne ein Büffelhorn und schien sich dies immer weiterhin zu wiederholen. Kurzum es war kein Zweifel mehr. Es waren die Meinigen, welche mich suchten, und damit sie selber den rechten Weg nicht verloren, von Strecke zu Strecke Wachposten aufgestellt hatten, welche durch Signalhörner ihre Stellung einander kundgaben. Bald hatte ich die Truppe erreicht. Pater Josaphat war selbst dabei, sowie auch Schang, der die Olla als Handpferd mit sich führte.

Die Freude des Wiederfindens läßt sich denken. Der gute Nigger war vor Freude ganz außer sich und machte, indem er vom Pferde sprang, wieder die possirlichsten Sprünge und Grimassen, und selbst Olla wieherte mir freudig entgegen, als sie mich sah. Ich bin nicht mit dir zufrieden Olla! du hast mich schön im Stiche gelassen. Doch nein! du bist vielleicht meine Rettung geworden. Es war dir wohl zu verzeihen, daß du bei diesem gräßlichen Höllenspektackel Reißaus genommen. Schang eilte auf die Anhöhe und holte den zurückgelassenen Sattel. Der Heimweg wurde eingeschlagen; die Signalhörner ertönten von Posten zu Posten und verkündeten die freudige Auffindung. Bald hatten wir den Rand des Urwaldes, der von dem Präriebrand unberührt blieb, erreicht.

Die ganze Colonie war auf den Beinen gewesen, den vermißten Missionär zu suchen. Der Nigger Schang war wirklich am Eingang der Prärie auf seinem Wartposten gewesen. Als er in weiter Ferne das Rauch- und Flammenmeer vorbeirasen sah, da sprengte plötzlich Olla ohne Reiter

und ohne Sattel, schäumend vom Schweiße triefend, dem Walde zu, wo es sich im Gestrüppe verfing und athemlos und blutend im Dorngehäge niederstürzte.

Schang hatte bald das gräßliche Geschick errathen. Nachdem er dem Pferde wieder auf die Beine verholfen und dasselbe auf den rechten Pfad gebracht, eilte er schwerbekümmert nach Hause und machte Lärm. Ringsum wurden die Colonisten aufgeboten. Allein, wie die Männer richtig geurtheilt hatten, war es des Nachts unmöglich, einen Fuß in die noch glimmende Brandstätte zu setzen, oder auf dem ausgeglimmten Boden noch Brennmaterial zu finden, um in der rauchdichten Finsterniß die nöthigen Signalfeuer unterhalten zu können. So mußte denn schon bis gegen Morgen gewartet werden. Ueberdies war wenig Hoffnung, mich noch lebend zu finden.

Doch der liebe Gott hatte es anders gefügt und mich wunderbar in dem Feuermeer erhalten und wieder zu den Meinigen geführt, deßhalb war die Freude über die Rückkehr des Missionärs in der ganzen Colonie unbeschreiblich. Mir aber flimmerte und fieberte es noch lange im Gehirn umher und oft fuhr ich des Nachts aus dem Schlafe auf und vermeinte rings um mich nur Feuer zu sehen und bis auf den heutigen Tag erinnere ich mich nur mit Grauen an jene höllische Illumination in der Prärie.

2.

Wiederum war einige Zeit vorübergezogen. Die Neuigkeiten des Jahres 1848, der Regierungswechsel in Frankreich und die Nachrichten von den mächtigen Bewegungen und Erschütterungen, die ganz Europa durchzuckten, waren endlich auch zu uns gedrungen. Neue Hoffnung auch für das unglückliche Polen lebte wieder in meinem Herzen auf. Der Gedanke an das Elend der Meinigen und die unzähligen Opfer einer barbarischen Tyrannei nagte aber immer an meinem Herzen und fand ich nur Linderung, wenn ich mich stumpfsinnig in das Schicksal ergab oder meine Augen wieder zu Gott erhob, der auch im äußersten Unglück die Seinigen nicht ganz verläßt und ihnen wenigstens die Gnade

verleiht, das Bitterste zu ertragen, wie es das Beispiel der Makrena bewiesen. Oft kam mir der Gedanke, ob die Zeit vielleicht mich nicht mahne, in die alte Welt zurückzukehren, um meiner Heimath wieder näher zu sein für den Fall, daß auch dort eine Veränderung vorgehen sollte, zumal mir die Rückkehr nach Amerika ja immer offen stand und Pater Josaphat die Colonie unterdessen schon besorgen konnte. Doch waren dies Gedanken, welche gleichsam nur vorüberhuschten und keinen Halt hatten, denn wohin hätte ich mich auch wenden sollen, da überall nur wilde Gährung herrschte. So gieng nochmals ein Winter vorbei und der Frühling 1849 hatte wieder Wald und Prärie neu belebt.

Der Nigger Schang, der mir seit meinem Prärie-Abenteuer nur um so anhänglicher und lieber geworden, war schon seit einigen Tagen wieder nach St. Louis gereist und ich konnte kaum erwarten, bis er wieder die Post brachte.

So lange war er noch nie ausgeblieben. Schon längst war das Gold der untergehenden Sonne an den Spitzen der Riesenbäume verglommen und blasser Mondschein zitterte durch das tiefe Dunkel der Laubkronen, der einsamen Gegend ein gespenstiges Aussehen gebend. Eulen, welche auf Bäumen in der Nähe der Pflanzung übernachteten, um desto eher mit den jungen Hühnern der Ansiedler Bekanntschaft machen zu können, ließen da und dort ihre Klagegesänge hören, während im Schlamme eines nahen Tümpels der Ochsenfrosch, an Größe einem Kaninchen gleich, seine brüllende Stimme vernehmen ließ. Kurz Alles war dazu angethan, um die ohnehin niedergedrückte Stimmung in tiefste Melancholie zu verwandeln. Nur die zu Tausenden durch die Luft kreuz und quer schwirrenden Feuerfliegen, welche gleich Edelsteinen in allen Farben funkelten, verliehen der Umgebung einen träumerischen Zauber. Hundertmal schaute ich wohl in die mondhelle Nacht hinaus, ob Schang noch nicht komme, so oft ich draußen ein Geräusch zu vernehmen glaubte.

Ich weiß doch nicht, wo es fehlt, sagte ich zu Josaphat. Es muß dem Nigger etwas Besonderes begegnet sein, was ihn aufgehalten hat.

Wohl möglich, erwiderte der Pater, er ist sonst pünktlich. Vielleicht kommt wieder ein Landsmann, setzte er lächelnd hinzu. In diesem Augenblick schlug der Hund des nächsten Blockhauses an und bellte in die Nacht hinaus, daß es in dem Walde weithin wiederhallte. Aus dem nahen Busche leuchtete Feuerschein. Zwei brennende Kienfackeln ließen sich unterscheiden und näherten sich dem Hause.

Er kommt, rief ich, und bringt wahrhaftig noch auf die späte Nacht einen Begleiter als Gast mit.

Während die Männer ihre Fackeln vor dem Hause abzustoßen sich anschickten, öffnete ich die Hausthüre und zündete den Ankömmlingen entgegen. Welche Ueberraschung! Im Scheine des Talglichtes erkannte ich gleich eine vierzipflige polnische Confederatka, den polnischen Schnürrock mit den obligaten Pumphosen.

Wahrhaft ein leibhaftiger Pole, rief ich dem Fremden entgegen. Der Fremdling näherte sich mir schweigend. Es war eine gedrungene, aber wie es schien von vielen Mühseligkeiten vorwärtsgebeugte Gestalt, mit verwettertem Angesicht, grauem struppigem Bart und buschigen Augenbrauen. Er schien mich vom Kopf bis zu den Füßen zu messen, als ob er an mir einen alten Bekannten herauslesen wollte. Endlich ergriff er meine Hand, drückte sie unter heftigen Küssen an seinen Mund und schwere heiße Thränen rollten auf dieselbe herab. Er konnte vor lauter Schluchzen kein Wort hervorbringen. Schweigend zog ich ihn in das Zimmer. Dort erst hielt ich ihm das Licht unter die Augen.

O mein bester Herr und Gebieter! entwand sich endlich seiner Brust.

O unser lieber, guter Niklas, rief ich mit einem halb Freuden- halb Schmerzens-Schrei aus. Kommen wir hier im fernen Urwald zusammen und sank ebenfalls weinend an seine Brust.

Vater, Mutter, Schwester, Bruder wo seid ihr? Niklas, was weißt du von ihnen? Ach! ich weiß es schon, daß sie in die Eissteppen Sibiriens abgeführt wurden, daß mein Bruder als Flüchtling geächtet in der Welt herumirrt. O grausames Schicksal, das unser ganzes Familienglück zerstört und uns in alle Welt in's Elend zerstreut hat. O

Niklas verschone mich nicht! Ich bin auf Alles gefaßt. Lieber die schrecklichste Gewißheit, als eine immer fort marternde trügerische Hoffnung. Dabei vergoß ich einen Strom von Thränen, als ob sie sich alle bis auf diese Stunde gesammelt hätten.

Fassen Sie sich, mein armer, armer, liebster Herr! erwiderte Niklas mit sanftem und zugleich ruhigem festen Ton, als Priester wissen Sie ja, daß Nichts ohne Zulassung Gottes geschieht. Ihre lieben, theuren Eltern haben schon längst ausgelitten und sind an jenem Orte, wo menschliche Grausamkeit nicht mehr hindringt und keine Gewalt mehr hat. Sie haben ausgekämpft und, wie ich fest glaube, den Lohn erhalten, welcher der unterdrückten Unschuld wartet. Coletta kann nichts mehr leiden, denn ihr Geist ist umnachtet. Sie ist übrigens in guten Händen. Von Stanislaus weiß ich nichts und konnte ich nichts erfahren. So haben Sie jetzt den Hauptinhalt der ganzen traurigen Geichte. O wie schrecklich, daß gerade ich diese traurigen Nachrichten Ihnen bringen mußte. Wie entsetzlich sträubte sich mein Herz, sich zu dieser Unglücksbotschaft herzugeben, allein einmal mußte es ja doch sein, und besser ist es, daß Sie durch mich diese bittere Wahrheit erfahren, als durch fremden, vielleicht theilnamslosen Mund. Damit verließen ihn die Kräfte und er sank auf einen Stuhl, in stummem Schmerze vor sich hinblickend.

Ich selber aber, von fieberhafter Aufregung ergriffen, stieß nichts als unzusammenhängende Worte aus: Was nicht mehr? Vater, Mutter nicht mehr? ausgeduldet? Coletta's Geist noch umnachtet? Zermalmt vor Schmerz sank jetzt auch ich neuerdings an den Hals des Niklas. Doch erlassen Sie mir die weitere Schilderung dieses traurigen Abends. Pater Josaphat, welcher seither selber wie vom Schrecken gelähmt und zu Thränen gerührt dieser Begegnung angewohnt und zugehört hatte, begann jetzt, mich mit Ernst und Nachdruck zu beruhigen und alle möglichen Gründe der Religion und der Vaterlandsliebe aufzubieten, um mich zur Ergebung zu stimmen.

Ich selber hatte als Priester und als Christ schon hundertmal Andere in ebenso schmerzlichen Heimsuchungen ge-

tröstet. Ich wußte, was die heilige Religion vorschrieb. Allein ich war auch gar zu sehr von der Höhe meiner Hoffnungen herabgestürzt und gleichsam überrumpelt. Niklas war schon mehr in der Schule des Kreuzes abgehärtet und hatte viel mehr die Leiden der Menschheit in ihren schreckhaften Gestalten vor Augen gehabt und gleichsam mitgelebt. Deßhalb schaute er mit viel ruhigerem Auge auch dem Schreckhaftesten in's Angesicht.

Doch nachdem dies erste Opfer des natürlichen angebornen Kindesschmerzes und kindlicher Thränen dargebracht war, so sollte ich bald erfahren, daß ich alle diese Bitterkeit erst noch tropfenweise verkosten mußte und gleichsam erst an der Schwelle der Kreuzes-Schule stand.

Auch ich faßte mich in christlicher Ergebung für das Vergangene und was der Herr noch schicken werde und erkor auch für mich den Wahlspruch des Dulders Job: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit. In Allem betete ich fortan die unerforschlichen Wege der Vorsehung an, denn dies allein konnte mich aufrecht halten, da Niklas das traurige Schicksalsbild meiner Angehörigen vor meinen Augen weiter entrollte.

3.

Nachdem ich im Laufe der nächsten Tage, fuhr der alte Pole fort, mich insoweit gefaßt und beruhigt hatte, daß ich die Einzelheiten des Schicksals der Meinigen besser ertragen zu können schien, erzählte mir Niklas den ganzen Verlauf der traurigen Begebnisse ausführlich. Ich will Ihnen die Erzählung der Hauptsache nach wiederholen, ohne daß ich ihr meine eigenen Gefühle und Reden, denen ich dabei Ausdruck gab, anfüge. Sie können sich dies Alles leicht vorstellen. Niklas begann also zu erzählen:

Mein theurer Herr Laurenz wissen, wie Sie mir sagten, auf welche Art ich Ihren Freund Stephan und Ihren Bruder Stanislaus über die Grenze spedirte. Seit jener verhängnißvollen Nacht schien alles Unglück über Ihre Familie hereinzubrechen. Wohl freute es Ihre lieben Eltern, als ich wieder wohlbehalten in Warschau von meiner Spe-

ditions-Reise bei ihnen angekommen war und erzählte, wie ich Beide trotz dem Schnuppern der Kosaken in's Trockene gebracht. Nur Coletta war von da an in tiefe Schwermuth verfallen und schien nur an ihren Bräutigam zu denken. Dennoch schien sich auch ihr Zustand zu bessern, von Freude im Hause konnte aber keine Rede mehr sein. Waren die Lieben auch alle vor der Gewalt der Russen geborgen, so war doch der Kummer für ihr zukünftiges Schicksal geblieben und die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen schwach.

Ich selber konnte für die nächste Zukunft natürlich nicht im Hause bleiben. Jeder Tag konnte eine neue Haus-Untersuchung bringen und war diese unausbleiblich, sobald die Entweichung des jungen Stanislaus ruchbar wurde. Ich gieng deßhalb zu dem Juden Reb Mendel, der in der Weichselstraße drunten einen Trödlerladen hatte und der, wie Sie wissen, oft in ihr väterliches Haus kam. Ihr Herr Vater hatte ihm durch eine Anleihe geholfen, daß er sein Geschäft anfangen konnte und später sogar sich für ihn verwendet, daß er keine sibirische Luft zu schmecken bekam, denn er war im Verdacht, daß er unerlaubte Wuchergeschäfte betrieb, was man ihm aber nicht beweisen konnte, dennoch brauchte er gute Entlastungszeugnisse und kostete es Ihren Herrn Vater manchen Gang, bis er ihn aus der Patsche herausbrachte, denn er hielt ihn für unschuldig. Der Jude schien auch immer Ihrem Hause dankbar zugethan.

Reb Mendel war wie gewöhnlich in seinem finstern Trödlergewölb, in welches nur spärlich das Tageslicht drang, vielleicht um so besser für den Verkäufer, daß man das alte Gerümpel nicht so genau untersuchen konnte.

Da saß er denn zwischen alten Kasten und aufgespeicherten Koffern. An den schwarz ängerauchten Wänden hingen Pelzröcke, Mäntel, Hosen von allen Farben und Façonen, halb und ganz abgetragen, auf dem Boden standen altes Schuh- und Stiefelwerk, Eisen- und Blechwaaren, Haus- und Küchengeräthschaften lagen haufenweise in den Winkeln, während auf einem alten eichenen Tisch Glas- und Porzellangefäße standen und hinter schmutziggrün angelaufenen Fensterscheiben allerhand alte Gold- und Silberwaaren, Fingerringe, Halsketten und Armspangen, silberbeschlagene Meerschaum-

köpfe und dergleichen Kostbarkeiten sorglich verschlossen lagen. Reb Mendel hatte einen langen ehemals schwarz, nun aber mit Oel- und Fettflecken getränkten, in's röthlich-grüne schillernden, mit einem schäbigen Fuchspelz verbrämten Kaftan an und eine schwarze Pudelmütze auf dem Kopfe. Auf seiner gebogenen Adlernase trug er einen Klemmer, durch dessen trübe Gläser seine stechenden Augen gerade sorgfältig ein altes Buch durchmusterten, das in Pergament gebunden und ihm von einem Studenten offenbar zum Kauf angeboten war, während sein langer, grauer Bart unordentlich von den fleischlosen, eingefallenen Wangen und dem spitzen Kinn herabstarrte. Bei meinem Eintreten warf er mir einen argwöhnischen Blick zu und die leichte Röthe, die über sein fahles Gesicht flog, schien nichts Gutes hinter mir zu wittern. Er gab mir unbemerkt einen Wink, mich einstweilen still zu verhalten, und nachdem er mit dem Fremden um den Kaufpreis des Buches hin- und hergesuggert, bis er es um einen Spottpreis bekam und dieser sich entfernt hatte, erhob er sich, schaute vorsichtig demselben nach, Straße auf- und abwärts, ob niemand Verdächtiger komme, alsdann schloß er die Thüre hinter sich zu und winkte mir, ihm in ein anstoßendes Hintergemach zu folgen, welches noch finsterer, ein Gerümpelmagazin ohne Fenster war.

Schachem Malaiam! redete mich der Jude argwöhnisch an. Ich fürchte immer Klas, daß du Unglück bringst. Weißt du vielleicht etwas Neues. Jede Nacht finden Arretirungen statt. Die halbe Stadt ist bald eingesperrt und ganze Colonnen werden täglich nach Sibirien abgeführt. Ich bin doch ein treuer Unterthan des großmächtigsten Kaisers, ganz kaiserlich durch und durch, wahrhaftig kaiserlich!

Ich mußte über den armen Tropfen lachen. Mendel! sei doch kein Hasenfuß. Es geht dich nichts an. Du hast nichts zu fürchten. Ich erzählte ihm jetzt das Nothwendigste, daß das Haus seines Wohlthäters Wisniewski, weil seine Söhne landesflüchtig seien und der eine sich der Rekrutirung entzogen, wahrscheinlich einer strengen Untersuchung unterworfen werde und ich selber, als vermuthlicher Helfershelfer, würde jedenfalls abgefaßt werden. Er möge mir daher einstweilen heimlichen Unterschlupf gewähren, da man mich bei

ihm am wenigsten vermuthen würde und für ihn also keine Gefahr sei.

Reb Mendel zappelte an allen Gliedern. Was fang ich armer Jüd an? Ich hab' schier selber keinen Platz im Haus. Wirst du erwischt und ich damit, kommen wir beide nach Sibirien!

Sei kein Narr! wer wird mich bei dir suchen? Ueberdies denke, was Wisniewski an dir gethan hat. Zudem wird er dich später belohnen, wenn du mir jetzt Zuflucht bietest.

So wahr ich Reb Mendel heiße und ein ehrlicher Jüd bin, ich verlange keine Belohnung, aber ich will auch nicht nach Sibirien. Doch fällt mir ein: Wie kann der alte Wisniewski mich belohnen? Nimmt man ihm doch vielleicht in wenigen Tagen schon Haus und Vermögen. Schickt ihn vielleicht gar ... Ach! ich mag's nicht sagen. Gott steh' mir bei, wenn man dich hier findet? Doch sag' ihm dies: Der dankbare Reb Mendel lasse ihm vermelden, er solle doch sein baar Geld auf die Seite schaffen. Von seinem Eigenthum soll er, was er zum Haus hinausbringen kann, verkaufen und zu Geld machen. Reb Mendel wolle ihm abkaufen. Ich bin freilich selber nur ein armer Jüd, aber ich habe noch reiche Freund in der Judenschaft, diese werden mir helfen. Wir bezahlen ihm alles, so wahr ich ein ehrlicher Jüd bin, mehr als es werth ist, weil er gar so ein guter Herr an mir war. So bekommt er doch Geld und kann sich nöthigenfalls auch in's Ausland salviren. Für sein Haus bietet ihm doch Niemand in dieser Zeit einen Rubel und würde dies die Polizei nur aufmerksam machen.

Was meinst du Klas, ein herrlicher Gedanke. Du bleibst dann bei mir, legst einen langen Kaftan an, deren genug in meinem Magazin sind, dazu einen falschen Bart wie diesen da, der in der Ecke hängt, setzest auch einen Klemmer auf die Nase und drückst die Pelzkappe weit über die Stirn herab. Ich gib dir einen Pack alte Kleider auf die Achsel, kurz du spielst einen hausirenden Juden. So wahr ich Reb Mendel heiße, du kannst die ganze Stadt passiren und bei Wisniewski aus und eingehen, wie du willst, und selber ohne Aufsehen zum Haus hinaustragen, was du willst

und mir einhändigen. Sag' jetzt, ob ich als dankbarer Jüd mehr thun kann?

Oha! dachte ich und durchschaute den verschmitzten, pfiffigen Juden gleich. Doch was war zu thun in dieser Stunde der Gefahr. Ich machte ein gutes Gesicht zum bösen Spiel und in wenigen Minuten war ich dem Aeußern nach in einen der schäbigen Kleiderjuden verwandelt, wie man sie nur in den Straßen Warschau's findet, und duftete von dem Aroma, das aus dem Juden-Habit reichlich ausströmte. Allein was thuet nicht der Mensch in der Stunde der Noth?

4.

Der Rath des Juden, obgleich nicht gerade aus purer Dankbarkeit stammend, war nicht so ganz wegzuwerfen, denn was war nicht Alles von der brutalen russischen Regierung zu befürchten? Jedenfalls schien es rathsam, was ohne Aufsehen Werthvolles weggeschafft werden konnte, in sichere Gewahrsam zu bringen, wenn auch an einen Verkauf vorderhand nicht gedacht wurde. Darin stimmten Alle überein und half ich jetzt treulich dazu. Wohin aber hätte man wiederum die Werthsachen sicherer unterbringen können, als im Hause des Reb Mendel, der sie so ziemlich als doch bald eigen betrachtete, jedenfalls ein gutes Profitchen daraus zu ziehen hoffte, wenn er sie auch wieder zurückgeben mußte.

So oft ich etwas Werthvolles zu Reb Mendel brachte, schmunzelte der Jude und konnte nicht genug seine Dankbarkeit hervorstreichen.

Allein dieser Umzug dauerte nicht gar lange, zumal er meist nur zur Nacht bewerkstelligt werden konnte. Kaum war ich eines Abends zu einer Hinterthüre des Hofes hinaus, als schon wieder jenes unheimliche Pochen an dem Hausthor sich vernehmen ließ, das früher schon das Haus in Schrecken gesetzt hatte und jede Nacht bald da bald dort in einer Straße sich hören ließ, worauf jedesmal namenlose Trauer folgte. Ein wo möglich noch roherer Haufe Soldaten, als bei der frühern Rekrutenaushebung, stürmte die Stiege herauf und verbreitete sich bald in allen Zimmern bis auf den Dachboden hinauf, alle Winkel durchsuchend.

Wo, so brüllte der Offizier meinen alten Herrn, Ihren theuren Vater an. Wo sind deine beiden Söhne? Wo hast du deinen Jungen versteckt, der vor Kurzem auf dem Transport entwichen ist? Du polnisches Hundeblut! Warte! du sollst erfahren, was es heiße, sich dem Kaiser widersetzen. He da! Kosak komm' her, du dumme Bestie schau diesem Hunde in's Angesicht. Ist dieser es, der damals dich mit Schnaps übertölpelte, daß du den Jungen entlaufen ließest? Damit nahm er den Kosaken an seinem Bart, riß und zerrte ihn und zog ihn an den Haaren vor den Vater. Schau! ist dieser der Hallunke? Der Kosak stotterte erschrocken: es ist möglich. Dummer Kerl, was ist dies für eine Antwort? Es ist blos möglich. Nein, er ist's! damit schlug er ihm wüthend die Hand in's Gesicht. Legt diesem da Handschellen an. Fort mit ihm!

In diesem Augenblick stürzten die Mutter und Coletta unter Jammergeschrei zur Thüre herein und wollten den Vater vor Mißhandlungen schützen.

Bindet auch diese und sperrt sie irgendwo im Hause in einen abgelegenen Winkel, damit ihr Schreien nicht auf die Straße dringt und etwa Aufsehen macht. Die rohe Soldateska vollzog den Befehl, während Coletta wüthend sich wehrte, die Mutter aber, der rohen Gewalt sich in stummem Schmerz unterwerfend, die Tochter zu beschwichtigen suchte.

Genug! der Vater wurde fortgeschleppt. Einige Soldaten aber blieben bis auf Weiteres in dem Hause, welches sie sorgsam verschlossen, nachdem das Gesinde während dem Lärm entflohen war. Sie stürmten in Küche und Keller und regalirten sich weidlich mit Schnaps, bis sie im Rausche einschliefen, während Mutter und Tochter eine qual- und martervolle Nacht zubrachten. Des andern Tages wurde Vater Wisniewski vor den Polizei-Gouverneur geführt. Abermals wurde der Kosak ihm gegenüber gestellt. Allein jetzt erklärte der rauhe Soldat, als er den bleichen, kranken Mann am Tage sah, auf's Bestimmteste: er habe diesen Menschen noch nie gesehen, zudem sei der, auf welchen gefahndet werde, ein simpler Bauer gewesen. Wisniewski aber blieb dabei, daß sein ältester Sohn mit der Armee fort sei. Der Aufenthalt Beider aber sei ihm unbekannt. Zu

Weiterem war er nicht zu bewegen. Schon schwankte der Gouverneur, ob er vielleicht die Knute anwenden solle, um ein besseres Geständniß zu erpressen, allein da Wisniewski doch seither als ein wohlhabender, angesehener Mann galt, der sich überdies persönlich nie an der Revolution betheiligt hatte, so getraute er sich dennoch nicht und ließ die ihm zugedachte Portion Knutenhiebe einstweilen dem Kosaken verabreichen. Er entließ also den Gefangenen und befahl auch die Freilassung der Seinigen, jedoch mit dem Bemerken, daß sämmtliches bewegliche und unbewegliche Eigenthum und das ganze Vermögen einstweilen, bis auf allerhöchste kaiserliche Entscheidung, mit Beschlag belegt sei, das Haus geschlossen werde und am nämlichen Tage noch von der ganzen Familie zu verlassen sei.

Wie vom Donner gerührt stand der gute Vater vor dem Gouverneur. Zu stolz, als Pole sich vor ihm nieder zu werfen, hielt er ihm die Ungerechtigkeit und barbarische Härte dieses Urtheils vor, allein der Gouverneur gebot drohend stillschweigende Unterwürfigkeit und wandte den Rücken.

Gestern noch ein wohlhabender Mann, kehrte heute Wisniewski als Bettler zurück. Wer wollte das Wiedersehen der Seinigen beschreiben. Gebrochen an Leib und Geist — hatte der Vater um zehn Jahre gealtert. Die Mutter allein war es, welche ihn noch aufrecht hielt. Ihre frühere eisige Ruhe war wieder zurückgekehrt, während Coletta in stürmischer Aufregung bald dem Vater, bald der Mutter weinend um den Hals fiel, alle ihre Zufluchtsträume und Hoffnungen, so schwach sie waren, zerstört sehend. Bald verfiel sie wieder in ihr ehevoriges dumpfe Brüten, abwechselnd Gott und den ganzen Himmel um Rache über diese herzlose Barbarei beschwörend. Jetzt war der Rath des Reb Mendel wirklich bei allem Unglück noch zur einzigen Hilfsquelle geworden. Unbarmherzig trieben die rohen Soldaten die Familie aus ihrem eigenen Hause, kaum das Nothwendigste zur Bekleidung ihnen überlassend.

Reb Mendel aber, von mir über Alles in Kenntniß gesetzt, hatte bei einer verwandten Judenfamilie, in einem abgelegenen Hause an der Weichsel, für einstweilen eine

Unterkunft ausgekundschaftet und für die Ausgetriebenen besorgt. Welch' traurige Aenderung des Schicksals. Immer noch hoffte Vater Wisniewski eine baldige Aenderung zum Bessern. Er konnte nicht glauben, daß der Kaiser solch' ein barbarisches Urtheil bestätige. Wenn auch der Vermögenstheil der beiden Flüchtigen eingezogen würde, so blieb immer noch ein mäßiges Vermögen für die Familie übrig, zudem über das Eigenthum in Thorn, obgleich früher beschlagnahmt, dennoch noch keine Entscheidung gefällt war. So suchte Vater Wisniewski, im Bewußtsein seiner sonstigen Unschuld und Theilnahmslosigkeit an revolutionären Umtrieben, mit seiner Familie in Hoffnung auf bessere Zeit, auf's Nothwendigste sich einschränkend, zu leben. Dazu mußte jetzt die geflüchtete Baarschaft dienen, ohne daß man noch zur Veräußerung der wenigen Familien-Kostbarkeiten schreiten mußte, aber bald sollte ein neuer, furchtbarer Schlag auch diesem, wenn auch armseligen, doch erträglichen Leben, und zugleich aller Hoffnung auf die Zukunft plötzlich ein Ende machen.

Vom Tage der Austreibung der Familie Wisniewski aus ihrem eigenen Hause, so fuhr Niklas weiter, hatte ich dasselbe nicht mehr aus dem Auge gelassen. Es stand jetzt in der sonst belebten Straße einsam und verödet da. Die Jalousien waren geschlossen und alles schien ausgestorben. Da gieng es eines Morgens noch ziemlich früh in dem innern Hofraume des Hauses ungewöhnlich lebhaft her. Das Thor des Hintergebäudes, eines Fruchtmagazins, war aufgesperrt, die Kornsäcke wurden herausgeworfen. Eine Anzahl Soldaten hatten den Hof besetzt, während ein Polizeibeamter mit mehreren Polizeibediensteten unter Anführung und Leitung eines Mannes, der in diesen Gebäulichkeiten bekannt zu sein schien, alle Winkel durchsuchte, die Dielen, welche den Boden bedeckten, aufrissen und bis unter das Dach hinaufkletterten. Offenbar wurde eine Nachsuchung gehalten. Endlich wurden ganze Päcke Druckschriften, Broschüren, Photographien, zuletzt sogar eine Druckpresse herausgeworfen. Wie erschrack ich aber, da ich in dem Führer den unseligen Pepitoff erkannte. Ich verschwand so unbemerkt und so schnell ich konnte, um Vater Wisniewski in Kenntniß zu setzen.

Offenbar hatte man da eine geheime Presse und verbotene Schriften entdeckt. Aber wie waren diese dahin gekommen? Der Vater hatte während seiner langen Kränklichkeit diese Räume nie betreten, eben so wenig dessen Söhne. Bis zum Ausbruch der Revolution war das ganze Geschäft Pepitoff anvertraut und nur er hatte in diesen Magazinen die Aufsicht und zu schaffen.

Was hatte aber gar die Mutter oder Coletta mit einer geheimen Druckerei zu thun? Ich selber war ohnehin meistens auf Reisen und kam nie in diese Räumlichkeiten. Tausenderlei Gedanken durchkreuzten mein Gehirn. Schon die Anwesenheit des unheimlichen Pepitoff erweckte in mir die Ueberzeugung, daß hier hinter dem Rücken Vater Wisniewski's ein verbrecherisches Unternehmen müsse getrieben worden sein, und ich hätte hundert auf eins gewettet, daß Pepitoff selber dazu die Hand geboten habe. Bekanntermaßen war er selber am meisten vom Revolutionsgeist ergriffen und stund, zum größten Leidwesen der Mutter — er allein aus dem ganzen Hause — mit den Führern der Revolution in Verbindung, wie er denn auch seit dem Ausbruche der Revolution aus dem Hause verschwunden war. Sollte er jetzt vielleicht, da er in die Hände der Russen gefallen war, ein Geständniß abgelegt haben, daß er um diese geheime Druckerei gewußt, vielleicht die Hand dazu geboten oder selber das Geschäft besorgen half? Jedenfalls mußte mit seinem Wissen diese gefährliche Handthierung bei Nachtszeit getrieben worden sein, da ihm die Schlüssel des Magazins anvertraut waren. War er also vielleicht selber in Untersuchung? Immerhin schlimm genug für die ganze Familie, da man sie des Mitwissens anschuldigen konnte. In fieberhafter Angst eilte ich deßhalb in die Weichselstraße, aber wie groß war mein Schrecken, da ich im Hause Niemanden mehr fand, als die Judenfamilie wehklagend und heulend vor Angst eigenes Unheil befürchtend. Vater, Mutter und Schwester waren zur nämlichen Stunde, da diese Untersuchung stattgefunden hatte, von einer Abtheilung Soldaten in die Festungswerke abgeführt unter der Anklage, eine revolutionäre Presse im Hause unterhalten zu haben.

Jetzt stieg ein noch viel furchtbarerer Argwohn in mei-

ner Seele auf. Hatte vielleicht gar Pepitoff, jener unheimliche finstere Charakter, seine eigene Schuld auf die Familie Wisniewski wälzen wollen oder was noch gräulicher wäre, absichtlich sein eigenes bisher unbekannt gebliebenes Verbrechen benutzt, um die Schuldlosen zu Grunde zu richten? Was konnte ihn zu solch' einem Schurkenstreich bewegen? Offenbar nichts anderes, als seine Eifersucht und sein Haß gegen Coletta, die mir wohl bekannt waren. Ich erinnerte mich ganz gut mancher Drohungen, die er früher ausgestoßen und die mir damals noch unverständlich waren.

Genug! Wie es später ganz umständlich an den Tag kam, war Pepitoff an allem Unglück schuld, das seither über Wisniewski's Haus gekommen war. Da er verwundet in die Hände der Russen gefallen war, wollte er sich selber sein eigenes künftiges Schicksal erleichtern und zugleich seine Rache ausüben, und erniedrigte sich zum falschen Angeber unter dem Scheine der russischen Regierung einen Dienst zu leisten und so ihrer Gnade sich würdig zu zeigen. Die Unglücklichen wurden alsbald von einander getrennt in finstere, moderduftige aus Quadersteinen aufgeführte Kasematten gebracht, die in langen Reihen sich hinzogen und von einer Unzahl Gefangener um diese Zeit vollgepfropft waren, welche alle lieber das härteste Urtheil anzunehmen bereit waren, um wenigstens Luft und Licht zu genießen, als von russischen Bütteln bewacht in diesen nordischen Bleikammern das Leben langsam auszuhauchen. Es glichen diese Casematten großen steinernen Gräbern, in welchen man nichts, als das Seufzen und Gestöhn der Gemarterten vernahm, und dieses grauenvolle Gewimmer wurde nur unterbrochen, wenn beim ersten Dämmern des Morgens die Trommeln durch die Vorhöfe rasselten und der Ton der Pfeifen sich mit dem monotonen Gesang der Kosaken vermischte. Dann entleerten sich die Kasematten, deren Bewohner an die Reihe zum Transporte kamen, die in Sibirien ausmündeten und von denen seit Monaten einer den andern ablöste.

Der Prozeß gegen Vater Wisniewski dauerte, wie vorauszusehen war, nicht lange. Die vorgefundene Presse und revolutionären Druckschriften schienen Beweis genug. Pepitoff verblieb nicht nur bei seinen falschen Angaben,

sondern der Schurke hatte noch die Frechheit Angesicht gegen Angesicht sein Lügengewebe zu behaupten und die geächteten als Flüchtlinge herumirrenden Söhne in das Lügennetz zu verwickeln und so ihre Rückkehr für immer unmöglich zu machen. Vater Wisniewski wurde mit einem Worte, weil er sich nicht reinigen konnte, als hartgesottener Revolutionär zu zehnjähriger Zwangsarbeit nach Sibirien verurtheilt, nachdem Drohungen, Hunger, Stockschläge und Knutenhiebe kein Geständniß erpressen konnten. Das Vermögen blieb von nun an confiscirt. Die Mutter und Schwester Coletta sollten, da man gar keine Anhaltspunkte fand, zwar frei gelassen aber unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden. Allein Keines wollte den lieben Vater verlassen, und beide waren entschlossen, ihm eher bis in die entferntesten Eisfelder Sibiriens zu folgen. Den Jammer der Familie mag man sich leicht vorstellen.

Der gute Niklas weinte während der ganzen Erzählung. Obgleich, sagte er, einem polnischen Handelsjuden vieles möglich ist und er mit etlichen alten Lumpen und noch mehr mit einigen Kopeken auch das härteste Kosakenherz, selbst russische Beamte erweichen kann, so gelang es mir dennoch in meiner Verkleidung als hausirender Kleiderjude höchstens bis an die verschlossenen Thüren der Kasematten zu dringen und war für meinen Zweck nichts zu erreichen, als hier und da einige Neuigkeiten aufzuschnappen.

Reb Mendel war aber mit gutem Rath gleich bei der Hand.

Du weißt, der Schnaps ist hier zu Land allmächtig und Gott ist gnädig; Schnaps öffnet Mund und Herz und macht geneigtes Ohr. Etablire dich im Kasernenhof wie andere ehrliche Juden mit einer Schnapslogel als Marketender, so bist du immer an Ort und Stelle, siehst und hörst Alles, erfährst Alles. Die stolzbeinigen Gefangenwärter schwätzen gar viel im Schnapsdusel, und wenn sie einmal Schulden bei dir haben, so hast du sie im Sack. Aber sei klug. Es ist mir selber darum zu thun, daß ich weiß, woran ich bin. Es ist bei mir pure Dankbarkeit, aber ich möchte halt doch wissen, wie es mit den Effekten steht, die mir anvertraut sind, es wäre jetzt etwas zu profitiren. Der Rath war

wieder gut, wenn auch noch so verschmitzt, denn ich durchschaute den dankbaren Reb Mendel.

Ich folgte ihm, etablirte mich in der Nähe der mir bewußten Kasematten, und war bald einer der beliebtesten Schnapspatrone. So erfuhr ich nach und nach Alles, was für mich von Interesse war. Ja, die ganze Geschichte, wie ich sie bisher erzählt habe. Unter dem Vorwand, daß Wisniewski mit mir noch abzurechnen habe und ich doch nichts verlieren könne im Fall er nach Sibirien müßte, ohne daß mein Schnapsschank darunter leide, konnte ich zuletzt für ein Glas Schnaps ganz gut in polnischer Sprache brieflich mit Vater und Mutter conversiren, ohne daß der russische Wächter eine Silbe davon verstand oder auch nur lesen konnte. Ebenso könnte ich ihre Lage auf verschiedene Art wenigstens einigermaßen erleichtern, denn der Schnaps verfehlte selten seine Wirkung.

Sobald mir das entsetzliche Urtheil gewiß war, so schickte ich mich an die pure Dankbarkeit des Reb Mendel gründlich zu erproben. Es war jetzt der traurige Augenblick gekommen, wo die aus dem Schiffbruch noch gerettete Habe in Geld verwandelt werden sollte, um wenigstens für die äußerste Noth nicht jeder Hilfe beraubt zu sein. Aber Reb Mendel meinte, zu einer ungeschickteren Zeit hätte Wisniewski nicht können nach Sibirien verurtheilt werden. Vor etlichen Monaten oder vielleicht auch später hätte man noch ein Geschäftchen machen können. Aber jetzt, warum mußte er auch gerade jetzt verurtheilt werden, wo das Geld so rar. Nicht die Hälfte, meinte er, gelte jetzt die Sache. Ich hätte es dem guten Mann gewunschen, setzte er andächtig dazu, schon aus purer Dankbarkeit. Er hat mir viel Gutes gethan. Mit einem Worte! Ich mußte zufrieden sein, was er mir gab und dies war wenig, unter steter Versicherung, daß er nur aus Dankbarkeit die Sache annehme. „Könnte ich ja selber nach Sibirien kommen, daß ich verheimlichtes Gut gekauft,“ seufzte er, die Augen verdrehend. „Kann ich übrigens mit gutem Rath weiter helfen, thue ich es aus Dankbarkeit.“

Da trat plötzlich ein neu erschütternder Vorfall ein.

Coletta, welche schon früher geisteskrank war und

aus tiefer Schwermuth in Irrsinn zu fallen drohte, und nur durch die sorgfältigste Behandlung sich nach und nach erholt hatte, war bei der Nachricht von der Verurtheilung ihres Vaters vor Kummer und Schmerz in förmlichen Wahnsinn und Raserei verfallen. Sie bedrohte die Beamten und Gefängnißwärter, die sich ihr nahten, stieß über die russische Regierung, selbst über die Person des Kaisers die furchtbarsten Verwünschungen aus, nannte ihn einen Henker und forderte den ganzen Himmel zur Rache auf. Man war gezwungen sie an Händen und Füßen zu binden, damit sie sich selber kein Leid anthat, und so wurde sie in's Spital des Kindlein Jesus gebracht, wo sie gleich manchen anderen Unglücklichen ihrer Art im großen Saal des im Garten isolirt stehenden Irrenhauses hinter eine Vergitterung, nach Art eines vergitterten Käfigs, deren sich eine Menge daselbst befinden, gebracht wurde. So war Coletta unter den Wahnsinnigen; der Vater im Begriff nach Sibirien weggeschleppt zu werden; die Mutter aber in der entsetzlichen Lage: entweder zu Warschau eine wahnsinnige Tochter zurückgelassen oder ihren Gatten alleinig in die Eisfelder Sibiriens wandern lassen zu müssen, ohne ihn vielleicht wieder einmal in ihrem Leben zu sehen oder im Tod seine Augen zudrücken zu können.

Wahrhaft grausames Schicksal, bereitet von einem mit der Milch der Wohlthaten am eigenen Busen herangezogenen Teufel in Menschengestalt und von einer despotischen Regierung, deren böses Gewissen auch nicht einmal der Verdacht einer Auflehnung ruhen läßt und die nicht leben kann, ohne auch nur den scheinbaren Widerspruch im Blute zu ersticken oder unter ihren Füßen zu zermalmen. Mutter Wisniewski zeigte sich in dieser peinlichsten Lage als wahre Heldin und Martyrin des Gottvertrauens. Sie war entschlossen ihrem Gatten bis in die Steppen und Eisfeldern Sibiriens, ja wenn nöthig, bis an's Ende der Welt zu folgen. Coletta aber, welcher sie für jetzt doch nicht nützen konnte, empfahl sie dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau.

5.

Endlich kam der traurige Tag, da Vater Wisniewski die weite Wanderung nach Sibirien antreten sollte. Es war im Frühjahr 1832. Wiederum rasselten die Trommeln. Vor dem Hofe in der Straße waren Kosaken in zwei Reihen mit ihren Piken in Spalier aufgestellt. Das Thor öffnete sich; ein Trupp Soldaten, an deren Spitze der Trommler und Pfeifer, traten heraus, hierauf folgte der Transport von etwa zweihundert Personen jeden Alters, Geschlechts und Standes, selbst Greise und Kinder, und eine ziemliche Anzahl Frauen waren dabei ihre wenigen Habseligkeiten in Bündeln auf dem Rücken tragend. Die Staatsverbrecher, worunter Wisniewski gehörte, sowie andere gemeine schwere Verbrecher waren paarweise mit Stricken zusammengekoppelt. Fast alle Mannspersonen trugen die Haare nach Soldatenart geschoren und hatten den wohlbekannten Soldatenrock an. Das Aussehen der meisten dieser Unglücklichen war fahl und glaubte man mehr wandelnde Leichen zu erblicken. Auch der arme Vater Wisniewski schaute wie ein Marterbild aus; die Mutter aber, einen Bündel in der Hand tragend in einem schwarzen Gewande, das sie bei der Arretirung nebst anderen der nothwendigsten Effekten gerade noch zusammenraffen konnte, schritt marmorbleich mit ihrem gewohnten geisterhaften Blick umherschweifend, ob sie mich nirgends sehe, unter den Frauen daher, denn ich hatte sie Tags vorher in Kenntniß gesetzt, daß ich ihr noch begegnen werde. Da ich bei den meisten Kosaken und Soldaten als Marketender und Schnapslieferant von dem Kasernenhof her wohl bekannt war, machte dies kein Aufsehen. Es war die gewöhnliche Zeit, da ich meinen Schnapsschank eröffnete. Manche winkten mir noch und füllten ihre Schnapsflaschen auf Wiederzahlen bei ihrer Rückkehr. So konnte ich mich bis zu den Gefangenen hindrängen und Vater Wisniewski noch einige tröstliche polnische Worte hinwerfen, welche der nebenstehende Kosake nicht verstand und für Spottrede hielt. Zur Mutter kam ich um so eher, als sie freiwillig mitgieng und nicht zu den Gefangenen zählte. Ich schob ihr, einige polnische Worte mit ihr wechselnd, ein Päckchen in einem alten Nastuche eingewickelt in den Bündel. Es enthielt nebst

einer Erquickung so viel Geld, als ich bis dahin von Reb Mendel hatte auftreiben können, während der Kosak sorgsam seine Flasche füllte, daß er ja kein Tröpflein verschütte. Da ich ihn ebenfalls früher schon im Kasernenhof zum Kunden hatte und er mir auch noch etliche Kopeken schuldig war, so raunte ich ihm in's Ohr, daß ich ihm seine Kopeken schenke und ich überdies bei seiner Rückkehr noch mit einem Schnaps regaliren werde, aber er solle diese Frau, die unschuldig sei berücksichtigen und auch ihren Mann, der falsch angeklagt sei, seinen Kameraden zur Schonung empfehlen.

Der Kosak nahm noch einen Schluck und zwinkerte mir mit den Augen beifällig zu und, wie ich später vernahm, hatte er auch wirklich, so weit es die schwierigen Umstände erlaubten, deren hartes Loos möglichst zu erleichtern gesucht. Plötzlich gab der Commandant das Zeichen. Das Thor schloß sich. Die Namen der Unglücklichen wurden verlesen. Es war das letztemal, daß sie bei ihren Namen genannt wurden. Von dem Augenblicke an, da sich die Pforte schließt, hört der Verurtheilte nur noch auf die Nummer, die ihm das Schicksal zu Theil werden ließ. Wisniewski Nro. 25 hallte an mein Ohr. Kaum waren die Namen verlesen, so begann das grauenhafte Wirbeln der Trommeln von neuem. Wie auf ein Commando zogen die Kosaken ihre Feldflaschen hervor. Jeder that noch einen schnellen Schluck und fort gieng es zur Stadt hinaus. Nur hier und da stund eine Gruppe auf der Straße: Freunde, Anverwandte, Eltern, Geschwister, vielleicht Bräute in stummem Schmerz vor sich hinstarrend, die Thränen gewaltsam zerdrückend, denn Weinen galt für Hochverrath und hätte die Polizei aufmerksam gemacht, vielleicht selber nach Sibirien führen können. Von all' denen, die nach Sibirien giengen kehrte wahrscheinlich keiner mehr zurück.

Den Zug schlossen einige Delega's (russische Bauernwagen) mit Gepäck.

So dauert die Reise nach Tobolsk etwa fünf Monate durch die dichten russischen Kieferwälder, abwechselnd mit endlosen Steppen, in welchen der schreckliche Buran oder Wirbelsturm dem Wanderer im Winter den trockenen, wie

Sand harten Schnee, im Sommer den Staub in die Augen jagt, nur hier und da in weiten Entfernungen viele Werste weit von einander ein Dorf oder eine Stadt berührend. In Entfernungen von drei bis vier deutschen Meilen, je nach der Lage der Ortschaften, sind für diese regelmäßig wiederkehrenden Gefangenen-Transporte Baracken aus Holz errichtet: eine Art Blockhäuser zum Obdach für die Nacht, umgeben von einer fünfzehn Fuß hohen Palisadeneinfassung. Bis Kasan begleiten den Transport Kosaken; von dort an bis weiter Tartaren-Reiter. Nach Tobolsk werden alle Züge dirigirt. Erst dort, dem Hauptsammelpunkt der Verbannten, weist der Gouverneur einem jeden seinen Platz an. Die sogenannten Staasverbrecher oder zu Zwangsarbeit Verurtheilten werden in der Regel nach Ickutsk oder Wertschinsk, etliche hundert Werste weiter, in die Bergwerke oder zum Straßen- und Festungsbau, wohl auch in die Eisfelder von Kamtschatka geschickt und zum Zobelfang verwendet. So weiß Keiner vorher, welcher Ort für ihn bestimmt ist. Manche unterliegen auf dem Wege den schrecklichen Beschwerlichkeiten, der Müdigkeit, dem Hunger, den sie nur mit trockenem Brod und hier und da mit einer sibirischen Rübensuppe stillen und dem Durst, den sie nur aus den Wassertümpeln am Wege löschen können.

Entsetzlicher Gedanke! Sollte vielleicht Wisniewski, Vater und Mutter, das nämliche Schicksal haben?

Ich hatte von nun an keine Ruhe mehr. Noch eine Zeit lang mußte ich, um Aufsehen zu vermeiden, meinen Schnapsschank fortsetzen. Ich kundschaftete im Spital zum Kindlein Jesu nach, was Coletta mache. Die barmherzige Schwester, welche die Aufsicht über den großen Saal der Irrsinnigen hatte und welcher ich das Schicksal der Unglücklichen anvertraute, führte mich zu dem Gitter der Unglücklichen hin.

Da saß sie denn, die ehemals so bildschöne Jungfrau zusammengekauert, ihre großen Augen starr vor sich hingewandt und die Arme nach dem Gitter ausstreckend immer nur murmelnd: Vater, Mutter, Bruder, Stephan, Stephan! Fluch dem Czaren! Das Herz brach mir, Thränen rollten in meinen Bart. Ich hielt es nicht mehr länger aus, stürzte

hinaus, der Schwester Angelika, so hieß die Aufseherin, die Unglückliche noch vorher warm empfehlend.

Mendel! sagte ich eines Tages zu dem Juden: Bringe das Geld noch gar in Richtigkeit für das Gut, welches dir von Wisniewski's anvertraut wurde. Ich habe keine Ruhe mehr. Ich will selber nach Sibirien und die unglückliche Familie aufsuchen, und müßte ich bis an die chinesische Grenze reisen. Ich kann meine theuere gute Herrschaft nicht im Unglück wissen, ohne mich zu überzeugen, ob ich nicht helfen kann oder es mit ihnen zu theilen.

Reb Mendel zuckte die Achseln und setzte seinen Zwicker fest auf die Nase, einen durchbohrenden Blick auf mich werfend. Alle Ehr vor deiner Gesinnung, Klas, aber wie willst du ohne Paß zu ihnen kommen, wird man dich nicht zehnmal vorher arretiren und vielleicht wohl nach Sibirien, aber nicht zu deiner früheren Herrschaft, schicken? Ueberdies, woher soll ich armer Jud gleich so viel Geld nehmen? Schlechte Zeiten! alles nicht die Hälfte werth! Doch damit du siehst, daß ich dankbar bin, ich habe vor kurzem bei einer Steigerung aus der Hinterlassenschaft eines Handlungs-Reisenden unter alten Papieren einen noch ziemlich giltigen Paß auf Stempelbogen mit dem kaiserlichen Siegel in die Hände bekommen, der auf jene Gegenden ausgestellt ist. Jener Kaufmann war erst voriges Spätjahr noch, so wie früher regelmäßig, auf den großen Messen in Nischni-Nowgorod, in Kasan, ja er kam bis Kutsk und gienge unfehlbar dieses Spätjahr wieder hin, wenn er nicht an der Cholera-Morbus schnell hinweggestorben wäre. Bei diesen Worten fröstelte es mich. Ah-pah! verbesserte Mendel: der Paß beißt nicht, ich müßte sonst die Cholera schon lange haben. Er stimmt auch mit deinem Alter und Aussehen ziemlich überein. Also kleid dich wie ein ordentlicher Handels-Reisender. Es sind Pelz- und andere Röck genug für ein wohlfeil Geld in meinem Laden. Auf die Spätjahrmessen im August, wenn die Schneebahn angeht und tausende von Schlitten aus allen Theilen Rußlands sich dort einfinden, um die aus China kommenden Waaren, als Thee, Rhabarber, Porzellan, Putz und Zeuge aller Art abzuholen, kannst dn dann am sichersten reisen. Wahrhaftig, meinem leiblichen Bruder

gäb' ich den Paß nicht. Ich riskir dabei und thue es nur aus purer Dankbarkeit. Ja! Ja! dachte ich den verschmitzten Juden durchschauend. Doch machte ich mit dem Juden nach langem Hin- und Herschachern die Sachen in Ordnung, nahm die kleine Baarschaft zusammen, kaufte eine leichte Tarantasse und flog Tag und Nacht gegen Osten, und nur so lang ward angehalten, als nöthig war um die Pferde zu wechseln und täglich zweimal um den Thee zu kochen. Der Wagen mußte mir zugleich als Bett dienen. Später vertauschte ich denselben mit einem Schlitten.

Reb Mendels Tandler-Laden versorgte mich auf den Winter mit tüchtigen Wollenhemden, warmen Leibbinden, Pelzrock, großen Pelzstiefeln, die über die Kniee heraufreichten und mit dicken Pelzhandschnhen, welche die Hände schützten. Dazu kamen eine sogenannte Wildschur mit hohem Kragen, in welche ich mich einhüllen konnte, Tücher, um das Gesicht vor Kälte zu schützen, und eine tüchtige Zobelmütze; kurz alles, was für eine sibirische Reise nothwendig war; nebstdem sorgte ich von Zeit zu Zeit für den nöthigsten Mundvorrath und auch an Waffen fehlte es mir nicht, wenn etwa ein Abenteuer zu bestehen wäre. Doch schaffte ich dies alles aus meinem eigenen ersparten Gelde an und hätte es mir auf der Seele gebrannt, wenn ich um einen Rubel das Eigenthum meiner guten alten Herrschaft geschmälert hätte. Es war dies selbst zu Wagen eine gräuliche Reise und gibt es Gegenden, wo man viele Wersten weit keinen Ort antrifft. Nur in gewissen Entfernungen an der Straße nach dem Ural stunden sogenannte Ibuschka's, dies sind Häuschen, welche die Grundherren zur Bequemlichkeit der Reisenden und zu ihrem eigenen Vortheil errichtet haben. Sie sind meistens von armen Leuten bewirthschaftet und diese verkaufen den Fremden Brod, getrocknete Fische, Rüben, Sauerkraut und Quaß (ein beliebtes gegohrenes, säuerliches Getränk) hier und da Brantwein und in den größeren Heu und Hafer. Selbst in manchen Dörfern findet man kein Wirthshaus und nur von Zeit zu Zeit erscheint eine sogenannte Kabacke, d. h. eine wandernde Brantweinschenke nach Art eines deutschen Bierwagens. Statt des Schildes dient eine lange Stange, oben mit einem Art Besen ver-

sehen. Hieran kann man schon von weitem erkennen, ob eine Kabacke sich im Dorfe befindet, worauf alles dahin strömt um Brantwein zu kaufen. Nur an der Hauptstraße von Moskau nach Sibirien sind wenigstens die Posthäuser, obgleich auch von Holz, doch in einem erträglichen Zustaud. Man findet wenigstens saubere und wohnlich eingerichtete Zimmer, ein Nachtlager und die nothwendigsten Speisen von Eier, Milch, Wildpret u. s. w. Auch muß der Posthalter auf Vorzeigüng eines Scheines aus der Gouvernements-Hauptstadt zu jeder Zeit gegen billigen Preis Pferde stellen. Kein Tag vergieng, wo mir in den öden Gegenden nicht Transportzüge der Unglücklichen, wie man in Sibirien die Verbannten nennt, begegneten, die von Frauen und Kindern begleitet, mühselig sich fortschleppten und einen erbärmlichen Anblick boten. O wie zerschnitt es mir alsdann das Herz, wenn ich an Wisniewski's dachte!

Je näher ich Nischni-Nowgorod kam, desto belebter war die Straße und, da es schon Schnee hatte, setzte ich mich auf einen Postwaschock, d. h. in einen Bretterkasten, der auf ein paar tüchtige Schlittenläufe genagelt war, meistens mit drei Pferden nebeneinander bespannt. So flog der Waschock unter Schellengeklingel über die weite Schneefläche dahin, und hunderte Schlitten vor und hinter uns eilten dem nämlichen Ziele, der großen Messe zu. So kam ich nach Nischni-Nowgorod an der Wolga. Tausende von bretternen Gebäuden und Buden stiegen da empor. Ein buntes Völkergemisch fand sich da zusammen; Tartaren und Kalmücken, Kosaken und Kirgisen, Baschkiren und Perser, Groß- und Kleinrussen. Hunderte von Schiffen lagen auf der hier fünftausend Fuß breiten Wolga am Ufer mit Eisenwaaren, Holz, Steinen, Pelzwerk, Gewebstoffen aller Arten beladen. Aus den entferntesten Weltgegenden waren da Leute zusammen geströmt und die Erzeugnisse aller Länder aufgehäuft. Kirgisische Filzdecken und Damaste von Lyon, schlesische Schleier und Kaschemir-Schalws, deutsche Glaswaaren und Perlen aus Ceylon; tartarische Mäntel und französische Modehüte. Ich fürchtete nicht umsonst, hier etwa Bekannte aus Danzig zu finden oder frühere Geschäftsfreunde Wisniewski's. Da meine Reise ein ganz anderes Ziel hatte und mein Paß bis

Irkutsk giltig war, so machte ich mich weiter. Nach langer beschwerlicher Fahrt gieng es endlich über Kasan und Peran durch die dunklen Schluchten und über den Kamm des Ural, der Europa von Asien, das eigentliche Rußland von Sibirien scheidet.

Endlich war Tobolsk, die Hauptstadt Sibiriens, erreicht.

Eilftes Kapitel.

Der Polenvater. Wiedersehen in der Verbannung. Der Tod als Erlöser. Adje Nertschinsk! Das Land des Fluches. Nach Hause. Das Gottesgericht. Im Spital zum Kindlein Jesu. Schwester Angelika. Der Mutter letzter Segen.

1.

So war ich denn jetzt, so setzte Niklas seine Erzählung weiter, in Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, wo ein nie versiegender Strom menschlichen Elends aus dem ganzen ungeheueren russischen Reiche seit einem Jahrhundert zusammenfloß und sich von da nach allen Seiten des Landes unaufhörlich gleichsam in unzähligen Kanälen ausgießt. Es scheint, daß dies von dem Fluche aller Verbrechen erfüllte, zumeist von den Sünden der russischen Regierung selber zeugende und mit tausend Seufzern Tag und Nacht laut um Rache zum Himmel schreiende Land, selber stetig unter dem Fluche Gottes liegt, so unwirthlich und segenslos ist dasselbe. Wohin sollte ich mich jetzt wenden, um das Schicksal meiner theueren Verbannten zu erfahren?

Tobolsk ist eine Stadt von etwa 25,000 Einwohnern, meistens Bekennern der russisch-griechischen Kirche, sowie von Tartaren bewohnt. Es sind auch Deutsche ansäßig, welche eine lutherische Kirche und eine große Anzahl Verbannter, welche nur wegen leichteren Vergehen verurtheilt wurden, darunter auch Polen, die sich jedoch nie an der Revolution betheiligten. Solche dürfen frei umherlaufen und dem Erwerb nachgehen oder in Dienste treten. Sogenannte Staats-

verbrecher, d. h. solche, welche dem russischen Bären auf die Tatzen getreten sind, oder auch nur im Verdacht standen, gelten aber in den Augen der russischen Regierung als die schwersten Verbrecher und sind hier angesiedelt zu finden.

So vorsichtig als möglich suchte ich mir einen der hier frei lebenden Polen ausfindig zu machen, und mich über die Ankunft der letzten Transportzüge zu erkundigen. Allein der verbannte Landsmann zuckte mit einem schmerzlichen Blick die Achseln. Wer wollte da Auskunft geben können, sagte er: Es kommen seit Monaten fast täglich Transportzüge, besonders aus Polen und gehen täglich eben so viele wieder ab.

Doch fällt mir ein. Der „Polen-Vater“ kann Ihnen am besten Auskunft ertheilen.

Wer ist dieser Polen-Vater, fragte ich begierig?

Ach! Es ist ein frommer polnischer Geistlicher, erwiderte der Landsmann, welcher sich schon seit vielen Jahren hier aufhält. Das Mitleid mit dem Schicksal so vieler seiner katholischen Landsleute, die im größten Elende hier ankommen und aller Hilfe und geistlichen Trostes beraubt waren, hat ihn bewogen schon vor Jahren sein Vaterland freiwillig zu verlassen und sich in diesem Land des Schreckens ganz dem Dienste der Liebe zu widmen. Vater Hyazinth oder wie man ihn gewöhnlich nennt, „der Polen-Vater,“ wohnt draußen vor dem Thore an der Moskauer Landstraße. Dort mustert er täglich die ankommenden Transportzüge der Unglücklichen, besonders die welche aus Polen kommen, notirt sich die Namen und Nummern, während sie vor dem Thore sich sammeln und sucht von nun an ihr Loos möglichst zu erleichtern und soweit es ihm möglich ist, den Trost der Religion zu spenden.

Ach! schon vielen stund er bei im Leben und im Sterben; schon manche Thräne hat er getrocknet und schon viele vor Verzweiflung bewahrt. Er scheut sich nicht in den Häusern der Vornehmen für die Unglücklichen zu betteln und Gaben zu sammeln, die er unter die Bedürftigsten austheilt. Die Liebe läßt ihn Mittel finden selbst in die Gefängnisse zu dringen.

Der Gouverneur, sonst ein rauher Mann und überdies

Protestant, schätzt den Vater Hyazinth selber hoch und läßt ihn gewähren. Der ehrwürdige Priester ist, so zu sagen, unser schützender Engel. Wenn Ihnen der Polen-Vater keine Auskunft geben kann, so kann nur der Gouverneur es selber. Ich dankte dem Landsmann, ihm eine kleine Gabe reichend. Mein nächster Weg führte zum Polen-Vater.

Ich fand ihn bald in einer kleinen bescheidenen Wohnung. Mit milder Freundlichkeit empfing mich der Greis. Ich trug ihm mein Anliegen vor.

Der Priester zog ein kleines Notizbüchlein hervor und schlug nach.

Zug 113. Nro. 25. Wisniewski, Kaufmann aus Warschau, freiwillig begleitet von seiner Gemahlin, angekommen 10. August, zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, liegt dahier schwer krank im Fort Alexander, Spital Nro. 8. Wehmüthig die Achseln zuckend setzte der würdige Geistliche bei: Er wird's wohl nicht mehr lange treiben. Wäre er transportabel, so wäre er schon in die Silberbergwerke von Nertschinsk an der chinesischen Grenze abgeliefert. Allein er kam schon todtkrank hierher auf einer Delega in Stroh eingepackt. Seine Frau ist ein wahrer Engel und weicht Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Diese Gunst hat sie nur der Frau des Gouverneurs zu verdanken, welche ebenfalls eine geborene Deutsche ist.

Ich selber habe dem Kranken auch schon die Tröstungen der Religion gespendet, und diese Gnade verdankt er nächst Gott, ebenfalls nur dem kräftigen Fürworte dieser edlen Dame.

Ich erzählte nun dem Priester die ganze Geschichte und vertraute ihm mein ganzes Verhältniß zur Familie Wisniewski an, denn Offenheit konnte hier allein nützen und ich durfte keinen Mißbrauch fürchten.

Vater Hyazinth schüttelte bedenklich den Kopf. Unter dieser Firma können Sie sich, erwiderte er, nicht lange hier herumtreiben. Es würde dies bald Aufsehen erregen und möglicherweise könnten Sie die Rolle Wisniewski's in Nertschinsk spielen müssen.

Doch ich weiß einen Ausweg. Wie Ihnen bekannt sein

dürfte, ist Tobolsk der Sammelplatz alles Pelzwerks, das die Krone aufkaufen läßt. Ich kenne den Spediteur Steffen, einen Deutschen, gut. Dieser braucht immer Leute genug, welche das Pelzwerk im Lande umher sammeln müssen, um es an die Krone abzuliefern. Sie können bei ihm in Dienst treten, da Sie für das Handelsgeschäft Wisniewski ja auch schon gereist sind. Ich will heute noch mit ihm reden. So kommen sie zeitweis hier aus den Augen und doch wieder in die Nähe der unglücklichen Familie, verdienen sich etwas und können die Zukunft abwarten. Auch können Sie alsdann ohne Aufsehen mit Frau Wisniewski correspondiren und gibt es vielleicht auch Gelegenheit, Sie einmal zu dem Kranken zu bringen, denn die Gefängnißwärter kennen mich und der Gouverneur läßt mich passiren. Unterdessen will ich Frau Wisniewski auf Ihre Anwesenheit vorbereiten, damit Sie nicht verrathen werden und daß sie es dem Kranken selber beibringe. Damit bestellte er mich wieder auf den andern Tag.

Ich konnte Gott nicht genug danken für diese Wendung der Dinge, obgleich mich der traurige Zustand Vaters Wisniewski schwer betrübte. Ebenso konnte ich kaum den andern Tag erwarten um sichere Nachricht zu erhalten. Des folgenden Tages begab ich mich zur bestimmten Stunde zu Vater Hyazinth. Aber wie erstaunte ich, als ich in das Zimmer eintrat. Es war eine bleiche, abgehärmte, weibliche Jammergestalt da, welche einen Schrei ausstieß, als sie mich erkannte, und das Gesicht verhüllend in lautes Weinen ausbrechend auf ein Polster sank. Ach! Es war niemand anders, als Mutter Wisniewski.

So bist denn du hier, unser getreuer Niklas? stöhnte sie. Ach, in welch' unglücklicher Lage findest du uns und dennoch wiederum wie gnädig hat Gott und die heilige Jungfrau es bisher geleitet, daß er diesen Schutzengel in Menschengestalt sandte, damit deutete sie auf den ehrwürdigen Priester und zugleich durch ihn die edle Gouverneurs-Gattin! Ach, mein lieber Gatte wird wohl bald ausgelitten haben, und darf ich doch bei ihm sein bis zum letzten Augenblick, auch ist er doch nicht, wie so viele Tausende des Trostes der Religion beraubt. O es ist für ihn besser im

Himmel, als in den greulichen Bergschachten in Nertschinsk, wo er doch bald im Elend unter der Last der ungewohnten schweren Arbeit und des Mangels ausathmen würde.

Dazu hat uns Gott noch den Trost geschenkt: dich unsern getreuen Niklas bei uns zu wissen. Wie geht es Coletta? fragte sie plötzlich, neuerdings in einen Strom von Thränen ausbrechend. O unser armes unglückliches Kind!

Erlassen Sie mir diese traurige Wiederfindungsscene, die auch den frommen Priester zu Thränen rührte. Die Hauptsache ist: Ich wurde vou dem edlen Steffen in sein Geschäft aufgenommen und war von nun an, sozusagen im Dienste der russischen Krone, was mich vor aller Spionirerei und Verdacht sicherte. Mutter Wisniewski hatte von nun an Rath und Hilfe an mir und durfte wenigstens nicht darben, auch konnte sie dem Vater die nothwendige Erquickung verschaffen, denn ich hinterlegte bei Vater Hyazinth zu größerer Sicherheit die vou Reb Mendel noch erhaltene Baarschaft und konnte die Mutter jederzeit den Nothpfennig erheben. Die edle Gouverneursgattin und andere edle Wohlthäter, welche Vater Hyazinth kannte, sowie ich selber sorgten, aber immer so weit, daß dies nur in seltenen Fällen nothwendig war.

Auch zu dem kranken Vater erhielt ich bald durch Verwendung und in Begleitung des edlen Priesters Zugang. Ach! welche Freude war dies für den kranken Mann! Jetzt will ich gerne sterben, rief er aus, da ich weiß, daß meine arme Gattin in diesem wildfremden Lande nach meinem Tode noch eine Stütze hat. Wahrhaftig! der liebe Gott verläßt auch in der größten Noth die nicht, welche auf ihn vertrauen, das Gebet der Mutter zur heiligen Jungfrau ist erhört worden.

Nicht lange dauerte es mehr, so ward die Voraussage des Vater Hyazinth und die Ahnung der Muter erfüllt.

Vater Wisniewski hatte ausgelitten und starb sanftergeben wiederholt mit den Tröstungen der heiligen Religion versehen in den Armen seiner Gattin unter dem Gebet des frommen katholischen Priesters.

Auch diesen Schmerz ertrug die fromme Mutter mit heldenmüthiger Ergebenheit. Adieu Nertschinsk!

Der strenge sibirische Winter war jetzt hereingebrochen, an eine Rückkehr in's polnische Vaterland war für den Augenblick noch nicht zu denken. Doch sorgte Vater Hyazinth für die Mutter, daß sie für die strenge Jahreszeit bei guten Leuten eine geeignete Unterkunft fand, wo sie unter Gebet und weiblichen Arbeiten für ihre Wohlthäter die Zeit zubrachte. Für mich selber begann jetzt erst recht das Geschäft im Auftrage Steffens. Auf meinen Kreuz- und Querzügen, auf welchen ich die Hauptstappelplätze des russischen Pelzwerkes besuchte, lernte ich das entsetzliche Elend der Verwiesenen genugsam kennen. Wohl ist es wahr, daß die wegen kleinen Vergehen Verbannten im Ganzen ein erträgliches Leben führen. In Tobolsk angekommen, werden sie in die Städte vertheilt, manche bei reichen Herrschaften in Dienste gebracht, und, einfach unter polizeiliche Aufsicht gestellt, können sie laufen wohin sie wollen; andere erhalten als Nachbauern sogar eine Blockhütte, etwas Land, etliche Schafe oder eine Kuh und können in wenig bewohnten Gegenden den magern Boden anbauen; ganz anders aber ergeht es den Staatsverbrechern, worunter die meisten verwiesenen Polen gezählt werden. Bei diesen kommt es weder auf Alter, noch Stand, noch Geschlecht an. Manche sind an das Gestadeland des nördlichen Eismeeres, in schauerliche, moorige Ebenen, die von Salzsteppen und unbegrenzten Sümpfen, Tundras genannt, durchzogen sind, verwiesen, wo der Boden vor Ende Juni nicht aufthaut und Mitte September schon wieder gefriert und 9 bis 10 Monate Schnee die Erde bedeckt; oder sie werden an die russischen Kolonien von Kamtschatka verbannt; andere in das wilde und unwirthbare Küstenland von Ochotzk, wo nur wenige Russen und Tuagesen wohnen. Wieder andere leben an den öden waldigen Ufern der Lena, wo sie hunderte von Wersten die Schiffe den Fluß hinaufziehen und so den Postdienst versehen müssen, oder im Lande der Jakuden, welche in pyramidenförmigen Jurthen leben; diese Verbannten sind zum Zobelfang angewiesen und müssen jährlich eine bestimmte Anzahl Pelze der Regierung abliefern, welche sie nach Jakutz bringen. Es ist dies die kälteste Stadt der Erde. Um sich vor Frost zu schützen, setzt man Eisstücke in die

Fenster, und am hellsten Wintertag sieht man um drei Uhr Nachmittags die Sterne und bei Schneegestöber muß man selbst Nachmittags das Licht anzünden. Wieder andere leben unter den Ostiaken und Wogulen und jagen in den sumpfigen Waldungen des nördlichen Urals in der Gegend von Beresund Hermeline und andere kostbare Pelzthiere. Dorthin ward auch der allmächtige Günstling Peter des Großen, Alexander Mentschikow verbannt und viele vornehme Frauen.

Die Zobeljagd besonders ist eine der furchtbarsten Aufgaben der Verbannten; die Zobel leben in den wüstesten Berggegenden und durch ihre List, Gewandtheit und Scharfhörigkeit machen sie die Jagd äußerst beschwerlich. Ueberdies fangt man sie in der Regel in Fallen, um ihren kostbaren Pelz nicht zu verletzen. Oft gehen 10 bis 12 Zobeljäger auf den Fang und entfernen sich von ihrem Wohnsitz 80 bis 100 Stunden, in den Wäldern ihr Leben zubringend. Die Jagd beginnt meistens im November und dauert bis Januar.

Andere Verwiesene arbeiten, von Soldaten bewacht, an den öffentlichen Landstraßen und schleppen die Steine aus den Berg-Brüchen herbei. Die Meisten haben den kaiserlichen Adler auf die Stirne gebrannt oder die Nasenflügel aufgeschlitzt, damit sie kennbar sind. Viele Verbannte sind in die Goldwaschereien von Jeniscisk, einer Steppe von Moor und Wald, oder des südlichen Ural verurtheilt. In sogenannten Goldseifen, kleinen Schluchten oder Thälchen, liegt unter der nassen Torfschichte ein rother Lett, der sich an die Räder der Wagen anhängt. In diesem finden sich Goldkörner, sowie auch im Sand und Steingerieß. Diese werden auf einfachen hölzernen Waschherden oder auch Maschinen ausgewaschen. Wieder andere dieser Unglücklichen arbeiten in den finsteren Schachten der Erz- und Bleibergwerke des Ural, so von Jekatharinenberg, oder in Schmelzhütten; Manche in den Silber-Minen des Altri, in Salzwerken und dergleichen. Alle diese armen Verbannten werden des Abends von Soldaten mit Ketten beladen in benachbarte Festungswerke getrieben, wo sie die Nacht zubringen, um am frühen Morgen ihr jammervolles Leben wieder von vornen zu

beginnen. Viele dieser Unglücklichen leben in sogenannten Ostrogs, d. h. in Dörfern, die mit einem Gehäge von dicken Palisaden, manche selbst mit Thürmen und Schießscharten umgeben sind. Die Knute spielt bei Allen eine Hauptrolle. Hunger und Entbehrung sind das Hauptloos. Nur hier und da mag es einem gelingen, seinen Aufsehern zu entrinnen. Er irrt alsdann vielleicht in den Steppen der Kirgisen herum, irgendwo einen Ausweg aus dem ungeheuren Kerker-Lande suchend, bis er dem Hunger oder Durste erliegt, oder sonst durch Elend zu Grunde geht. Da erfüllt sich denn, was der Dichter singt:

„Im quellenarmen Steppen-Sand
„Sibirischer Nomaden
„Irrt ohne Ziel und Vaterland
„Auf windverwehten Pfaden
„Ein Polenheld und grollet still,
„Daß noch sein Herz nicht brechen will.

„Sein Leib neigt sich dem Boden zu
„Mit dürstendem Ermatten,
„Der sänke gern zu kühler Ruh
„In seinem eigenen Schatten,
„Der tränke gern vor dürrer Gluth
„Schier seine eigene Thränenfluth.

Kurz Elend überall, von geistlichem Trost für Leben und Sterben keine Rede. Das Herz brach mir schier bei diesem Anblick und beim Gedanken, daß Tausende jährlich hierher geschleppt werden, die kein anderes Verbrechen begiengen, als daß sie ihr Vaterland liebten; Tausende sogar, weil sie ihrem katholischen Glauben treu blieben und ihr Gewissen nicht unter die Willkühr eines Despoten beugen wollten, der nicht nur über die Leiber, sondern auch über die Seelen zu herrschen sich anmaßt.

Es drängte mich, sobald die bessere Jahreszeit kam, fort aus diesem fluchbeladenen Lande des Jammers und der Thränen.

2.

Unter heißen Dankesthränen nahmen Mutter Wisniewski und ich Abschied von dem Vater Hyazinth, der

mit Recht den Ehren-Namen „Polen-Vater“ verdiente, und den andern edlen Wohlthätern. Ich hatte ein ordentliches Geld verdient und der brave Steffen verschaffte mir einen regelmäßigen Reisepaß, denn im Bereiche des Ural schweiften Tartaren, um etwaige Flüchtlinge aufzutreiben, und drüben war Sibirien mit einem Gürtel von Kosaken-Stationen umschlossen, damit keiner der Verbannten den Weg in die Heimath finde. Wir nahmen die Post und in sausendem Galopp flogen die Pferde dem Ural zu, als ob sie selber vor dem Fluche dieses Landes entfliehen wollten. Doch gieng die Reise in so fern langsamer, da ich der guten Mutter des Nachts wenigstens, da sie sehr schwach war, Ruhe gönnen mußte. Ich will Sie nicht mit der Beschreibung der Rückreise behelligen; sie war so einförmig als meine Herreise. Die Mutter zeigte mir nur ihre Leidens-Stationen; oft wiederholte sie, wären die Kosaken, denen ich sie empfohlen hatte, gegen eine Schnapsgebühr nicht hier und da mitleidig gegen sie gewesen, so wäre der Vater schon auf dem Wege gestorben.

Nur Eines muß ich erzählen: Wir waren etliche Stationen hinter Nischneinowgorod kaum bei einem einsamen Posthause abgestiegen und hatten uns in der geräumigen Wirthsstube niedergelassen, als wir plötzlich vor dem Hause einen Höllenlärm vernahmen. Kosaken tummelten auf der Straße umher. Ein Transportzug Unglücklicher kam und lagerte sich auf der Straße, während sich die Kosaken ihre Schnapsflaschen füllten, der Hettmann, welcher den Zug anführte, stieg ab und trat in die Wirthsstube. Ich fragte ihn, woher der Zug komme? Von Warschau, war die Antwort. Ich musterte durch das Fenster die erbärmlichen Gestalten, kannte aber Niemanden.

Plötzlich meinte ich, das Blut müsse mir in den Adern erstarren und meine Zunge beinahe erlahmen. Ich traute meinen Augen kaum. Ich schaute und schaute wiederholt. Unter den Gefesselten fiel mir ein unheimliches Gesicht auf: Es war wahrhaftig niemand anders, als Pepitoff. Ich hatte kaum noch so viel Fassung, mich nicht zu verrathen. Die Mutter war zum Glück ausgewichen, um durch den Anblick des Elendes ihre schmerzlichen Erinnerungen nicht zu

erneuern. Ich fragte den Offizier über diesen oder jenen, welches Verbrechens er sich schuldig gemacht habe, um meine Verlegenheit zu verbergen. Endlich deutete ich auch auf Pepitoff. Dieser dort, sagte der Offizier, indem er das Glas auf den Tisch stellte, ist ein Haupt-Spitzbub. Er ist wegen Haltung einer geheimen revolutionären Druckerei verurtheilt. Vor einem Jahre hatte er die Frechheit, einen Andern als Urheber anzuzeigen. Richtig wurde dieser zur zwanzigjährigen Zwangsarbeit nach Sibirien verurtheilt. Da stellte sich später, als noch Andere zufällig in Untersuchung kamen, heraus, daß er selber der Hauptverbrecher, dagegen jener unschuldig war. Jetzt kommt er selber auf lebenslänglich nach Nertschinsk. Ein Ukas aber ist nach Tobolsk abgegangen, daß der unschuldig Verurtheilte wieder heimgeschickt werde. Dabei stieß der Hettmann einen kräftigen Fluch aus, daß den Hund alle Teufel zerreißen sollten, trank aus, schwang sich wieder auf das Pferd und unter Lärmen und Fluchen setzte sich der traurige Zug wieder in Bewegung, während ich sprachlos vor Schrecken nachschaute. Ich ließ gleich einspannen. Der Imschick (Postillion) schlug noch ein Kreuz, schnalzte und fort gieng es im Galopp weiter.

Ich konnte es lange nicht zu einem Worte bringen, sondern nur schweigend die Gerichte Gottes bewundern. Endlich theilte ich das Erlebte der guten Mutter mit. Sie aber konnte nichts sagen als: Gott vergelte ihm nicht nach seiner Missethat und Thränen rollten über ihre Wangen, indem sie betend die Hände faltete. Endlich nach langer, beschwerlicher Reise fuhren wir über die Weichselbrücke von Praga. Wir waren wieder in Warschau.

3.

Der erste Wunsch der guten Mutter war natürlich, Coletta aufzusuchen und ihre unglückliche Tochter wieder in ihre Arme zn schließen. Allein Mutter Wisniewski war durch ihre Erlebnisse und die Strapatzen der weiten Reise so in ihrer Gesundheit geschwächt, daß an eine so traurige Begegnung nicht zu denken war. Reb Mendel hatte wie-

der für den Augenblick, wie er sagte aus purer Dankbarkeit, für eine Unterkunft gesorgt.

Unterdessen hatte ich mich im Kind-Jesu-Spital nach Coletta erkundigt. Der Zustand der Naserei hatte sich gelegt und war mehr in den sogenannten stillen Wahnsinn und in ihr früheres dumpfes Brüten zurückgekehrt. Durch die kluge und liebevolle Behandlung der Schwester Angelika kehrte ihre frühere sanfte Gutartigkeit wieder zurück. Coletta durfte nicht nur ihren vergitterten Aufenthalt verlassen und sich frei im Saale bewegen, sondern durch deren Verwendung erhielt Coletta ein anständiges Zimmer, wo sie unter steter liebevoller Aufsicht lebte.

Schwester Angelika stammte aus einem der edelsten polnischen Geschlechter. Ihre eigene Familie war ebenfalls von schweren Schicksalsschlägen durch die Revolution heimgesucht. Sie selber hatte sich schon lange dem Dienste der Barmherzigkeit und Nächstenliebe gewidmet. Abwechselnd hatte die in höherm Stande aufgewachsene und sorgfältigst erzogene, fein gebildete Jungfrau im Dienste ihrer Mitmenschen aus Liebe zu ihrem Heilande sich den eckelhaftesten und niedrigsten Arbeiten unterzogen, zur Zeit der Cholera als Krankenwärterin ihr Leben mehr als einmal der Todesgefahr ausgesetzt, im nämlichen Kind-Jesu-Spital bei den eckelhaftesten Siechen Tag und Nacht zugebracht, später bei den armen Findlingen Mutter-Stelle vertreten und jetzt war sie dem Dienste der armen Irrsinnigen zugetheilt. Kein Wunder, daß solch eine edle Seele für jedes Unglück unbegrenzte Theilnahme fühlte. Sie selber übernahm es daher, Mutter Wisniewski zu besuchen und sie in der zartesten, rücksichtsvollsten Weise über den Zustand Coletta's in Kenntniß zu setzen und durch christliche Trostgründe wenigstens möglichst zu beruhigen. Endlich kam der gefürchtete Augenblick des für die Mutter so schmerzlichen Wiedersehens ihres geliebten Kindes.

Coletta schien wie aus einem tiefen Traume zu erwachen; der Flor, der ihren Geist umhüllte, schien momentan zu weichen. Sie äußerte sogar Freude, hüpfte auf und drückte die Mutter an das Herz, aber bald versank sie wieder in ihr düsteres Brüten, schwatzte wieder von Vater, Mut-

ter, Sibirien und allerhand verwirrtes Zeug. Ach! sie war eben immer noch dem Wahnsinne verfallen. Dennoch schien sie sich der Mutter anzuschmiegen, bei ihr Trost und Hilfe zu suchen und wie früher in gesunden Tagen ihren Worten kindlich zu folgen. Dies nämliche Betragen zeigte sich, so oft die Mutter Coletta besuchte; ja die Unglückliche schien ihre Gegenwart nicht mehr vermissen und sich kaum mehr trennen zu können. Da durchzuckte Schwester Angelika ein Gedanke, der ihr von Gott selber eingegeben schien. Sie überlegte hin und her. Eines Tages ergriff sie gerührt mit der ganzen Wärme, die nur aus der Tiefe einer für das Wohl der Nächsten glühenden Liebe kommen kann, die Hand der Mutter: Sie sehen, sagte sie tief bewegt, wie sich die Bande der Natur nie verläugnen, selbst nicht im umnachteten Zustande des Irrsinnes. Es kann Niemand besser Coletta behandeln, als Sie selber. Aus der Anstalt kann man sie jedoch unter diesen Umständen nicht entlassen. Ueberdies haben Sie selbst nur mit Kummer und Noth zu kämpfen, und wird Ihr kleiner Nothpfennig nur gar zu bald zu Ende gehen. Sie wissen zugleich, das Spital des Kindlein Jesu ist die großartigste Anstalt der Nächstenliebe, gestiftet theilweise noch von den österreichischen Kaisern; die Gebäulichkeiten der Zuflucht für Unglück aller Art nehmen einen Raum ein, zu dessen Umschreitung man fast eine halbe Stunde braucht, und die mit ihren Wohnungen, Höfen und Gärten, von einer gemeinsamen Mauer umgeben, wohl manche kleine Stadt an Ausdehnung übertreffen. Außer der Kirche, dem Kloster, dem Spital, dem Findel- und Irrenhaus sind noch viele Wohnungen da für alte, hilfsbedürftige Menschen, selbst für solche, welche in Ruhe und Verpflegung ihre Lebenstage noch zubringen wollen, finden sich hier Plätze genug. Ueber 2000 Menschen haben hier ihr schützendes Obdach. Die Stiftungen sind colossal; barmherzige Schwestern besorgen das Ganze.

Kurzum, fuhr Schwester Angelika fort, warum sollte sich für die unglückliche Wittwe eines schuldlos Verbannten nicht auch noch ein Ruheplätzchen finden, um vergangenes Glück zu beweinen.

Sie nehmen Ihre Wohnung bei uns, gesondert von der

allgemeinen Pfleganstalt und Coletta bei Ihnen. Ich will mich bei den Obern für Sie verwenden.

Wie Schwester Angelika es vorgeschlagen und ihre Hilfe versprochen hatte, so geschah es. Mutter Wisniewski zog in das Spital zum Kindlein Jesu und nahm Coletta zu sich. Dort fand sie Verpflegung für gesunde und kranke Tage.

Sie hatte gut gewählt, denn, obgleich die Unschuld Vater Wisniewki's erkannt und demselben die Heimkehr gestattet war, so war dennoch an die Rückgabe des confiscirten Vermögens nicht mehr zu denken; was einmal in den Tatzen des russischen Bären ist, bleibt darin. Hier mußte als Grund gelten, weil die Söhne sich der Militärpflicht entzogen hätten.

Sie sehen, mein lieber Herr Laurenz, daß der liebe Gott immer noch wunderbar für Ihre Familie auch im größten Unglück sorgte, und daß die Wege der göttlichen Vorsehung anbetungswürdig sind.

An all' diesem Guten war die Barbarei der russischen Regierung wahrhaftig nicht schuld, wohl aber an all' dem Unglück, das über Ihre arme Familie gekommen war.

Ich selber, fuhr Niklas weiter, trat wieder in verschiedene Dienste, nicht ohne daß ich von Zeit zu Zeit um die gute Mutter mich umschaute. Sie brachte ihr Leben ruhig und Gott ergeben, wenn auch in steter Trauer um die lieben Ihrigen und das verlorne Lebensglück, zu, täglich, wenn es ihre Gesundheit erlaubte, am Fuße der Altäre der heiligen Kreuzkirche für ihre Unterdrücker betend, meistens aber in Folge ihrer erlittenen Mühsale an's Krankenbett gefesselt. So verstarb sie endlich in den Armen Angelika's mit der nämlichen heldenmüthigen Hingabe, die sie ihr ganzes Leben hindurch gezeigt hatte, die Ihrigen dem Schutze Gottes empfehlend. Coletta warf sich weinend auf die Verstorbene hin, aber bald murmelte sie wieder: Vater, Mutter! Alle in Sibirien! Fluch dem Czaren! und sank an Angelika's Brust.

Seitdem lebt Ihre Schwester, fuhr Niklas fort, noch ihr nämliches düsteres Traumleben unter der sorgsamen Pflege der guten Nonne, nur hier und da fragend, wohin die gute Frau gekommen sei, die immer bei ihr war.

Die gute Mutter, setzte Niklas bei, hat gar oft von ihren lieben Söhnen, die geächtet in der weiten Welt herumirrten, gesprochen. Werde ich sie wohl noch einmal sehen? O wenn ich wüßte, ob mein Laurenz Priester wäre, würde ich gerne sterben. Grüße mir meine Kinder, lieber Niklas, wenn du sie jemals noch in deinem Leben treffen solltest, sagte sie zu mir noch einige Augenblicke vor ihrem Tode. Dank, lieber Niklas, für deine Treue, bewahre sie auch meinen Kindern, wenn du sie immerhin auf Erden noch findest! Gib ihnen dies Andenken einer guten, treuen Mutter, die viel in ihrem Leben für sie gelitten, geweint, gebetet und sie selbst im Tode nicht vergessen hat. Grüße sie von einer sterbenden Mutter, damit reichte sie mit zitternden Händen mir dieses Etui und sank vor Schwäche in ihr Kopfkissen zurück.

Bei diesen Worten überreichte mir Niklas ein Etui von schwarzem Safian mit weißem Seidenzeng ausgeschlagen. Es enthielt in zwei kleinen, goldenen Kapseln, jedes auf Vorder- und Rückseite, die wohlgetroffenen Bildnisse von Vater und Mutter, wie sie uns noch von Kinderjahren her, aus einer bessern, glücklichen Zeit, vor dem Geistesauge in Erinnerung schwebten. Bei jedem war ein Zettel von eigener Mutterhand: „Meinem Laurenz, meinem Stanislaus, wo immer sie in der Welt seien, Gruß und Andenken von ihrer treuen Mutter.“

Ich stieß, sagte der alte Pole, einen Schmerzens- und dennoch zugleich einen Freuden-Schrei aus, als ich die edlen Züge meiner theueren Eltern sah, heiße Thränen und Küsse bezeugten, was ich im Herzen fühlte. Ach, wir Alle weinten, selbst der gute Nigger, der doch kein Wort von unserer Trauergeschichte verstand. O wenn doch nur Stanislaus da wäre, daß wir ihm sein Andenken auch übergeben könnten.

Endlich nach einer langen Pause fragte ich: O mein liebster Niklas, wie kamst du denn hierher und fandest den Weg in diesen schauerlichen Urwald?

Niklas fuhr in seiner Erzählung weiter: Von dem Augenblicke an, da die Mutter todt war und ich Coletta in guten Händen wußte, hatte ich keine Ruhe mehr in

Polen. Sobald Zeit und Umstände es erlaubten, verließ ich das Vaterland. Ich reiste nach Paris in der Hoffnung, von den dortigen Emigranten über den Aufenthalt der beiden Söhne Wisniewski's und von Stephan etwas zu erfahren; allein alles schien vergebens. Da vernahm ich von einem greisen polnischen Priester, der bei St. Madeleine Messe las, daß ein gewisser Laurenz Wisniewski Missionär in Amerika bei St. Louis sei. Er ist's! dachte ich. Sogleich machte ich mich auf den Weg, langte in St. Louis an, erfuhr Ihren Aufenthalt, und Gott leitete es, daß ich auf dem Mississippi-Dampfer mit dem Nigger Schang zusammentraf. Gott hat meinen Wunsch und mein Gebet erhört. Hier bin ich!

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr nach Europa. In der Plantage. Die Fahrt in die Luft. Das gelbe Fieber. Der letzte Liebesdienst. Bei St. Madeleine. Die Stadt der Jagellonen. In der Tuchhalle. Das Wiederfinden. Kurze Freude.

1.

Der alte Pole fuhr jetzt in seiner Geschichte weiter:

Von nun an war mein Entschluß gefaßt, Amerika wieder zu verlassen. Ein unnennbares Heimweh hatte mich ergriffen. Der bloße Gedanke, das Meer zwischen mir und meinem Vaterland zu haben, war mir unerträglich. Hatte ich auch keine Aussicht, in nächster Zeit in mein Vaterland zurückkehren zu können, so wollte ich wenigstens demselben wieder näher sein, zumal die neue Gestaltung in Frankreich wiederum Hoffnung erweckte. Ich that deßhalb die nöthigen Schritte. Pater Josaphat, der, seit er in Amerika war, nach lateinischem Ritus celebrirte, übernahm mit Erlaubniß des Bischofs die Besorgung der Missionsstation, bis ich etwa wieder zurück kehrte, sammt dem guten Nigger Schang und dem wenigen Inventar. Obgleich ich schwerlich mehr zurück zu kehren gedachte, so nahm ich dennoch keinen Abschied auf

immerdar von meiner seitherigen Missionsgemeinde, die mir sonst lieb und theuer war. Es hätte uns wechselseitig das Herz nur schwer gemacht. So schiffte ich mich denn mit Niklas auf dem Missisippi ein und fort gieng es vorerst nach St. Louis und weiter Neu-Orleans zu, um in die alte Welt zurück zu kehren. Je mehr wir nach Süden kamen, desto schöner zeigte sich uns die Pflanzenwelt; das Grün der Wälder ist zarter und dunkler, die Bäume sind höher und schlanker, die Rankengewächse üppiger, sie winden sich nach allen Richtungen, namentlich um die alten bemoosten Bäume, als wollten sie dieselben ihres Alters wegen bekränzen, verschönern und ehren. Die Feldrose blühet da größer, duftet lieblicher; die Sonne mahlt sie dunkler. Die hohen Hollunderbäumchen, von der Menge ihrer blaßvioletten Blüthen gebeugt, blickten gleich Neugierigen aus ihren grünbelaubten Dachungen hervor, angenehmen, ja stärkenden Geruch verbreitend; die Akazie mit ihren traubenförmigen Blüthen, dann die stolze Magnolie, die wie eine Königin auf den Wipfeln der Bäumchen thront. Welch' ein Farbenspiel! Die Blumenkrone auf dieser Pflanze ist zart und weiß wie Wachs mit feuergelben Staubfäden, während die Blätter von der Größe einer Hand, weich wie Sammet, in das tiefste Grün gekleidet sind. Außer diesen Waldungen bewunderten wir die vielen Orangen-, Citronen- und Kastanien-Anlagen, die sich immer lieblicher zeigten, je näher wir Neu-Orleans kamen. Der Missisippi zeigt seine Großartigkeit erst von der Einmündung des Ohio an. Er ist von hunderten Schiffen belebt, welche mit Meubeln, allen Arten Vieh: Ochsen, Kühen, Schweinen, Geflügeln von Osten und Westen kommen und nach Neu-Orleans hinunter fahren, während andere Schiffe hinauf der Heimath zusteuern und mit Reis und Baumwolle, Tabak, Zucker, Molasses und Südfrüchten beladen sind; was ist das für ein Leben und Lärmen an den Seehäfen. Ungefähr 50 Meilen von Kairo fangen schon die Baumwollen-Pflanzungen an, auf denen die Wohnhäuschen der arbeitenden Neger in großer Regelmäßigkeit 20 bis 40 Häuser nebst einem großen Gebäude, der Wohnung des Aufsehers, stehen. Später kamen wir auch zu Zuckerplantagen. Es war Morgen; die Neger und Negerinnen giengen paar-

weise vom Hanse des Plantagenmeisters an ihr Tagewerk — sie waren in leichte ungebleichte Leinwand gekleidet, hatten die Arme und Füße blos, eine Kapuze auf dem Kopfe und hatten Hacken auf den Schultern, die ihres vielen Gebrauches wegen wie Silber glänzten. Andere sahen wir beschäftigt, den Zucker zu hacken, wie dies bei den Kartoffeln geschieht, da er ebenso angepflanzt wird. Die schönen, grünen Rohre gewährten einen gar lieblichen Anblick. Ein Sklavenhalter befand sich auf unserm Schiffe, bei dessen Plantage Halt gemacht wurde. Als dies die betreffenden Neger sahen, eilten sie mit wildem Freudengeschrei herbei, rufend: der Meister kommt! der Meister kommt! Jedes wollte etwas von seinen Reise-Effekten tragen. Der Sklavenhalter klopfte sie gemüthlich auf die Schultern und lächelte ihnen freundliches Willkommen zu.

Da sehen Sie, sagte Niklas, daß selbst die Neger-Sklaven, welche für die unglücklichste Menschenklasse in der Regel gehalten werden, es im Vergleich mit unseren armen Landsleuten in Sibirien golden haben, wie man zu sagen pflegt. Sehen Sie jene kleinen Häuschen, von denen jede Negerfamilie ein eigenes besitzt, vor welchen da und dort der Haushahn gravitätisch umherspaziert und die schwarzen Kinder sich herumtummeln, sie bergen immerhin noch einiges Glück und der roheste Sklavenhalter schwingt seinen Knotenstock nur, wenn zur angebornen Trägheit noch boshafte Pflichtversäumniß tritt; dagegen unsere verbannten Polen, die vermöge ihrer Erziehung, ihres Ranges und ihrer Geburt oft den ersten Klassen der Gesellschaft in Europa angehören, werden gleich den verworfensten Verbrechern behandelt, in Ketten herumgeschleppt, wenn die ungewohnte Arbeit nicht gelingt, mit der Knute gepeitscht und zerfleischt. Diese Nigger haben doch noch, wenn auch ein armseliges, Familienleben; sie kochen für sich selbst, schlafen in Betten, erhalten von ihren Herrn hier und da einen freundlichen Blick und eine kleine Belohnung, während die armen Verbannten gar oft absichtlich von Frau und Kindern gewaltsam getrennt werden, Arbeiten und Beschwerlichkeiten ertragen müssen, wozu ihnen nur ihre verzweiflungsvolle Lage und innere Charakterstärke Muth und Kraft gibt. Kein freundliches

Lächeln kommt ihnen entgegen. So schleicht ihr Leben einförmig in steter Bewachung von rohen Bütteln dahin, und des Nachts haben sie nicht einmal einen Bund Stroh, um ihre müden Glieder auszustrecken, sondern ihr Lager ist der feuchte Gefängnißboden oder, wenn noch gut, eine hölzerne Pritsche. So übertrifft also die Barbarei Rußlands selbst die Sklavenwirthschaft Amerika's, gegen Alles, was polnisch heißt.

Während wir so in traurigen Betrachtungen und Vergleichungen uns ergiengen, wollte unser Dampfer einem Trieb Baumstämme, der sich in seinen Zweigen verfangen hatte und seine Wurzeln aufbäumend vor uns her kreiste, ausweichen, fuhr mehr gegen das Ufer und blieb plötzlich in dem schlammigten Lehmgrund festsitzen. Unter Fluchen und Lärmen suchte das Schiffspersonal das Fahrzeug wieder flott zu machen, allein vergebens. Alle Maschinen mußten in Bewegung gesetzt werden. Ein Theil der Schiffsgesellschaft fand es für zuträglicher, den Schiffsleuten einstweilen aus den Füßen zu gehen. Unter diese gehörten auch Niklas und ich. Wir bestiegen ein Boot und fuhren an's Land.

Neugierde halber wagten wir es, in einen Garten einzutreten, dessen prächtige Orangen-Hecke unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Reife Orangen und rother Pfeffer fielen uns am meisten in die Augen, während eine junge Neger-Sklavin, welche allda beschäftigt war, kaum zu begreifen schien, was der Anblick rother Pfefferhülsen Ungewöhnliches für uns haben könne und uns freundlich mehrere reichte.

Plötzlich ein einziger furchtbarer Knall — der Dampfkessel war gesprungen — und der dritte Theil des Schiffes in die Luft geschleudert. Etwa 100 Menschen verloren dabei das Leben und waren entweder zerrissen oder verbrannt, verbrüht, verstümmelt oder ertrunken.

Gräßlich war das Jammergeschrei und Hilferufen der im brennenden Schiffe Zurückgebliebenen, da die Rettungsboote nicht alle aufnehmen konnten und selbst in Gefahr waren, von den sprühenden Funken ergriffen zu werden. Die nach Hilfe Schreienden wurden bald nicht mehr gehört und ein Opfer des wüthenden Elementes. Die Rettungsboote hatten etwa 60 Passagiere gerettet. Andere brachten lebens-

gefährlich Verwundete zu uns, die mit ihren verbrühten Körpern auf dem harten Schiffsboden liegen mußten ohne Bett und in ein starkes Wundfieber verfielen. Welch' ein Aechzen, Stöhnen und Wehklagen! Dazu keine Labe, den lechzenden Durst bei der brennenden Sonnenhitze zu löschen, als das schmutzige Missisippi-Wasser.

Man suchte die Verwundeten in die weit auseinander liegenden Oekonomie-Häuser zu bringen. Ein Dampfboot kam, um die geretteten Schiffbrüchigen weiter nach Orleans zu bringen. Wir schifften uns am Schauplatz unseres Unglücks ein und sahen nur noch das rauchende Wrack unseres Schiffes, das nun ein Spiel der Wellen des Missisippi geworden war. Unsere Effekten und Alles, was wir nicht an dem Leibe trugen, hatten wir eingebüßt. Wir konnten Gott nicht genug danken, daß er uns so wunderbar das Leben gerettet.

So kamen wir endlich nach Neu-Orleans. Viele Hundert Schiffe, von allen Theilen der Erde kommend, lagen hier vor Anker. Welch' ein Gewühl von Menschen, Pferden und Wagen hier am Landungsplatz, der fünf Meilen im Umfang hat, stattfindet, kann man kaum sich vorstellen, dazu welch' trauriges Volk hier in den Straßen umherläuft: Schwarze, Braune, Weiße und Gelbe. Alles was der Mensch hier zum Lebensunterhalte bedarf, was angenehm und heilsam ist, wird ihm von Außen zugeführt.

Aus dem Innern des Landes kommen alle Gattungen von Viktualien mit Getränken, denn in Neu-Orleans wird der Hitze wegen kein Bier gebraut, kein Wein gekeltert, keine Liqueurs gebrannt, keine Seife gesotten, kein Licht gegossen. Fast alle Bewohner beschäftigen sich mit Handel, mit Aus- und Verpacken. Man findet hier keine Fabriken, keine Manufakturen. Frankreich versieht es mit Wein, Oel, Seide, Blumen, Spitzen und anderen Artikeln; England sendet Stahl, Eisen und Ellenwaaren, welche Neu-Orleans theilweise wieder in's Innere sendet. Welch' eine Masse von Waaren! Hoch aufgethürmt sieht man hier Tausende von Fässern mit Mehl, Säcken mit Salz, Kaffee u. s. w., die aus den Schiffen ausgepackt sind, während ebenfalls Tausende von Fässern mit Reis, Zucker, Syrup zu weiterer Versen-

dung eingepackt werden. Welch' ein Heer von Arbeitern, namentlich Negern! Welch' fürchterliches Toben und Lärmen betäubt da den Ankömmling. Diese ungeheuere Stadt liegt ganz flach. Das Flußbeet liegt höher als die Stadt. Bei nasser Witterung und hohem Wasserstande dringt der Missisippi überall ein; wegen der ebenen Lage fließt das Wasser nur langsam wieder ab. Der Schmutz steht in den engen Straßen und verursacht üblen Geruch und Krankheiten. In den ältesten Stadttheilen sind die Häuser hoch, dunkel und unfreundlich. Da das Land seicht ist, kann man keine Brunnen graben und muß man sich mit Cisternen begnügen, in welche man das Regenwasser auffängt, im hohen Sommer, wenn die Cisternen ausgetrocknet sind, sich selbst mit dem schmutzigen Regenwasser begnügen und dasselbe um theures Geld kaufen. Nicht einmal Gräber kann man tief genug anlegen; die Särge würden im Wasser schwimmen. Man führt deßhalb kleine Bauten auf, die wie Backöfen geformt sind, worin der Todte hineingeschoben und dann vermauert wird.

Wir begaben uns in ein Wirthshaus in der Nähe des Hafens, um von unserer Reise auszuruhen. Da saßen Einige in der Stube, hatten die Füße auf den Tischen, kauten Tabak und spuckten an alle Wände, daß es einen fast übel wurde. In der Küche handtirten etliche schwarze Neger, die sahen so schmierig aus, als ein Paar Stiefel, die man acht Tage beim Regenwetter an den Füßen gehabt. Kurz es war nicht heimelig. Wir mietheten uns ein Zimmer und wollten so bald als möglich eine Gelegenheit suchen, über das Meer zu kommen. Allein des andern Morgens hörte ich im Nebenbette wimmern und stöhnen; Niklas war ganz braungelb im Gesicht und fing an zu zittern, daß die Bettstätte schier wankte. Dann wurde er wieder krebsroth, glühte vor Hitze und die Haut seiner Lippen wurde dürr und schwarz. Als der Wirth dazu kam, wurde er ganz bleich und lief davon, kam aber bald wieder mit zwei Leuten und einer Tragbahre zurück. Er könne den kranken Mann nicht im Hause behalte, sagte er, der würde ihm alle Gäste vertreiben, denn er habe das gelbe Fieber, welches wirklich stark in der Stadt regiere, und bis morgen werde er wohl steif und todt

sein. Man brachte nun Niklas in's Spital. Ich folgte ihm mit schwerbetrübtem Herzen, erhielt die Erlaubniß bei ihm zu bleiben und daß er christlich auf den Tod vorbereitet wurde. Des andern Tages war der liebe, gute Niklas eine Leiche. Gott weiß es, daß nächst meiner eigenen Familie mir in ihm der Tod das Theuerste geraubt hatte und Niemand vermag die Unermeßlichkeit meines Schmerzes zu bemessen.

2.

Daß ich mich in Neu-Orleans nicht länger aufhielt, ist wohl begreiflich. Ich schiffte mich ein und nach einer ziemlich günstigen Meerfahrt landete ich in Amsterdam und fort gieng es nach Düsseldorf, um meinen guten Onkel Alfred aufzusuchen.

Aber ein neuer Schmerz überraschte mich. Onkel Alfred war etwa vor einem halben Jahre an einer längeren auszehrenden Krankheit gestorben. Die zahlreiche Familie mußte kümmerlich ihr Leben fristen, denn der Onkel konnte schon lange nichts mehr verdienen und die geringen Ersparnisse mußten zugesetzt werden. Meine Base Margaretha, welche bei meinem Abschiede nach Rom noch zu den Füßen der Mutter spielte, war jetzt zu einer Jungfrau herangewachsen, welche mit ihrer Handarbeit die Familie ernähren half. Ich begab mich jetzt nach Paris und nahm von nun an dort an der Kirche St. Madeleine meinen bleibenden Aufenthalt, wo ich mir nothdürftig meinen Lebensunterhalt verschaffte. Da nicht gar lange nachher auch Alfreds Gattin starb und die Familie bei Verwandten mütterlicher Seits da und dorthin sich zerstreute, zog Margaretha vor, nach Paris zu kommen und meine kleine Haushaltung zu führen. Von dort an blieb sie bei mir. Mein kleiner Verdienst und ihre fleißige, geschickte Hand verschaffte uns das nothwendige Auskommen, das freilich oft mager und ärmlich genug war und zuweilen kaum vor Hunger schützte.

Doch Gott half immer wieder. Sie können sich denken, daß ich jetzt über die Verhältnisse in Polen besser unterrichtet war, als während meinem Aufenthalt in Amerika,

denn täglich kamen wieder Polen in Paris an, da die russischen Gewaltthätigkeiten so zu sagen mit jedem Jahre zunahmen und auf der andern Seite, seit Napoleon III. an der Spitze Frankreichs stand, die Hoffnungen wieder im Wachsen begriffen waren. Die Gährung in Polen hatte wieder zugenommen und alle Schreckensmaßregeln Rußlands vermochten sie nicht zu unterdrücken.

Da trat der Krimmkrieg 1854 dazwischen, der für Rußland unglücklich ausfiel, und noch mehr erweckte der Todesfall des Kaisers Nikolaus, welcher am 2. März 1858 starb, dessen Sohn Alexander II. ihm auf dem Throne folgte, neue Hoffnungen für Polen.

Die polnische Emigration wendete sich beim Friedensschlusse deßhalb in einer Adresse an die Pariser Conferenz und bat um die Herstellung Polens. Czar Alexander verkündete auch eine Amnestie (allgemeine Begnadigung der Staatsverbrecher), versprach neuerdings die Rechte der katholischen Kirche zu achten und zu schützen, ferner keine Klöster mehr aufzuheben und das katholische Kirchengut unangetastet zu lassen. Damit begnügten sich die Großmächte. Allein bald zeigte sich, daß alles nur Heuchelei war, um Europa zu beschwichtigen. Die Amnestie wurde zu keiner Stunde beobachtet; einigen Wenigen wurde Strafumwandlung zu Theil. Um Straferlaß hatte fast keiner gebeten, und wer darum bat, wurde abgewiesen. Die Regierung des neuen Kaisers zeigte sich viel schwächer, grausamer, treuloser und lügenhafter, als die des verstorbenen.

Mehrere Gemeinden Weißrußlands, welche unter der vorigen Regierung zum Abfall gezwungen waren, wandten sich an den neuen Kaiser mit der Bitte, sich wieder zur katholischen Kirche bekennen zu dürfen, aber es wurde ihnen als Verbrechen ausgelegt. Es erschien eine Untersuchungs-Commission, die Bittsteller wurden verhaftet und mit Schlägen traktirt. Es wurde ihnen eröffnet, daß die sogenannte unirte Kirche zu existiren aufgehört habe. Sechs Personen mußten in Folge der Knutenhiebe in's Lazareth geschafft werden, und ein durch solche Mißhandlungen zum Abfall Gezwungener hatte sich drei Tage später aus Verzweiflung das Leben genommen.

Der Kaiser gab zu diesem Verfahren die Gutheißung. Ein nahegelegenes Dominikaner-Kloster, dem diese Ereignisse zur Schuld angerechnet wurden, ließ er aufheben. Kurzum es gieng den alten Weg. Die Vereinbarung, welche 1847 unter Nikolaus mit dem päpstlichen Stuhl geschlossen worden war, durfte ebenso wenig, wie früher, veröffentlicht werden. Die befähigteren Zöglinge, die sich dem geistlichen Stande widmeten, mußten nach wie vor unter Zwangsmaßregeln in die schismatischen, theologischen Anstalten nach Moskau. Die Klöster wurden nach wie vor aufgehoben, Kirchengüter eingezogen, der Abfall auf jede Art befördert. Der „Univers", ein katholisches Blatt, welches in Paris erscheint, sagte hierüber, die Regierungsweise des neuen Czaren scharf kennzeichnend:

„Die alten Zeiten des Kaisers Nikolaus kehren wieder. Alle Grenzwächter und Postmeister haben die strengste „Anweisung, auf alle katholischen Erlasse und besonders auf „die Schreiben vom Papste Jagd zu machen und „sie mit Beschlag zu belegen. Jeder kann in Rußland nach seinem Glauben leben, nur nicht der „Katholik.

„Die Georgier, Circaffen, Tartaren, Indier, Mongolen, „die Diener und Pagen aller Nationen, die im kaiserlichen „Palast oder an den Höfen der Minister leben, üben ihre „Religion. Man scheint sich darum nicht zu kümmern; aber „nur auf die Katholiken, besonders auf die Polen, vereinigen „sich alle Angriffe der List, Lüge und Gewalt. In allen „Zweigen der Verwaltung, vom höchsten bis zum niedrigsten „Beamten, steht dem Schisma (Trennung) ein Heer von „Agenten zu Dienst, welche unaufhörlich die noch treu gebliebene Bevölkerung, besonders wenn sie vereinzelt dasteht, „umstricken und bestürmen, Gewalt, Schlauheit, Marter und „Leiden, Versprechen, Geschenke, Verfolgung in tausenderlei „Formen, Alles wird angewandt, um den katholischen Glauben zu vernichten. Die gegenwärtige Lage in Rußland ist „viel schlimmer, als zur Zeit des Kaisers Nikolaus. Jener „verfolgte mit offener Brutalität; heute aber bedient sich die „kaiserliche Willkührherrschaft einer heuchlerischen Mäßigung; „öffentlich und zum Schein erlaubt er die Ausübung gewisser

„Rechte, ordnet sogar die Wiederherstellung oder Erbauung „von Kirchen an; in Wahrheit und im Geheimen aber haben „die unteren Beamten den Befehl, Alles zu erschweren, zu „durchkreuzen und zu verhindern. Im Innern des Landes „herrscht eine Ruhe, wie sie den Stürmen vorher zu gehen „pflegt."

So weit das Pariser Blatt.

Kurzum der russische Bär hatte sich nicht geändert. Kein Wunder, daß die Erbitterung und Gährung alle Tage in Polen wieder zunahm. Es bildeten sich wieder eine Menge geheimen Gesellschaften und in Paris selber eine National-Regierung, welche von da aus ihre Winke und Befehle nach Warschau schickte.

3.

Es gieng schon gegen das Ende der fünfziger Jahre, da sammelten sich eine Menge Polen in Krakau, welches seit 1846 als Freistaat aufgehoben und an Oesterreich zugetheilt war, weil man von dort aus, so hart an der polnischen Grenze, jeweils Unterstützung eines etwaigen polnischen Aufstandes fürchtete. Mich selber drängte es ebenfalls, wieder einmal näher an die Grenze meines Vaterlandes zu kommen, um von dort aus den Gang der Ereignisse zu beobachten, die jedenfalls in Polen nicht mehr lange ausbleiben konnten. Ich packte also meinen Koffer und machte mich mit Margaretha auf den Weg.

Im Spätjahr 1858 kamen wir in Krakau an. Wer könnte beschreiben, wie es mir zu Muth war, als ich unsern vaterländischen Fluß, die Weichsel, an deren Ufer ich schon die Tage meiner Kindheit zugebracht hatte, erblickte? Wie lieblich erschien mir diese Stadt in dem von sanftschwellenden Hügeln nmgebenen Weichselthale mit seinen schönen Baumgängen, seinen zahlreichen Kirchen und Thürmen! Aber auch wie ehrwürdig war sie mir, diese alte Stadt der Jagellouen, unserer ehemaligen polnischen Könige, mit ihrem alten Schlosse, das trotzig noch die ehemalige Macht Polens verkündete. Mein erster Wallfahrts-Gang war in die herrliche Cathedrale, in welcher die Gebeine des heil. Stanis-

laus, eines der Patronen Polens, in silbernem Sarge ruhen. Dort betete ich inbrünstig für mein armes Vaterland, für meinen Bruder Stanislaus, für Coletta und all' die Meinigen, alsdann besuchte ich die Gräber der Jagellonen, mich in die Erinnerung vergangener glorreicher Zeiten versenkend.

Ach! da fielen mir die Worte des Dichters ein:

„Verstummt ist und verstoben
„Das Volk der Jagellonen,
„Das herrlich einst in Macht und Ruhm geblüht;
„Noch trägt's auf seinem Schilde
„Den Ritter Georg im Bilde,
„Der nie die Ehre rechten Kampf's vermied.
„Er schläft. Er soll erwachen,
„Daß er erleg' den Drachen.

„Wo sind die stolzen Tage,
„Da des Geschickes Wage
„Für einen Welttheil ruht' in Polens Hand?
„Wo Sobiesky's Schaaren,
„Die Habsburgs Retter waren,
„Ihm wiedergaben Kron' und Land?
„Sie sind, ich sag's mit Bangen,
„Begraben und vergangen.

„Was zieht in Prozessionen
„Im Dom der Jagellonen?
„Es ist der Geister lange Schaar
„Mit Kronen und Geschmeide,
„Die Schwerter an der Seite,
„Vor jedem Zug ein Königspaar.
„Sie bleiben steh'n. Sie winken
„Dem Volke und — versinken.

O diese Erinnerungen schnitten tief in meine Seele. Aber noch wehmüthiger stimmte es mich, wenn ich am Fuße des Koszinsko'-Hügel saß, der eine halbe Stunde westlich von der Stadt am linken Ufer der Weichsel liegt, von dem aus man auf die thurmreiche Stadt herabschauen kann. Derselbe ist ein mächtiger Erdhügel nach Art der Grabmäler der alten Helden, 18 Klafter hoch und 59 Klafter sich über die Weichsel erhebend. Von verschiedenen Schlachtfeldern,

auf welchen die Polen unter Koszziusko für die Freiheit geblutet hatten, wurde die Erde dazu herbeigebracht und auch die Gebeine vieler gefallener Freiheitshelden hier beerdigt. Der Grabhügel heißt: „Bronislawa“, „Beschützer des Ruhms.“ Man hatte 5 Jahre lang daran gebaut und dasselbe zur Erinnerung an den im Jahre 1817 in Solothurn in der Verbannung verstorbenen großen Helden Polens, Koszziusko, im Jahre 1825 vollendet.

Jetzt campiren dort die Oesterreicher hinter den nahen Schanzen, und nur zu leicht fällt Einem beim Anblick derselben das Wort des verwundet vom Pferde sinkenden Helden ein: Finis Poloniae (mit Polen hat es ein Ende).

Als ich eines Tages über den Tuchmarkt gieng und gegenüber der Marien-Kirche Neugierde halber in die berühmte Tuchhalle trat, da las ich plötzlich an einem der Magazine: Stanislaus Wisniewski, und kaum meinem Blicke trauend, wurde ich noch mehr überrascht, als ich den im Magazin stehenden Kaufmann näher betrachtete. Es konnte kein anderer als mein Bruder sein und es war auch kein Anderer. Welch' ein Wiedersehen nach 27 Jahren.

Stanislaus erkannte natürlich beinahe keine Spur mehr von mir, denn Kummer und Strapatzen hatten mich zum Greis gemacht, während er selber noch in voller Manneskraft war. Aber welche Freude und welcher Schmerz, als ich ihm das Andenken der sterbenden Mutter überreichte.

Den Austausch unserer brüderlichen Freude, aber auch unserer Schmerzen wollen wir übergehen. Nur so viel stellte sich heraus:

Stanislaus war, nachdem er sich von Stephan, der, wie ich noch vor meinem letzten Abgang in Paris erfahren hatte, kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Algier im Kampfe gegen die Kabylen gefallen war, getrennt hatte, nach vielen Kreuz- und Querzügen, auf welchen er mich aufsuchte, endlich nach Krakau gekommen; dort fand er Aufnahme in einer Tuchhandlung, besorgte mit Treue und Geschick eine Reihe von Jahren das Kaufmanns-Geschäft und heirathete nach dem Tode seines Principals dessen Wittwe, welche alles Zutrauen zu dem jungen Mann gewonnen hatte, und so kam er selber in Besitz eines eigenen Magazins und in ziemlich

günstige Vermögensverhältnisse. Er lebte, soweit es die traurige Erinnerung an unsere Familie und die Lage unseres armen Vaterlandes zuließ, insoweit glücklich, allein bei seinem stets wachsenden Hausstande und den unruhigen Zeiten hatte er sich dennoch zu wehren, damit er sich stets im Credit erhalte.

Aus seiner Heimath hatte Stanislaus nichts Zuverlässiges erfahren. Niemand wollte etwas von einem Kaufmann Wisniewski in Warschau wissen. So war es denn meine traurige Aufgabe, auch ihn über unser Familien-Unglück erst in's Klare zu bringen. Welche Trauer ihm dies brachte, kann man sich leicht denken und wollen wir darüber schweigen. Genug! Stanislaus nahm uns sogleich in sein Haus auf und erwies mir alle mögliche brüderliche Liebe, wie auch seine gute Gattin uns stets die wohlwollendste Theilnahme erzeigte.

So waren wir seit zwei Jahren in Krakau und hofften immer eine Wendung zum Bessern für unser Vaterland. Wirklich gährte es in Polen fort und fort und brachen bald hier, bald dort neue Aufstände los. Auch in Krakau hatten sich viele polnische Emigranten gesammelt, um eine etwaige Volks-Erhebung zu unterstützen. Fast in jedem Hause wurden Patronen gemacht, Charpie gezupft, Verbandwerk gerüstet; denn der alte polnische Freiheitsgeist erwachte auch in dieser ehemaligen polnischen Hauptstadt wieder. Da drang Rußland darauf, daß alle nicht angesessenen Polen von der Grenze entfernt würden. So traf denn auch uns das Loos, Krakau verlassen zu müssen, und so kamen wir den letzten Winter, wie Sie wissen, um Dreikönig nach München und erwarten, daß die nächste Zeit uns die endliche Befreiung unseres Vaterlandes bringen werde.

Verstehen Sie mich, setzte der alte Pole bedeutungsvoll dazu, indem er mich scharf anblickte? Wir werden hoffentlich bald nicht nur nach Krakau, sondern nach Warschau wieder zurückkehren. Ganz Polen wird wohl bald, wie ein Mann, sich wieder erheben. Dann wird die längst ersehnte Stunde der Freiheit schlagen und Rußland den verdienten Lohn empfangen.

Bis hierher hatte der alte Pole seine Geschichte erzählt und damit war sie einstweilen geschlossen. Ich wußte nicht, welchen Gefühlen bei der Erzählung derselben ich Raum geben sollte. Bald war mein Herz mit Schmerz und Abscheu vor solch' rohen Gewalt- und Greuelthaten erfüllt; bald wußte ich nicht, sollte ich die armen Polen mehr bemitleiden über ihr trauriges Schicksal, oder ihre Heldenmüthigkeit bewundern, oder gar ihre hundertmal getäuschten, überspannten Hoffnungen belächeln? Doch nein! die Hoffnung ist ja noch das Einzige, was diese armen Leute in ihrem grausamen Schicksal aufrecht erhält. Ich fühlte mich ganz angegriffen und war froh, daß die Geschichte bis dahin zu Ende war. Dennoch nahm ich mir vor, dem Polen auch noch ferner meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, ob ich vielleicht noch das Ende seiner ganzen Lebensgeschichte erfahre? Wer konnte dies wissen? Somit will ich von nun an selber erzählen, was ich von ihm noch in Erfahrung brachte.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Gährung in Polen. Die Sturmvögel. Unglücklicher Ausgang. Gräuelwirthschaft in Polen. Neue Sünden Rußlands (Fortsetzung ohne Schluß).

1.

In Folge der unerhörten barbarischen Gewaltthätigkeiten, durch welche die russische Regierung in stetigem Fortschreiten darauf ausgieng, alles Polenthum in politischer und religiöser Hinsicht förmlich mit Stumpf und Stiel auszurotten, zuckte die niedergetretene unglückliche polnische Nation von Zeit zu Zeit, wenn auch ohnmächtig, dennoch krampfhaft wieder auf und krümmte sich wie ein Wurm unter den eisernen Füßen ihres despotischen Unterdrückers, oder bäumte sich vielmehr wie eine niedergetretene Schlange, gegen ihren Todfeind zischend und so weit als möglich ihn

mit dem Geifer ihres tödtlichen, tiefsten Abscheues und unvertilgbaren Hasses bespritzend. Selbst anerkannt gute Bestrebungen und zeitweise scheinbar wohlwollende Milde des Czaren wurden nun mit tiefster Verabscheuung aufgenommen, weil sie theilweise nur erheuchelt oder erzwungen waren, um die allgemeine Erbitterung der öffentlichen Meinung Europa's zu beschwichtigen, andererseits Gutes und Böses nur darauf hinzielten: Polen um den letzten Rest seiner Freiheit und Selbstständigkeit zu bringen.

So vergieng beinahe kein Jahr, ohne daß feindselige Kundgebungen, Protestationen, Anrufungen der europäischen Mächte und selbst vereinzelte Aufstände gegen die russische Gewaltherrschaft vorkamen. Bei jedem dieser Vorkommnisse, bei jedem scheinbar günstigen Zeitereignisse streckten die in der Verbannung lebenden Polen wieder hoffnungsvoll ihre Köpfe in die Höhe und schürten durch zahllose geheime Verbindungen, daß dieses patriotische Feuer nicht ausgehe; war dies doch die einzige Hoffnung für ihre dereinstige Rückkehr in das Vaterland. Auch im Jahre 1862 gieng es nicht ohne große Aufregung ab. Drückende Gewitter-Schwüle lag einmal wieder über Polen. Unheimliches Wetterleuchten zeigte sich wieder an dem schwarzen Horizonte und dumpfer Donner grollte von dort und lenkte die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf den nahenden Sturm.

Man hatte seit dem Tode des Kaisers Nikolaus 1855 unter seinem persönlich milden und wohlwollenden Thronfolger auch für Polen eine bessere Wendung erwartet. Wirklich erließ auch der neue Czar bald nach seinem Regierungsantritt eine scheinbar vollkommene Amnestie für die verbannten Polen, die aber, wie wir gehört, niemals in Ausführung kam. Er traf verschiedene, den Polen günstige Regierungsmaßregeln, setzte seinen ebenso wohlwollenden Bruder Constantin als Statthalter über Polen, der alles Gute versprach. Allein das Mißtrauen gegen alle russischen Versprechungen war zu tief begründet und das russische System blieb eben immer das alte. Von einer Wiederherstellung Polens war keine Rede. Die Polen waren nicht nur nicht befriedigt, sondern sie sahen die Regierungsgewalt in den Händen von Männern, die für Polen nur das Schlimmste

erwarten ließen, und wahrlich sie täuschten sich nicht, denn unter der Regierung des neuen Herrschers sollten sich in der Folge Scheußlichkeiten ereignen, welche alle Vorgänge unter dessen Vorfahren in Schatten stellten, und der Name eines Muraview genügt, um Alles, was an Brutalität, barbarischer Gewaltthätigkeit und raffinirter Grausamkeit je in Polen vorgekommen war, zu verdunkeln. Inwieweit dies mit dem Willen und der Uebereinstimmung des persönlich so wohlwollenden und als edel gesinnt geschilderten Czaren in Verbindung zu bringen ist, möchte schwer zu beurtheilen sein. Wir wären gerne geneigt, ihn ganz frei zu sprechen. Allein die Thatsachen bleiben und hören nicht auf zum Himmel zu schreien. Der Fluch lastet nicht so sehr auf den Personen, als an dem politischen Systeme der russischen Gewalts-Regierung, dem auch der wohlwollendste Monarch nicht ausweichen kann, ohne ganz andere Bahnen zu eröffnen und so zu sagen aufzuhören russisch zu regieren.

So kam es denn, daß im Juni 1862, bald nach der Ankunft des kaiserlichen Bruders Constantin, durch einen Pistolenschuß ein Attentat auf denselben verübt wurde. Ein Schneidergeselle, Joroscynski, war der Unternehmer. Beinahe zu gleicher Zeit geschah ein Mordversuch gegen den Vorstand der Civilregierung, Grafen Wielopolski.

Die unglücklichen Fanatiker wurden sämmtlich, unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge, vor den Mauern der Citadelle aufgehängt.

Allein die Gährung unter dem polnischen Volk wuchs dadurch nur. Es bereitete sich ein neuer Aufstand vor. Es wetterleuchtete.

Schon seit einiger Zeit konnte man unter den in München anwesenden Polen eine besondere Bewegung beobachten. Im Oberpollinger, wo sie sich gewöhnlich das Stelldichein gaben, steckten sie seit einiger Zeit die Köpfe mehr zusammen, setzten sich an besondere Tische und da gieng es an ein Welschen und polski popolski, daß man schier sein eigenes Wort nicht mehr verstand, dabei war ein Gestikuliren, ein Händedrücken, Umarmen, wechselseitiges Küssen und freudestrahlende Gesichter, daß man glaubte, alles Ungemach dieser sonst so trübselig einherschleichenden Männer

habe plötzlich aufgehört, selbst der alte Pole schaute oft ganz freudestrahlend aus, er war für meine Gesellschaft so viel als verloren. Beinahe jeder Abend brachte einen neuen Landsmann. Bald kam ein alter verwetterter Graukopf, an dessen martialischem Schnurrbart und vernarbtem Gesicht man den alten Soldaten und polnischen Edelmann von Weitem ansah, selbst im Hochsommer die hohe Pelzmütze schief über die Stirne gedrückt, in seinen Schnürrock enge eingehüllt, und gab sich das Ansehen, als ob an ihm das Heil Polens hänge; bald erschienen junge Männer, die Conföderatka keck auf dem Kopf, in kurzen mit Zotteln behängten Jacken, engen Reithosen und Halbstiefeln, welche durch ihren feurigen Blick die ganze Welt herauszufordern schienen und trotzig die anwesende Gesellschaft musterten. Kurz Gestalten tauchten auf, die ich sonst nie in München gesehen hatte. Geheimnißvoll, wie sie gekommen waren, verschwanden sie auch des andern Tages wieder und huschten gleichsam nur vorüber. Es waren dies unter den Polen lauter liebe Bekannte und Freunde, und jeden Abend gieng das Umarmen, Händedrücken und Küssen von vornen an. Dabei erfuhr aber Niemand, woher sie kamen und wohin sie giengen. Für die Münchner war dies wenig auffallend, sie tranken phlegmatisch, aber gemüthlich ihr Bier, bei jedem Schluck prüfend, ob es noch keinen Stich habe und wie lange es noch dauern könne, denn das Schrecklichste für einen Münchner im Hochsommer ist der Gedanke, daß das alte Bier bald ausgeht und das Schenkbier erst um Weihnachten gut wird. Deßhalb möchte er von Ende August an gern drei Monate schlafen, um die schreckliche Bierzeit nicht durchmachen zu müssen, und trinkt er auch täglich, je näher der verhängnißvolle Zeitpunkt kommt, etliche Maß'l mehr, damit er ja nicht zu kurz kommt.

Also wie gesagt: das Aufsehen war im Oberpollinger nicht so groß. Allein für mich war ich bald im Klaren, was diese Sturmvögel bedeuteten. Dennoch ließ ich in den wenigen Augenblicken, da der alte Pole mir seine Aufmerksamkeit schenkte, nichts merken und auch der alte Herr war verschlossen, wie ein Grab. Nur hier und da blitzte er auf und warf ein Wort hin von der baldigen Auferstehung Polens.

Ich erkannte, daß eine neue Schild-Erhebung Polens bevorstehe, und daß die geheimnißvollen Gestalten nur die Emissäre (Abgesandten) der geheimen polnischen National-Regierung waren, die in Paris und verschiedenen Orten ihren Sitz hatte und den neuen Aufstand einfädelten. Wirklich war auch mein alter Pole wenige Tage nachher spurlos verschwunden. Einige Tage später, wollte ich ihn besuchen, weil ich befürchtete, daß er krank sei, allein der alte Herr war verreist. Maugoschatta sagte, er sei auf Besuch bei guten Freunden in die Schweiz. Zugleich schien sie schon mit Einpacken beschäftigt und freudestrahlend sagte sie mir: Wir werden jetzt wohl bald das langweilige München und griesgramige Deutschland verlassen und nach Polen ziehen.

Das wünsche ich Ihnen von Herzen, versetzte ich und verabschiedete mich. In Wahrheit wußte ich jetzt, daß der alte Pole nach Zürich gegangen, wo die polnische National-Regierung ein Comité hatte und Unterstützung spendete.

Ein wehmüthiges Gefühl beschlich mich.

„O wie tief," dachte ich, „sitzt doch die Liebe zum Vaterland, an die heimathliche Erdscholle in dem Herzen des Menschen." Hätten wir nur den tausendsten Theil Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterland, wie dieser Pole nach seinem Irdischen, wahrhaft wir würden uns rastlos Mühe geben, dasselbe zu erringen.

Doch nahm ich dies dem guten alten Mann nicht übel. Seit 30 Jahren hoffte er und fand nirgends Ruhe. An jeden Strohhalm klammerte er sich und jedesmal folgte nur bittere Täuschung. Gebe Gott, daß er sich nicht abermals getäuscht finde.

2.

Der Pole war endlich wieder zurückgekehrt. Er lächelte verschmitzt bei unserer ersten Begegnung. Ah! wieder zurück? Sie haben, wie es scheint, eine kleine Erholungs-Reise gemacht, redete ich ihn an? Ja wohl, versetzte er. Schönes Wetter! man muß den Sommer profitiren. Dabei zwinkerte er gar verschmitzt mit seinen grauen Aeuglein, mich gleichsam foppend über meine scheinbare Leichtgläubigkeit. Ich

vermied es, weiter in ihn zu dringen und er blieb nachher, wie vorher verschlossen, nur hier und da einen mißtrauischen Blick auf mich werfend, wenn ich etwa unbedacht im Gespräch ihm zu nahe an's Leberlein kam.

Uebrigens schien er voll des besten Humors zu sein. Doch mit dem Einpacken hatte es, wie es mir schien, noch gute Ruhe, wenigstens stand wenige Tage nachher wieder alles an seinem gewöhnlichen Platz und der Koffer war wieder geleert. Dieser Reisekoffer war das einzige eigene Meuble in der Mansarde und mochte wohl schon hundertmal ein- und ausgepackt worden sein. Er stand immer parat, nöthigenfalls nach allen Richtungen der Windrose die Wanderung anzutreten. Vom steten Herumgeworfenwerden auf allen erdenklichen Karren, Post- und Eisenbahnwagen schaute er selber wie ein halber Invalid aus und wer konnte wissen, was ihm noch bevorstand.

So war Dreikönigsdult 1863 gekommen, zwei Jahre später als ich den alten Polen zum erstenmal im Oberpollinger getroffen und kennen gelernt hatte. Jetzt war er, wie es mir schien, jede Stunde wieder zur Abreise bereit. Kaum 14 Tage noch waren vergangen, so stand ganz Polen in hellen Flammen.

In Folge einer allgemeinen Rekrutenaushebung, welche die russische Regierung veranstaltet hatte, um die unruhigen Elemente in's Innere Rußlands abzuführen, oder an der asiatischen Grenze in den öden Steppen zu begraben, war der Ausbruch des Aufstandes beschleunigt.

Polen war in Belagerungszustand erklärt, aber die geheime National-Regierung ernannte den Flüchtling Langiewicz zum Dictator, der den Aufstand, welcher am 22. Januar 1863 ausbrach, leitete.

Wiederum folgten Schlachten auf Schlachten, Gefecht auf Gefecht, aber Langiewicz kämpfte unglücklich. Er war gezwungen, auf österreichisches Gebiet zu flüchten, in Galizien erkannt, wurde er verhaftet und auf das Kastell nach Krakau gebracht. Einzelne Insurgentenhaufen hielten sich noch bis in das folgende Jahr.

Ein geheimes Revolutions-Tribunal fuhr fort, gegen die Anhänger der russischen Regierung in der erbittertsten

Weise vorzugehen und zahlreiche Todesurtheile zu fällen. Zu diesem Zwecke hatte es eigene Häng-Gensdarmen, welche das Urtheil meuchlerisch vollstreckten. Jeder Gehängte trug einen Zettel, auf welchem das Vergehen geschrieben war, dessen er von der geheimen National-Regierung angeschuldigt war, bis zuletzt im August 1864 fünf Häupter der geheimen Regierung entdeckt und ebenfalls aufgehängt wurden. Damit erlosch auch dieser Aufstand.

War auch dieser Kampf ein Verzweiflungskampf, so waren doch diese meuchlerischen Blutthaten der revolutionären Regierung unverantwortlich.

Hierdurch wurden die Russen auf's Aeußerste gereizt. Der Statthalter Dolgorucki in Warschau, der Obercommandant General Berg in Kalisch und der blutdürstige Gouverneur Muraview in Wilna brachten durch schreckenerregende Maßregeln Polen wieder zur Ruhe.

Abermals wurden die Kinder der todten, geflüchteten und eingekerkerten polnischen Edelleute und der niederen Volksklassen von Kosaken eingefangen, in's Innere Rußlands geschafft, um sie zu russischen Soldaten zu erziehen. Muraview verbannte sogar Kinder unter neun Jahren an den Amurfluß in Asien. Man zerriß die Familien, indem man den Vater an einen andern Ort, als die Mutter, und die Kinder an einen andern Ort, als die Eltern, verbannte. In Folge dieses Aufstandes wurden 48,182 Personen nach Sibirien geschleppt, 12,556 Personen in das Innere Rußlands, 33,780 in die wüsten Steppen am Uralgebirg; 2416 aus den besseren Ständen wurden als gemeine Soldaten in russische Regimenter gesteckt, 1464 wurden gehenkt und erschossen und 7000 flüchteten sich in das Ausland. Alle jungen Leute männlichen Geschlechtes, über 17 Jahre alt, wurden abgeführt und in die asiatischen Bataillone gesteckt. Alsdann war Polen freilich ruhig.

In einem Nothschrei Polens an die Völker und Regierungen Europa's wird das Elend Polens also geschildert:

„Wohin wir unsere Blicke wenden, sehen wir nichts als „Wittwen und Waisen, Thränen und Ruinen . . . einen „wahren Kirchhof, ein Land der Verwüstung und Trauer. „Die tapfersten Kinder unseres Landes sind gefallen, theils

„auf den Schaffoten; unsere besten Mitbürger schmachten in „den Kerkern oder in den eisigen Regionen der Verbannung. „Unsere ganze Jugend, vom 17ten Jahre angefangen, wird „ausgehoben, um die russischen Bataillone an den asiatischen „Grenzen auszufüllen, unsere Sprache wird verboten, unsere „Gesetze werden aufgehoben. . . . Jeden Tag müssen lange „Züge von politisch Verurtheilten den Weg des Exils be- „treten, ohne Verhör, ohne Richterspruch, auf den bloßen „Verdacht hin, daß sie ihr Vaterland lieben, um nie wieder „den heimathlichen Boden zu sehen. Kein Geschlecht und kein „Alter haben Gnade gefunden. Man hat ganze Städte und „Dörfer entvölkert, um sie nach den Wildnissen des Ural zu „schleppen, die sie urbar machen sollen . . . Tausende von „Weibern und Kinder sterben unterwegs an Kälte, an „Hunger und Entbehrungen aller Art. . . .“

Dies war die politische Lage Polens nach der Revolution 1863.

3.

Aber noch gräulicher sollte es unter der milden Regierung des Czaren Alexander in der Ausrottung der katholischen Religion hergehen.

Unser ganzes Gefühl empört sich, das Blut stockt in den Adern, die Feder sträubt sich, weiter zu schreiben, und wenn der Leser, ermüdet von solch' namenlosen Scheußlichkeiten, zuletzt das Buch wegwirft, so dürfen wir es ihm nicht verübeln, denn dem Schreiber selber gieng es beinahe so. Mehr als einmal eckelte es ihn, weiter zu schreiben. Dennoch ist es nothwendig, diese Barbarei des 19ten Jahrhunderts, welche die blutigsten Verfolgungen eines Nero und Diocletian weit hinter sich zurückläßt, immer wieder in's Gedächtniß zu rufen, um zu zeigen, wie weit ein Katholiken feindliches Staatssystem in Verfolgung und Ausrottung der Kirche es treiben kann, selbst wenn das Staatsoberhaupt, sei es Kaiser oder König, persönlich mild ist und keineswegs als tyrannisch gilt, wie denn auch unter den mildesten heidnischen römischen Kaisern die Christenverfolgungen oft am blutigsten waren. Wir wollen auch, um wieder

zur Geschichte unseres Polen zurückzukehren, uns nur auf einige der wichtigeren Beispiele beschränken und die Geschichte des alten Polen nur unterbrechen, um die religiöse traurige Lage Polens von seiner politischen nicht zu trennen und bemerken, daß diese Vorkommnisse sich bis in die neuesten Zeiten heraufdatiren.

Seit dem unglücklichen Ausgang der Revolution von 1863 erstreckt sich diese Russificirung stetig fortschreitend bis auf die heutigen Tage und trifft bereits auch die Protestanten in den Ostseeprovinzen und selbst die Juden, wie viele Beispiele nachgewiesen werden könnten.

Seit jener Zeit, sagt ein polnisches Blatt, kann man sich keine Vorstellung machen, von der Verfolgung, welche die katholische Bevölkerung, besonders in Lithauen und Weißrußland zu erdulden hat. Die arme ländliche Bevölkerung wird mit Vertreibung und vollständiger Zerstörung alles ihres Besitzthums bedroht. Die wohlhabenderen katholischen Bauern werden mit außerordentlichen Steuern belastet, der Vater, der sein Kind nach katholischem Ritus taufen lassen will, muß 30 Rubel bezahlen, derjenige aber, der sein Kind zum Popen bringt, um es nach griechisch-orthodoxem Ritus taufen zu lassen, erhält im Gegentheil 15 Rubel Vergütung. Die Beamten und Angestellten, die sich nicht bekehren wollen, werden unbarmherzig aus dem Amte gejagt. Die Schließung der katholischen Kirchen und die Deportation (Schleppung in Verbannung) der katholischen Geistlichen dauert fort. In Vollhynien sind alle katholische Kirchen geschlossen. In Lithauen kam es vor, daß, während die katholische Bevölkerung in der Kirche zahlreich versammelt war, dieselbe von Truppen umzingelt wurde. Der Pope mit dem Kelch in der Hand wurde hinein geführt. Der Pope gieng von Einem zum Andern und theilte die Communion aus. Wenn Einer die Zähne zusammenbiß und das heilige Sakrament anzunehmen sich weigerte, so öffnete der dem Popen beigegebene Soldat dem Widerspenstigen den Mund mit dem Bajonnet.

In dem Städtchen Parazow wollte man durch Stockprügel die Leute bekehren. Ein Knabe von 14 Jahren, Stephan Sobon, der Kuhhirt des Ortes, schrie während

der Execution: Ihr könnet mir meinen ganzen Körper verstümmeln, meine Knochen werden doch noch rufen, daß ich katholisch bin. Als man ihm, wenn er sich bekehre, eine einträgliche Stelle im Hause des Gouverneurs versprach, antwortete er: Ich bin damit zufrieden, Kuhhirt zu sein, ich verlange nichts Anderes.

Während man die Unglücklichen dergestalt marterte, stand der schismatische Pope des Ortes in der Nähe, den Speisekelch mit den heiligen Hostien in der Hand haltend. Er wartete, bis man ihm diejenigen, welche, durch die Prügel überwältigt, sich nicht mehr widersetzen konnten, einzeln vorführte, alsdann reichte er ihnen die heilige Kommunion zum Zeichen, daß sie ihrerseits sich zur russischen Kirche bekennten. Vergebens betheuerten sie, daß sie nicht mehr nüchtern seien — der Pope steckte ihnen mit Gewalt das Löffelchen mit Wein in den Mund (die Russen communiciren wie die Orientalen, unter beiden Gestalten). Andere wollten die Hostie ausspeien, aber es war vergebens. Wieder ein Anderer wollte aus der Kirche entlaufen, aber der Pope verfolgte ihn mit den Kirchendienern, ergriff ihn auf der Kirchenschwelle und steckte ihm mit Gewalt die Hostie in den Mund.

Die Regierung läßt den Popen für jede katholische Familie, von welcher sie nachweisen, daß dieselbe von väterlicher oder mütterlicher Seite von einem oder einer Orthodoxen (Staatsgläubigen) abstammen, eine Belohnung von 100 Rubeln bezahlen. Von Gewinnsucht und Fanatismus angetrieben, halten nun die Popen förmlich Seelenjagd. Die katholischen Ehepaare werden alsdann gezwungen, sich von dem russischen Popen nochmals trauen und ihre Kinder von ihm taufen zu lassen.

In Lithauen tauften die Popen die Kinder in der Regel mit Gewalt. Ein katholischer Bauer, dessen neugeborenes Kind mit Gewalt griechisch getauft wurde, tödtete dieses mit eigener Hand, flüchtete hierauf nach Petersburg und gestand dem Kaiser selber das Verbrechen und die Ursache. Der Kaiser, dadurch erschüttert, soll alsdann Befehl gegeben haben, diese Bekehrungsweise einzustellen.

Der Bischof von Wilna war nach Sibirien abgeführt worden, da erlangte endlich der alte Bischof von Samogitien

nach vielen Gesuchen die Erlaubniß in der verwaisten Diöcese zu firmen. Allein es wurde dem Bischofe verboten täglich mehr als drei Stunden zu firmen; der Zudrang aber war so groß, daß der Bischof den ganzen Tag dazu brauchte. An einem anderen Orte wurde ihm vorgeschrieben, daß er nicht mehr als fünf Priester weihen dürfe. Statt dessen weihte er zwanzig. Der Gouverneur kam erzürnt mit dem Polizeimeister und fragte barsch: Wie viele Priester haben Sie geweiht? Zwanzig, erwiederte der Greis mit der größten Ruhe. Sie haben also vergessen, daß ich Ihnen nur erlaubt habe, fünfe zu weihen. Ich habe nichts vergessen, erwiderte der Greis, aber meine Pflicht hat lauter gesprochen, denn ich wußte, daß das Volk aus Mangel an Priestern seiner Pflichten nicht nachkommen, weder beichten, noch die heilige Messe anhören konnte. „Sie werden," sagte der Gouverneur, „eine große Strafe bezahlen." Aber meine Casse ist leer — „dann werden wir Ihre Möbel pfänden und alles verkaufen lassen, was Ihnen gehört" — darf ich aber frei gehen? „Ja Sie sind frei."

Da ergriff der Bischof seinen Stab und wollte gehen. Hastig rief der Gouverneur, „wohin gehen Sie?" Ich gehe betteln. Man wird Mitleid mit dem Bischof von Samogitien haben und mir einen Bissen Brod schenken. Der Gouverneur unruhig darüber hob die Strafe auf. Der Bischof aber wurde überall mit endloser Begeisterung empfangen. Wie die russische Regierung mit den katholischen Bischöfen umgeht soll statt vielen nur das Beispiel des Bischofs Graf von Lubienski zeigen, der auf dem Wege in die Verbannung starb.

Schon zu Moskau fühlte er sich so krank, daß es die Menschlichkeit erforderte mit dem Transport einzuhalten. Er war genöthigt heimlich zu beichten, da man ihm den Beichtvater verweigerte. Man transportirte ihn nach Nischnei-Nowgorod. Dort empfing er die heilige Oelung, aber nicht die heilige Communion, denn er konnte weder sprechen, noch schlucken. Der Mund und Hals des Prälaten waren eine Wunde von dem, was man ihm leider zu schlucken gegeben hatte. Doch behielt er das Bewußtsein bis zum letzten Augenblick, seine Augen leuchteten beim An-

blick des Priesters und Thränen entströmten seinen Augen, als er ihn an's Herz drückte. Seine Wächter umstanden das Bett bis zum letzten Athemzuge. Eine katholische Dame, die ihn kannte und ihm nachreiste, wurde abgewiesen. Als er gestorben war, übergab man seinen Leichnam weder seiner Kirche, noch seiner Familie.

Noch schrecklicher gieng es dem Priester Siemaszko, dem Bruder jenes berüchtigten abgefallenen Bischofs, welcher die Abtissin Makrena so mißhandelt hatte. Er war ein Greis von achtzig Jahren. Er wollte dem Beispiele seines unglücklichen Bruders nicht folgen und widerstand zwanzig Jahre lang den Versuchungen und Quälereien jeder Art. Nach seiner Rückkehr aus Sibirien setzte man die grausame Verfolgung fort. Man forderte ihn auf zum Schisma überzutreten und versprach ihm die nämlichen Ehrenstellen, welche sein Bruder begleitete. Allein dieser wahre Priester widerstand immer; da kam man in der Stadt Miropol, wo er wohnte, auf den Einfall ihn lebendig zu begraben. Man warf ihn in eine Grube und bedeckte ihn allmählich mit Erde, indem man ihn fortwährend fragte, ob er durch Uebertritt zum Schisma sein Leben retten wolle? Nein! antwortete standhaft der muthige Bekenner; niemals werde ich weder meinen Glauben, noch mein Vaterland, noch Rom verläugnen. In dem Augenblick, als die Erde ihn vollständig bedeckte, rief er aus: „Ich sterbe, aber Polen wird leben."

Diese Grausamkeit verschonte also kein Alter, aber auch kein Geschlecht.

Eine von den verbannten Polinnen, eine Gräfin Sadmiewska wurde nach Sibirien gesandt. Man kettete sie mit einem Weibe zusammen, das seine beiden Kinder ermordet hatte, und das in einem schrecklichen Schneesturm, welche die Gefangenen in der Nähe von Moskau überfiel, starb. Die Mörderin blieb sechsunddreißig Stunden lang nach ihrem Tode an sie gekettet und auf die dringende Bitte der Gräfin die Leiche von ihr los zu machen, erhielt sie Verwünschungen und Schläge, bis sie endlich an der Werkstätte eines Schmiedes vorbeikamen, der die Kette abmachte. Die Leiche wurde nun in den Schnee geworfen und der Zug gieng

vorwärts. Als die achtzig weiblichen Gefangenen Tobolsk erreichten, ließ der Gouverneur sie in Reihe aufstellen, gab ihnen die schmachvollsten Namen und spie der ehrwürdigen Baronin Zayorska in's Gesicht. Er sagte, daß jede von ihnen, die zu entfliehen versuchen werde, hundert Knutenschläge bekommen und auf der Stirne und auf beiden Wangen gebrandmarkt werden solle. Dennoch entkam die Gräfin und erreichte nach einer äußerst beschwerlichen Reise Galizien, wo sie gastliche Aufnahme fand. Ihre Berichte erfüllten Alle mit Unwillen und man ersuchte sie ihre schrecklichen Erlebnisse aufzuschreiben, um die Darstellung an die verschiedenen Höfe Europa's zu senden.

Dies ist jetzt nur eine kleine Blumenlese von dem, was unter der milden Regierung Alexanders geschah, hinlänglich, um uns mit tiefstem Abscheu und Entsetzen zu erfüllen.

4.

Eine treffende Beleuchtung auf diese trostlosen Zustände und brutale Gewaltsherrschaft wirft die Thatsache, daß im November 1864 sämmtliche Klöster Polens, welche nicht mehr als acht Personen zählten, geschlossen wurden, nämlich 116 Mönchsklöster mit 928 Mitgliedern, und vier Nonnenklöster. Vorher aber hatte man ihnen die Aufnahme verboten und sie zum Aussterben verurtheilt. Um Mitternacht drangen Offiziere mit Soldaten in die Klöster und schleppten die Bewohner fort. Entweder wurden sie in schismatische Klöster gesteckt oder auf die Gasse hinausgestoßen. An anderen Orten wurden sie aus dem Gottesdienst fortgetrieben, so im Zarker Stift, einem Filialkloster der Pauliner von Czenstochau. Einer derselben wollte noch die heilige Messe lesen oder wenigstens etliche Abschiedsworte an die versammelte Gemeinde reden, welcher er viele Jahre vorstund, allein es wurde ihm nicht gestattet. Man zerrte ihn gewaltsam aus der Kirche, schleppte ihn über den Marktplatz der Stadt. Da es ihm ohnmächtig wurde, goß man einen Eimer Wasser über ihn, warf ihn der Länge nach auf einen Wagen, worauf sich die Russen auf seinen Körper setzten. Sogar die barmherzigen Schwestern schleppte man von Kranken, Krüppeln und Ster-

benden aus den Spitälern weg. Schon im Jahre 1839 waren von 2348 Priestern 701 nach Sibirien verbannt. Wer wollte zweifeln, daß nach dem Jahre 1863 die Zahl noch viel größer war? Der Capuciner Konarski wurde gehängt, nur weil er den Sterbenden auf dem Schlachtfeld beigestanden war.

Man drohte den Geistlichen mit Ketten, wenn sie es wagen würden, zu predigen, weil man hinter jedem Worte eine politische Anspielung witterte.

Selbst nicht einmal gegen die Brantweinpest durften die Priester predigen, weil mehrere Brennereien geschlossen werden mußten und der Brantwein ein Monopol der Regierung ist.

Man gieng so weit Spione als Priester verkleidet in die Beichtstühle zu schicken, um politische Gesinnungen auszukundschaften, und wurde ein solcher von Bürgern in Warschau an einen Laternenpfahl aufgehängt.

Muraview legte sogar eine Gesinnungssteuer von dreißig bis vierzig Procent denen auf, die ihm verdächtig schienen, also nicht einmal die Gedanken sollten zollfrei sein. Man pfändete, verkaufte oft ein Pferd für zwei bis vier Rubel. Russische Offiziere waren meistens die Käufer oder man verwüstete die Felder und brannte die Häuser ab. Geistliche und Kirchenvermögen mußten dreißig bis vierzig Procent Contributionen bezahlen. Beten, Singen, Lesen aus polnischen Gebetbüchern wurde verboten, selbst das Mitbringen in die Kirche wurde untersagt; ebenso lateinische Gebete und Gesänge, weil die Russen sie nicht verstunden und wieder politische Verbrechen dahinter witterten.

Der Polizei-Inspector in Luck, welcher in einer katholischen Kirche Untersuchung hielt, ließ sich auch das Meßbuch zeigen, wovon er als Stockrusse natürlich keinen Buchstaben verstand. Er wollte schon das Buch mit wichtiger Miene wieder zurückgeben, als er in einer Ecke der Sakristei ein zweites Exemplar erblickte. Sofort stürzte der Russe darauf zu. Was ist das? — rief er wüthend. — Ah! jetzt hab' ich's, das ist das verbotene rebellische Buch, woraus ihr eueren Polen die Messe vorlest, während das, welches man mir gezeigt hat, das erlaubte ist! Alle Vorstellungen des

Pfarrers, daß in katholischen Kirchen, wo es auch Seitenaltäre gebe, mehrere Meßbücher vorhanden und das ergriffene mit dem ersteren völlig gleichlautend sei, halfen nichts und Pfarrer und Meßbücher wurden unter Schimpfen und Fluchen nach dem Bureau des Oberpolizeimeisters gebracht, wo der Irrthum sich allerdings aufklärte; aber der Polizeichef versäumte nicht zu sagen: Sehen Sie, Herr Pfarrer, das kommt davon, wenn man nicht zur Staatsreligion gehört und lateinisch betet. Würden Sie gut russisch beten, so wäre Ihnen diese Geschichte nicht passirt.

So erstreckt sich also in den altpolnischen Provinzen die Verfolgung der katholischen Religion bis in's Kleinste, und gieng von der raffinirtesten Grausamkeit bis in's Lächerliche. Was sagt zu all' diesem das übrige Europa oder was thuet es? Rein nichts. An die Stelle des früheren Polenschwindels war jetzt kalte Gleichgültigkeit getreten. Keine Macht erhob auch nur ein Wort gegen diese Barbareien. Wenn etliche Juden in Rumänien durchgeprügelt werden, so erhebt sich in ganz Europa ein Zetergeschrei, wenn aber in Polen ein ganzes Volk zertreten wird und sich im Staube windet, so zeigt sich, wie ehemals bei Irland keine Sympathie, blos weil Polen katholisch ist und die katholische Religion als sein National-Heiligthum und als Hauptstütze seiner Nationalität betrachtet.

Ja, so weit ist es gekommen, daß der Liberalismus aus Haß gegen die katholische Kirche die russische Bärenart, welche alles Katholische unter ihren Füßen zermalmt, als Fortschritt in der Civilisation begrüßt.

Wohl ist wahr, daß der neue Czar die Leibeigenschaft aufgehoben hat, was aber in Polen keine andere Bedeutung hat, als daß er die Bauern gegen den Adel aufhetzte, sie zu Mord und Brand reizte, um Trennung in die Nation zu bringen und allein zu herrschen nach dem Sprichwort: Theile und herrsche, und alsdann uns aus Leibeigenen der Edelleute unter Auflegung der nämlichen Lasten zu Leibeigenen der Krone zu machen und so den Schnaps, welcher Monopol der Regierung ist, desto besser zu verwerthen.

Dagegen wird in Rußland selbst der Knechtssinn und die hündische Kriecherei so gepflegt, daß der russische Metro-

polit, als er den Großfürsten Thronfolger der dänischen Prinzessin Dagmar antraute, in der Trauungsrede gesagt haben soll: „Gott der Herr hat die Erde so schön geschaffen, um unserem großen Czaren eine Freude zu machen. Die Früchte reifen nur deßhalb in schwellender Pracht, um seine Tafel zu zieren, die Blumen duften nur deßhalb so schön, um durch diesen Duft ihn zu erquicken, denn er ist der Gesegnete des Herrn und Alles, was erschaffen, ist zum Segen da für ihn. Gelobt sei der Czar!"

Während so ganz Europa feige schwieg, wagte Papst Pius IX. allein es in einer Ansprache vom 26. April 1864 das Kind bei seinem rechten Namen zu nennen, und diesem mächtigsten Monarchen der Welt die Wahrheit zu sagen.

„Ich will nicht gezwungen sein," sagte der muthige Papst, „eines Tages vor dem ewigen Richter auszurufen: Wehe mir, daß ich geschwiegen habe. Ich fühle mich angetrieben einen Potentaten zu verdammen, dessen Namen ich in diesem Augenblick nur verschweige, um ihn in einer anderen Rede zu nennen, einen Potentaten, dessen ungeheueres Reich sich zu den hyperboreäischen Regionen erstreckt.

„Dieser Potentat, der sich fälschlich den Katholischen des Ostens nennt, während er nur ein aus dem Schooße der wahren Kirche verstoßener Schismatiker ist, dieser Potentat unterdrückt und tödtet seine katholischen Unterthanen, die er durch Strenge zur Empörung getrieben hat. Unter dem Vorwande diese Empörung zu unterdrücken, rottet er den Katholicismus aus. Er deportirt ganze Völkerschaften in die nördlichsten Gegenden, wo sie sich aller religiösen Unterstützung beraubt sehen und ersetzt sie durch schismatische Abenteuerer. Er verfolgt und tödtet die Priester. Er versetzt die Bischöfe in das Innere seines Landes und obgleich er andersgläubig und schismatisch ist, so wagt er es noch einen von mir gesetzlich in seiner Jurisdiction eingesetzten Bischof abzusetzen. Der Unsinnige weiß es nicht, daß ein katholischer Bischof auf seinem Bischofssitz oder in den Katakomben immer derselbe ist und sein Charakter unvertilgbar."

Doch kehren wir wieder zur Geschichte des alten Polen zurück.

Schlußkapitel.

Die flüchtigen Ankömmlinge. Freundliche Einladung. Auf nach Wyscowicz. Die Aufnahme im Pfarrhof. Unter den Wölfen. Die Schenke im Wald. Das kalte Bad. Am nämlichen Tische. Allerhand Gedanken. Der letzte Händedruck. Auf dem Baseler Bahnhof. Ende der Geschichte des alten Polen.

1.

Es war also um die Zeit, da die polnische Revolution des Jahres 1863 niedergeschlagen war und tausende Flüchtlinge wieder über Deutschland den Weg nach Frankreich und in alle Welt machten. Der alte Pole hatte sich während den kritischen Tagen zu Hause ganz eingedeckelt und kaum hier und da gleichsam lauernd den Kopf herausgestreckt.

Jetzt aber, da die Zuzüge seiner Landsleute auch München berührten, kam er wieder täglich in Oberpollinger, wo sie meistens Absteigquartier nahmen und sich erst von dort aus in die übrigen Gasthäuser vertheilten, wo schon Quartiere für sie vorausbestellt waren.

Hei da! was war dies für ein Leben; kamen ja an einem einzigen Abend nicht weniger als vierhundert Polen an und bald darauf Langiewicz selber mit seinem Adjutanten, Fräulein Pustowoitoff, Tochter eines russischen Generals, welche in allen Schlachten an seiner Seite geritten war und ihn auch in die Fremde begleitete.

Leute von jedem Alter, Knaben von fünfzehn Jahren, trotzige Jünglinge und bärtige Greise, Edelleute und Handwerker, Pfarrer und junge Kapläne, Domherren und Ordensgeistliche, Franziskaner und Kapuciner füllten die weiten Räume an. Darunter manche von den früheren geheimnißvollen Reisenden und manche Bekannte des alten Polen. Was aber am meisten zum Verwundern war, Keinem sah man Verzweiflung oder auch nur die geringste Niedergeschlagenheit an. Dies war wieder ein Händedrücken, ein Herzen und Küssen, eine wechselseitige Gastfreundschaft und Mittheilen gleichsam des letzten Groschens, als ob alle Brüder einer Familie wären, ein Austausch des Erlebten

und Freundschaft knüpfen, wenn man einander noch nie gesehen hatte. Es war dies wirklich rührend. Dabei bemerkte man aber doch wieder eine gewisse Geheimnißthuerei und daß nicht alle einander zu trauen schienen. Denn oft leerte sich plötzlich der Tisch, wenn Einer oder der Andere sich daran setzte und kamen sie an allen Tischen herum. Alle aber waren, trotz ihres Unglücks, voll rosiger Hoffnungen und redeten von baldiger Heimkehr. Ja manche waren im Begriff von München aus nur auf einem andern Weg gleich wieder die Heimreise anzutreten. Auch ich wurde als Freund des alten Polen selbst von solchen, die kein deutsches Wort kannten und sich mir kaum verständlich machen konnten, hoch gefeiert.

Auch der alte Pole war voll Herzensfreude und schleppte mich an allen Tischen herum.

Ein polnischer Pfarrer konnte mir nicht genug die Schönheit seines Vaterlandes schildern; er war ebenfalls im Begriff unverweilt wieder zurückzukehren und lud mich dringend ein, ihn recht bald in Polen zu besuchen, denn mit den Moskowitern dauere es doch nicht mehr lange und werde man sie bald zum Land hinaus geschlagen haben. Mit einem Worte: sie benahmen sich mehr als Sieger, statt, was sie im Gegentheil waren, als arme Versprengte. Man hätte glauben sollen, sie kämen aus einer gewonnenen Hauptschlacht oder seien auf einer Vergnügungsreise. Ich hatte nun gerade keine Lust mit ihnen nach Polen zu gehen und allenfalls sibirische Luft zu schmecken, aber den Besüch mußte ich versprechen; dies thaten sie nicht anders und mit einem „auf baldiges Wiedersehen“ reiste der Pfarrer seelenvergnügt wieder heimwärts, mir die Hände schüttelnd und seine Einladung wiederholend. Nur die Ordensgeistlichen saßen ziemlich trübselig da, wie Vögel, die man aus ihrem Nest geworfen hatte, denen die Welt fremd vorkam.

Ich konnte diese Zähigkeit, glühende Vaterlandsliebe und heldenmäßige Ausdauer von steter Hoffnung belebt, bei einem so oft und namenlos getäuschten Volke nicht genug bewundern. Aber wie mußte ich erst erstaunen, als kurze Zeit darauf, da noch immer neue Flüchtlinge kamen, mir der alte Pole auf der Straße begegnete und mir freude-

strahlend eröffnete: er habe einen Paß vom russischen Gesandten erhalten und werde in wenigen Tagen in sein geliebtes Polen zurückkehren, vorerst zu seinem Freunde, dem alten Pfarrer (den er aber, vorübergehend gesagt, erst im Oberpollinger kennen gelernt hatte), dieser habe ihm einstweilen freundliche Aufnahme versprochen. Ich traute meinen Ohren nicht, allein der alte Pole blieb bei seiner Versicherung. Es fehle ihm nur noch an Geld die Reise zu bestreiten. Als ich nach einigen Tagen ihn besuchte, war wirklich der alte Koffer schon wieder gepackt. Da halfen keine Vorstellungen und kein Abreden, schreckten keine Befürchtungen und konnten keine drohenden Gefahren ihn wankend machen, denn, wie er sagte, hänge jetzt von der Benützung dieses Augenblicks sein Lebensglück ab. Nur Geld! Geld! sollte herbeigeschafft werden. Ich hatte Mitleid mit dem armen Manne und da ich Freunde in München hatte, vermittelte ich, daß ihm das Nöthige beigesteuert wurde.

Die Reiseroute führe ihn, sagte der alte Pole, bei Myslowicz über die Grenze: „Hoffentlich," sagte er, „werden Sie mich in Polen einmal besuchen, denn per Eisenbahn ist man jetzt bald dort."

Ja! Ja! sagte ich, trübselig lächelnd, nach Myslowicz werden wir uns alsdann bestellen, aber Polen werde ich jedenfalls schwerlich betreten.

Das Vorhaben des guten Mannes schien mir so unsinnig und waghalsig unter den damaligen Verhältnissen, daß ich ganz niedergeschlagen war und die armen Leute in der Tiefe meines Herzens nur bedauern konnte.

Wisniewski aber verließ in kurzer Zeit allenthalben bei seinen Bekannten noch lachend Abschied nehmend, mit Margaretha, seelenvergnügt München, wie er sagte, auf Nimmerwiedersehen in diesem traurigen Deutschland. Auch Finettle, der das Reisen gewohnt war, schien sich wenig daraus zu machen und auf eine große Reise ganz gefaßt zu sein.

Ich begleitete die guten Leute in einer traurigen Stimmung nach dem Bahnhof. Ich konnte eine Thräne des Mitleids kaum unterdrücken. Also in Myslowicz sehen

wir uns wieder. Ja! Ja in Myslowicz, versetzte ich tief verstimmt.

Der alte Pole, der im nämlichen Reisecostüm war, wie ich ihn zum erstenmal im Oberpollinger gesehen hatte, wickelte sich auf die Nacht in seinen Pelzrock ein, zog die Pudelmütze bis über die buschigen Augbrauen. Maugoschatta nahm Finettle in Tücher eingehüllt auf den Schooß. Die Lokomotive pfiff; noch ein Abschiedswink und der Zug raste fort — also nach Myslowicz.

2.

Wiederum waren mehrere Monate vergangen. Ich hatte den alten Polen gerade vergessen, aber ich dachte: vielleicht sei er schon auf dem Weg nach Sibirien, so erhielt ich ganz unerwartet einen Brief von Thorn. Er lautete ungefähr so: Mein lieber Freund! Seit einigen Tagen sind wir aus Polen nach vielen Beschwerlichkeiten in Thorn angekommen, wo ich seither krank lag, allein hier ist unseres Bleibens nicht. Unsere Verwandten sind theils gestorben, theils in so armen Verhältnissen, daß sie uns kaum noch einige Zeit behalten können, damit wir uns von den Mühseligkeiten der Reise erholen. Wir sind aller Mittel entblößt und doch wissen wir uns nirgends hinzuwenden, als wieder nach München. Aber woher Geld nehmen zu einer so weiten Reise? Sie werden uns in dieser Noth gewiß nicht verlassen. Suchen Sie doch bei ihren Freunden nochmals uns das Reisegeld aufzutreiben und hoffen wir alsdann in kurzer Zeit Sie wiederzusehen. Zugleich bitten wir Sie uns bis dort für ein passendes Logis besorgt zu sein. Ihr dankbarer Freund Wisniewski.

Ich ließ vor Erstaunen den Brief schier zu Boden fallen. Dies gieng mir doch über meinen Horizont. Endlich gewann das Mitleid wieder die Oberhand. Er kam doch nicht nach Sibirien, dachte ich.

Abermals lief ich in der Stadt herum, bis ich das Geld beisammen und eine passende Wohnung für die armen Leute ermittelt hatte und kurze Zeit nachher saß der Pelzmann mit Margareth und Finettle wieder eben so schlotternd

und brustkrämpfig, wie das erstemal, im Oberpollinger am nämlichen Tische mit mir und ein Doppelkümmel war jetzt nothwendiger, als je. Auch Finettle sehnte sich begierig wieder nach einem Wurstzipfel.

Die guten Leute hatten wirklich bei Myslowicz die polnische Grenze überschritten und glücklich nach beschwerlichem Hin- und Herfragen und Fahren das bezeichnete Pfarrdorf erreicht und zwar kamen sie zur Nachtszeit in den Ort. Sie pochten an dem einsam stehenden Pfarrhof neben der von Holz erbauten Kirche an; allein wie erschrak der Pfarrer, als er Gäste und gar noch den neuen Freund aus dem Oberpollinger erkannte. Er entfärbte sich und sein Gesicht wurde kreideweis. Wir sind beide verloren, sagte er, wenn man uns bei einander antrifft, denn wir erwarten jeden Tag russische Soldaten und wird alles nach Flüchtlingen durchsucht.

Wisniewski zeigte nun seinen russischen Paß und berief sich darauf.

Dies ist Alles nichts. Es gilt für einen Flüchtling weder eine Amnestie etwas, noch ein Paß. Ich will Sie heute Nacht noch verborgen halten, Morgen vor Tagesanbruch müssen sie fort. Sonst ist Sibirien für uns alle gewiß. Zum Glück haben die Russen wirklich die Hände so voll im Lande zu thun, daß sie bis jetzt noch nicht in diese Gegend gedrungen sind. Damit ließ er die Gäste, nochmals scheu zur Hausthüre hinausschauend, erst in das Zimmer. Der Pfarrer holte eine Flasche Fruchtbrantwein, ein Stück Schafkäs und schwarzes Gerstenbrod und setzte es den Reisenden auf und ließ einen warmen Thee bereiten. Morgen früh, sagte er, lasse ich euch auf meinem Schlitten fortführen. Mein Knecht weiß die Wege über einsame Gehöfte und durch die Wälder, wo es noch vor den Russen sicher ist. Halbwegs bestellt er alsdann einen Bauer, der euch an die Weichsel führt, wenn es auch Nacht wird, desto besser. Ueberdies wurde der Kosakenkordon, der an der Grenze war, beim letzten Aufstand versprengt und ein gut Theil aufgehängt, der Kordon ist noch nicht wieder hergestellt. Aber ich sag' es: haltet euch nicht auf und macht, daß ihr über die Weichsel kommt. Dies war der Empfang im Vaterlande. Der Pfarrer

brachte noch einen Theil der Nacht mit Lamentiren zu, wies Jedem in einem abgelegenen Theil des Hauses eine Ruhestätte auf Schafpelzen an und spedirte sie noch ehe es Tag wurde unter vielen Entschuldigungen durch seinen Knecht weiter.

Der Knecht führte die guten Leute in einem Bretterkasten, der mit Stroh gefüllt war und auf zwei Schlittläufen befestigt war, nur durch etliche Schaffelle geschützt über öde weglose Schneeflächen mit schneegefüllten Gräben und durch einsame Waldwege. Nur hier und da ließ er in einer einsamen Judenschenke die Rosse ausdampfen und wusch seine Gurgel mit Kartoffel-Schnaps, während die Reisenden ihren Thee, den sie mit sich führten, selber bereiteten. Halbwegs kehrte der Knecht bei einem Edelsitze wieder um, nachdem er einen Bauer mit einem Schlitten aufgetrieben, welchen die Reisenden aber selber voraus bezahlen mußten. Dieser sollte sie bis an die Weichsel führen. Wieder gieng es über flache Schneefelder abwechselnd mit großen Kieferwäldern, je näher sie der Weichsel kamen, wiederum nur hier und da einen einsamen Edelsitz mit einer Schnapsbrennerei und etlichen elenden Holzhäusern antreffend, in welchen die Schenke, welche dem Edelmann gehörte in der Regel an einen Juden verpachtet war. Der Bauer, welcher gerne dem Schnaps zusprach, blieb trotz alles Drängens gerne sitzen und war schier nicht vorwärts zu bringen. So überfiel die Reisenden bald die Nacht. Aber jetzt fingen erst die ächt polnischen Wälder an. Dichte Finsterniß brach bald ein, nur der Schnee leuchtete kümmerlich in den dunkelen Nadelwäldern. Der Himmel hing schwer von Schneegewölk, kein Stern flimmerte am Firmament. So gieng es mehrere Stunden fort, als man plötzlich ein dumpfes Heulen vernahm. Finettle spitzte ängstlich die Ohren; die Rosse wurden stutzig; Margareth fragte betroffen, was dies sei? Es sind Wölfe, sagte der Bauer, hielt an, kehrte auf dem Wege um und ehe die Reisenden es sich versahen, hatte er den alten Koffer hinten abgeschnallt und unter einen Baum gestellt.

Ich fahre nicht mehr weiter, sagte der halbbesoffene Bauer, ich will nicht wegen einem Rubel meine Rosse und

mein Leben einbüßen. Da half kein Bitten und Versprechen. Der Bauer wich nicht von der Stelle. Mit dem besoffenen Kerl war nichts anzufangen. Es ist nicht mehr weit, sagte er, ich kann mir aber die Wölfe nicht über den Hals kommen lassen. Laßt den alten Kasten liegen und lauft gerade aus, so kommt ihr in das nächste Dorf an der Weichsel und an die Hauptstraße, welche nach Thorn führt.

Die Reisenden mußten gern oder ungern aussteigen; der Bauer wollte kein Geld mehr zurückgeben, stieß einen polnischen Fluch aus und fuhr in rasendem Galopp heimwärts.

Da stunden nun die Reisenden mitten in der kalten Winternacht im finsteren Wald alleinig bei ihrem Koffer, welcher ihre wenigen Habseligkeiten enthielt, nicht wissend, was anzufangen. Keines wollte das Andere verlassen und doch sollten sie Hilfe suchen; den Koffer aber konnten sie auch nicht im Stiche lassen; überdies wußten sie nicht, ob der Bauer gelogen und sie über die Entfernung getäuscht habe. Sie setzten sich auf den Koffer und kauerten sich in der eisigen Kälte zusammen. Margareth betete und weinte. Nichts vernahmen sie in die weite Runde als das ferne oder wieder nähere Heulen der Wölfe. Es war eine schreckliche Nacht. Sie mußten sich hüten, daß der Schlaf sie nicht überfalle und wußten nicht ob sie eine Beute der Kälte oder der Wölfe werden. Da hörten sie plötzlich Schellengeklingel. Es kam ein Schlitten mit mehreren Männern, die nach Art der Bauern in Schaffelle gekleidet waren. Der Schlitten war mit einigen großen Säcken beladen.

Finettle schlug an, die Männer wurden stutzig. Der Schlitten hielt an. Die armen Reisenden schilderten, wie sie in diese traurige Lage gekommen seien und baten flehentlich um Hilfe.

Topp! sagte der älteste der Männer, indem er den Kopf schüttelte: Ich meine immer, ihr gehet den Russen aus dem Wege, es kommt heutzutage besonders so vor. Doch wir Polen müssen zusammenhelfen. Wir haben nicht mehr weit bis zu einer Schenke im Wald und dann geht's rasch dem nächsten Ort an der Weichsel zu. Bis zur Schenke können wir schon laufen. Wir sind dort bekannt. Steigt

ab ihr Burschen und laßt die zwei Leute aufsitzen und packt den Koffer nach hinten auf! Wir kommen bald. Damit stiegen zwei junge rüstige Kerl ab, luden den Koffer auf, der Fuhrmann aber fuhr mit den Reisenden der Scheuke zu.

Der Wirth stutzte nicht wenig, als er mit der Laterne heraus kam und die zwei fremden Personen auf dem Wagen sah. Keine Gefahr, sagte der Fuhrmann halblaut zum Wirthe; es sind polnische Flüchtlinge. Der Alte kommt mit seinen zwei Buben hinten nach. Damit gab sich der Wirth zufrieden, zündete das Feuer an und die Reisenden konnten sich am Ofen erwärmen und sich einen Thee bereiten, während dessen auch der Alte mit den Burschen eintraf.

Ich gebe Euch einen guten Rath, sagte der Alte, welcher der Vater der zwei jungen Burschen war, zu Wisniewski: Es sind zwar noch keine Russen im nächsten Orte, aber wie Ihr wisset, fehlt es an Spionen nirgends. Wer weiß, was euch in den Weg laufen kann. Geht mit uns! wir gehen heute noch in preußisches Gebiet. Dort seid Ihr sicher. Diese dort, indem er auf Margaretha deutete, soll der Bauer, der sonst nur bis hier an die Schenke gefahren wäre, mit dem Koffer in's nächste Ort führen. Sie kann dort auf der Landstraße die Post benutzen. Ihr treffet alsdann einander wieder in Thorn. Wir können weder sie, noch den Hund auf unserem Wege brauchen. Das Weibsbild läßt man wirklich schon noch passiren. Aber merkt's euch, wir können nicht mehr lange warten.

Wisniewski war damit zufrieden, er verständigte sich mit Margareth und eine halbe Stunde später trennten sie sich von einander. Die Männer luden die Päcke vom Schlitten ab, schnallten sie auf den Rücken und Wisniewski merkte bald, daß er im Gefolge von Schmugglern war, welche Pelzwaaren über die Grenze brachten.

Es gieng von der Straße ab durch Nebenwege, in welchen fußtief der Schnee lag. Bald aber traten sie zum Wald hinaus in einen dichten Nebel hinein. Aufgepaßt! flüsterte der Alte, indem er ein langes Seil herauszog, an welchem sich jeder halten mußte, um einander im Nebel nicht zu verlieren. Der Alte gieng an der Spitze, alsdann folgten die Burschen, zuletzt Wisniewski, so mußten sie im Gänse-

marsch hinter einander in einer Linie laufen. Strengstes Stillschweigen war geboten. Dem alten Polen kam es vor, als ob er auf einer überschneiten Eisdecke laufe und doch konnte er in dem Nebel nichts unterscheiden. Es war ihm ganz unheimlich zu Muth in der dichten Finsterniß. Dennoch sah man in verschiedenen Entfernungen Lichterschein, es waren, wie sich später herausstellte, Grenzwächterposten, so gieng es ziemlich lange, es war heillos glatt. Plötzlich ein Krach und ein Pumps und Wisniewski lag bis unter die Arme im Wasser und zog den Vordermann beinahe rücklings auf die Eisfläche. Der Alte hielt still und kehrte vorsichtig zurück. Es macht nichts, flüsterte er Wisniewski in die Ohren, wir sind schon auf dem Sand und haben nur noch etliche Schritte an's Ufer, wenn auch Alles bricht. Der Wachtposten ist schon umgangen. Die Burschen halfen nun dem Gesunkenen mit vieler Mühe aus seiner Gefangenschaft; der alte Pole hatte, ohne daß er es ahnte, die erst frisch zugefrorene Weichsel passirt. Er war pudelnaß auf preußischem Boden angelangt, jedoch jetzt in Sicherheit. Bald war er in Thorn, wo er Margareth, Finettle und den Koffer wohlbehalten antraf, aber von Erkältung und Schrecken in ein heftiges Fieber fiel und erst nach längerer Zeit sich erholte. Bis München bot die Reise wenig Interessantes dar, aber der gute Mann spürte noch lange seine Polenreise in den Rippen und war für lange Zeit abgekühlt.

3.

Fortan blieb der alte Pole wieder in München, obwohl er auch jetzt noch keine Ruhe hatte und war wieder um eine getäuschte Hoffnung reicher. Ich kam von nun an nur hier und da mit ihm zusammen. Er sagte mir, daß ihm sein Bruder Stanislaus von Zeit zu Zeit eine kleine Unterstützung schicke und daß er erst vor Kurzem einen Brief von ihm erhalten habe, worin es hieß: Wie ich aus Warschau erfuhr, so ist unsere liebe Schwester Coletta in den Armen Angelica's gestorben, nachdem sich ihre Gesundheit noch soweit gebessert hatte, daß sie die heiligen Sacramente empfangen konnte und sie eines sanften Todes entschlummerte. Gott sei ihrer Seele gnädig.

Im Ganzen führten die guten Leute nachher, wie vorher, ein kümmerliches Leben.

Diese Geschichte des alten Polen machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck.

So traurig sie lautet und so sehr sich das innerste Gefühl sträubt, das Herz verwundet wird und sich empört eine solche endlose Kette von Religionsbedrückungen, Gewaltthaten, Gräueln und Verbrechen gegen die Menschlichkeit anzuhören oder zu lesen, so ist dieselbe dennoch für jeden denkenden Menschen lehrreich. Sie zeigt uns, was der Einzelne und ganze Völker für ihre heiligsten Güter, für ihren Glauben und ihre Religion dulden können und ist ein glänzender Beweis, daß brutale Gewalt, Hunger und Elend, Gefängniß und Ketten, Galgen und Rad, und Bajonett und Kanonen, Verbannung und Eisfelder so wenig, als der Hohn und Spott schweifwedelischer hündischer Kriecherei und Anbetung des Staatsgötzen gegen das katholische Gewissen vermögen, und daß der katholische Glaube und die katholische Kirche zwar zeitweis unterdrückt, scheinbar ausgerottet und zertreten werden können, aber immer wieder neu aufleben.

Ja! je grimmiger diese Verfolgungen wüthen, so können sie doch nur den Spreu von dem Waizen sondern. Glaube, Hoffnung und Liebe zeigen sich niemals herrlicher, als in den Tagen der Trübsal, sie sind unsterblich und können von keinem Bajonett erreicht werden, und wenn sie sich auch in das Heiligthum des Herzens flüchten müssen, sie tragen den Stempel der Unsterblichkeit an sich.

Die Geschichte der katholischen, allein wahren christlichen Kirche, ist die beste Lehrerin.

Es kommt eine Zeit: Die Schwerter sind verstumpft, die Blutlachen vertrocknet, die Arme der Henker ermüdet, die Bajonette versagen ihren Dienst, die Kanonenschläge sind verhallt, die Tyrannen sind gestorben oder unter dem Schutte ihrer eigenen Werke begraben, die Schlachtfelder grünen wieder, das Blut der Martyrer ist der Same neuer Christen, der Glaube tritt wieder desto heller an's Tageslicht.

Darauf allein beruht auch die Hoffnung der Polen für die Zukunft. Nicht nur Revolutionen, Waffenergreifung und blutigen Aufstand werden Polen retten, sondern die Treue

in ihrem katholischen Glauben macht die polnische Nation unsterblich.

Das Lamm hat die Welt besiegt.

Es wird alsdann die Zeit kommen, wo auch die erbittertsten Feinde der katholischen Kirche ihr die Achtung nicht werden versagen können, wo die Barbarei des rohen Moskowitenthums von der öffentlichen Meinung verabscheut und gebrandmarkt wird, und ein Schrei nach Gerechtigkeit durch ganz Europa hallt, wenn Europa nicht selber sich zur Barbarei verdammen will. So ist es noch allen rohen Gewalten gegangen und wird es allen ergehen, die sich an dem Heiligthum der Religion vergreifen, deren Trägerin für uns die römisch-katholische Kirche ist. Der Glaube ist stärker als die Gewalt.

Solche und ähnliche Gedanken durchkreuzten meinen Kopf. Endlich gegen Ende der sechsziger Jahre verließ ich München, um meinen Wohnsitz am Oberrhein aufzuschlagen. Als ich dem Polen noch die Hand zum Abschied drückte, konnte ich mir wohl vorstellen, daß es das Letztemal sei. Ich stund fortan in keiner Verbindung mehr mit ihm. Beim Abschied sagte er mir: „Ich werde auch nicht mehr lange in München bleiben.“

Der Krieg von 1870 raste unterdessen über Frankreich. Paris war eingeschlossen; der Hunger wüthete in dem Babylon der neuen Zeit; die Commune-Wirthschaft hauste mit all' ihren Schrecken, während die Deutschen, Gewehr bei Fuß, ruhig dem selbstverschuldeten Elende zuschauten. Endlich war auch dieses Trauerspiel abgelaufen. Von Zeit zu Zeit besuchte ich den Basler Bahnhof, um Neuigkeiten zu erfahren.

Eines Tages, da gerade ein Zug Turko's und Zuaven aus der Gefangenschaft auf ihrem Rückweg nach Frankreich viele Neugierige angelockt hatte, befand auch ich mich zufällig dort und betrachtete diesen Mischmasch von menschlichem Elend, und nebenbei dieses Hin- und Herwogen von Fremden. Da ward gerade ein Glockenzeigen gegeben.

Wohin geht dieser Zug? fragte ich den Portier.

Leopoldshöhe, Haltingen, Müllheim, Freiburg, Frankfurt u. s. w.

So hatte ich die schon oft gehörte Litanei. Plötzlich huschte eine junge schwarz gekleidete Dame an mir vorüber. Ich schaute um: Wahrhaftig Maugoschatta!

Ich wollte mir Gewißheit verschaffen und eilte ihr nach. Wirklich war es Margareth, die Nichte des alten Polen.

Was? Wie? Woher? Sind Sie es wirklich, Fräulein Margareth? Eine Frage drängte sich auf die andere.

Woher? war die erste Frage, nachdem wir uns zu wechselseitigem Erstaunen erkannt hatten. Direct von Paris, war die Antwort.

Wo ist denn der Herr Onkel?

Da fing sie an zu weinen. Ach! Er ist während der Commune in Paris gestorben! Sie wissen ja: Er hatte keine Ruhe mehr in München. Ich glaube: Der Tod hat ihn fortgetrieben. O welch' schreckliches Elend mußten wir erleben! Ja, das Elend hat den armen Mann noch vollends umgebracht. Bei diesen Worten schluchzte sie noch heftiger und auch mir traten Thränen in die Augen. Also hat der gute Mann endlich Ruhe gefunden, fügte ich theilnehmend bei. Wo haben Sie denn Finettle?

Ach! das arme Thier überlebte meinen Onkel nicht mehr lange. Es gieng an Gram über den Verlust seines Herrn zu Grunde.

Wohin aber wollen Sie jetzt?

Ich muß noch mit diesem Zuge, erwiederte Margareth, nach Frankfurt und von dort nach Hause. Ein Todfall ruft mich dorthin. Eine kleine Erbschaft wird, wie ich hoffe, meine bedrängte Lage und nunmehrige Verlassenheit in Etwas lindern.

Ich überreichte ihr meine Karte mit Adresse.

Sie werden mir doch bald schreiben, wie es Ihnen seit München ergangen ist?

Gewiß, sagte Margareth, mein seliger Onkel hatte Sie nie vergessen und oft von Ihnen geredet. Er starb an Entkräftung christlich wohl vorbereitet. Sein letztes Wort war: Margareth! vertraue auf Gott. Er hat uns noch nie ganz verlassen, und da er schon das Bewußtsein ver=

loren hatte, lispelte er noch vernehmlich: Noch ist Polen nicht verloren und gab seinen Geist auf.

Einsteigen! rief jetzt eine barsche Stimme. Noch ein Händedruck und Margaretha flog von mir weg, kaum noch Zeit findend in den Wagen zu kommen. Wie betäubt blieb ich auf dem Perron des Bahnhofes stehen und schaute dem Zuge nach.

So, sagte ich zu mir, dies wäre also das Ende der Geschichte des alten Polen und traurig schritt ich von dannen.

12.000